

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise
Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

INHALT

Einführung	3
Dabeisein ist alles / <i>Wolfgang Jobo</i>	4
Johannes R. Bechers poetisches Prinzip / <i>Marianne Lange</i>	10
Gedicht / <i>Johannes R. Becher</i>	17
Geschichte in Geschichten / <i>Walter Schulz</i>	23
Die Geschichte vom Herrn Sire und dem Frühling / <i>Günther Rücker</i>	30
Land, in dem wir leben / <i>Christa Wolf</i>	49
Gedichte / <i>Hanns Cibulka</i>	66
Die zweite Literatur / <i>Günther Cwojdrak</i>	77
Gedichte / <i>Uwe Berger</i>	93
Wohin, Tom und Grit? / <i>Karl-Heinz Jakobs</i>	94
Ich glaube an das Gute im Menschen / <i>Elfriede Brüning</i>	131
Wir stellen vor / <i>Lektorat des Mitteldeutschen Verlages, Halle</i>	138

NEUE BÜCHER

Heinz Entner: Ein wirklich meisterlicher Dichter (Hans Sachs, Werke in zwei Bänden), S. 148; *Ursula Püschel*: Aus dem Alltag unserer Zeit (Elfriede Brüning, „Sonntag, der Dreizehnte“), S. 150; *Peter Gugisch*: Dem Leben auf den Fersen (zwei Anthologien, „Neue Landpostille“ und „Es war im Frühling 60“), S. 154.

UMSCHAU

Hans Hellauer: Literaturbrief aus Zürich, S. 157; *Marianne Schmidt*: Dramatik aus dem Äther, S. 161; *Eberhard Panitz*: Konferenz der „neuen Namen“, S. 167; *Karl Fischer*: Tagore und seine deutschen Interpreten, S. 168; Informationen u. a.

Das vorliegende Heft, im Monat des V. Deutschen Schriftstellerkongresses erscheinend, ist in stärkerem Maß noch als die letzten, vor allem in seinen theoretischen Beiträgen, diesem Ereignis gewidmet.

Ein Zufall, dem aber symbolische Bedeutung beigemessen werden kann, fügt es, daß in den Monat dieses Kongresses zwei Ereignisse fallen, die mit ihm in einem durchaus nicht zufälligen Zusammenhang stehen: Johannes R. Becher würde in diesem Monat siebenzig Jahre alt, Willi Bredel begeht seinen sechzigsten Geburtstag. Auch in ihrem Zeichen steht dieses Heft. Vorbild und Leitstern jeder auf seine Weise für die Jungen nicht nur, sondern für unsere junge sozialistische deutsche Nationalliteratur schlechthin, verkörpern sie in Person und Werk die besten Kräfte, versinnbildlichen sie die Quellen, aus denen der breite Strom unserer Literatur gespeist wird: Becher, der Bürgersohn, der seine Klasse verließ und, die besten humanistischen Traditionen unserer Kultur mit dem sozialistischen Humanismus vereinend, zur Arbeiterklasse stieß und so zum Dichter der Nation wurde; Bredel, Sohn der Arbeiterklasse, der, aus schwersten Anfängen im Kampf an und mit seiner Klasse wachsend, in seinem Werk Zeugnis ablegt von ihrer unbändigen und unwiderstehlichen Kraft. Beiden gilt unser aller Liebe und Verehrung. Willi Bredel darüber hinaus zu beglückwünschen haben wir, als Redaktion der NDL, besonderen Anlaß: Er war der Mitbegründer unserer Zeitschrift und fünf Jahre lang ihr Chefredakteur.

DABEISEIN IST ALLES

Der Türmer, der von seiner hohen Warte aus die unter ihm liegende Stadt betrachtet, hat einen großen Vorteil vor dem Bürger, der durch das Gewimmel ihrer Gassen geht: er übersieht – was dem anderen nicht gelingen kann – aus seiner Vogelschau das Gemeinwesen als ganzes wie auf einem Plan; und ein einziger Blick genügt ihm, Anfang, Verlauf und Ende einer Straße zu erkennen. Des gleichen Vorteils, vom räumlichen Abstand in den zeitlichen übertragen, erfreut sich der Schilderer vergangener Epochen vor dem, der über die Gegenwart berichtet: Geschichtsbücher und andere Quellen informieren ihn darüber, wie alles begann und endete, und ermöglichen es ihm, wesentliche Beweggründe und Ereignisse von beiläufigen und zufälligen zu unterscheiden.

So erscheint nichts einleuchtender als die Auffassung, der Schriftsteller bedürfe eines gewissen Abstandes, ehe er eine Zeit und ihre Probleme künstlerisch zu gestalten vermöchte; zum mindesten könnten große und den Tag überdauernde Werke über das Heute erst morgen geschrieben werden. Zwar versteigt sich keiner, der eine solche Meinung wenn auch nicht öffentlich vertritt, so doch im stillen hätschelt, zu der absurden und mit den Tatsachen in offensichtlichem Widerspruch stehenden Ansicht, über die unmittelbare Gegenwart könne oder solle überhaupt nicht geschrieben werden, wohl aber konstruiert er einen gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Gegenwartsthematik und künstlerischer Zweitrangigkeit, gar Minderwertigkeit. (Wobei er tatsächlich nicht gelungene Werke mit Gegenwartsthematik als Beweis für seine Auffassung heranzieht.) Da er aber selbst nicht zu den Zweitrangigen gehören möchte, sondern zu den Meistern, die für die Ewigkeit schaffen, schweigt er über die Gegenwart, bis sie historisch geworden ist und überläßt ihre Darstellung gnädig kleineren Geistern mit weniger ewigkeitsgerichteten Ambitionen.

Wir wollen nicht davon reden, daß, wer so denkt und handelt, im Nachtrab statt an der Spitze marschiert und die schönste, größte, freilich auch schwerste Aufgabe des Schriftstellers nicht anpackt, nämlich Sprecher, Beweger und Mitgestalter seiner Zeit zu sein. Wir wollen nur untersuchen, was es denn mit dieser „Theorie“ auf sich hat, die zwar bei uns in Wort und Tat längst Lügen gestraft und ad absurdum geführt worden ist, zum min-

desten aber als eine *reservatio mentalis*, ein innerer Vorbehalt, auch heute noch in manchen Köpfen geistert. Und wir wollen zugleich prüfen, inwieweit es in der Tat Schwierigkeiten beim künstlerischen Gestalten von Gegenwartsproblemen gab und noch gibt.

Wir kennen alle das oft und mit Recht angeführte, stichhaltige und historisch mannigfach erhärtete Argument gegen die „Theorie“ vom Abstand: Die weitaus meisten gerade jener literarischen Meisterwerke nämlich, die über Jahrhunderte, oft über Jahrtausende lebendig geblieben und auch heute noch nicht „veraltet“ sind, haben brennende Fragen der damaligen unmittelbaren Gegenwart aus der Sicht der Zeitgenossen behandelt, angefangen von den „Persern“ des Äschylos und der „Antigone“ des Sophokles über Dante, Cervantes und Shakespeare bis weit darüber hinaus. Und wenn man die letzten Jahrzehnte der Literatur überblickt, stellt man fest, daß – ganz im Gegensatz zu jener „Theorie“ – gerade solche Werke sich als die auch künstlerisch bedeutendsten erwiesen und alle Aussicht haben, die Zeiten zu überdauern, in denen wesentliche Probleme unserer Epoche behandelt worden sind. („Neuland unterm Pflug“ ist nur ein Beispiel für Dutzende.)

Wie war und ist dieses Phänomen zu erklären trotz jener unbestrittenen Vorteile, die der Schilderer vergangener Epochen offensichtlich hat? Zunächst einmal damit, daß der Gestalter der Gegenwart einen Vorteil besitzt, der den des zeitlichen Abstandes nicht nur aufwiegt, sondern, richtig angewandt, bei weitem überwiegt: Wer mitten durch das vielfältige Gewimmel der Straßen und Gassen sich bewegt und wer tagtäglich sich mit den Problemen seiner eigenen Zeit auseinandersetzt und herumschlägt, genießt den gewaltigen Vorzug, mit dabeizusein! Kein noch so fleißiges und detailliertes Studium der Vergangenheit, kein noch so tiefes Einfühlen in ihren Geist und ihre Probleme vermag dies zu ersetzen und auszugleichen: Zeitgenosse, Mitkämpfer, Mitleidender, Mitgestalter zu sein.

Freilich ist es damit nicht getan. Wir wollen und dürfen die Schwierigkeiten, die einer gültigen Darstellung der Gegenwart entgegenstehen, nicht mit pathetischen Phrasen wegwischen, verkleinern und verniedlichen. Sie sind im Gegenteil sehr viel größer als jene, denen sich die Schilderer vergangener Epochen gegenübersehen und auch sehr viel größer, als es manchen, die über die Gegenwart schreiben, bewußt ist. Und sie erfordern den ganzen Mann, den ganzen Künstler in weit stärkerem Maß. Was der Chronist des Vergangenen aus zahlreichen Quellen fix und fertig vorgesetzt bekommt, Beginn, Verlauf, Ende und Wesen der historischen Epoche, muß sich, wer unsere Zeit zu gestalten unternimmt, erst erarbeiten. Wo jener die Vielzahl der Fakten schon einigermaßen geordnet vorfindet und in dem Gewirr der Gassen und Gäßchen die Hauptstraßen, Plätze und wichtigen Gebäude unschwer erkennen kann, gerät dieser auf Schritt und Tritt in die

Gefahr, zufällige Begebenheiten, beiläufige Ereignisse, rein subjektive Erlebnisse, Ephemerer für wichtig, gar wesentlich zu halten und sich in Seitenpfaden und Sackgassen zu verirren, wobei er die große, zum Ziel führende Straße übersieht oder gar nicht findet. Er hat keine abgeschlossene Epoche vor sich, sondern befindet sich mitten im ständig wechselnden Strom der Zeit; und da er nicht mit der Sehergabe einer Cassandra ausgestattet ist, vermag er nicht von vornherein und ohne weiteres zu erkennen, wie der Weg vom Heute ins Morgen verläuft.

Schwierigkeiten also über Schwierigkeiten! Unter ihrem Aspekt entlarvt sich die sogenannte Abstandstheorie nicht als die Auffassung weiser Meister, sondern als das, was sie wirklich ist, als eine Flucht nämlich vor diesen Schwierigkeiten und als ein Mittel, ihnen bequem aus dem Wege zu gehen. Michelangelo, wohl der größte Künstler und gütigste Gestalter seiner Epoche, hat einmal gesagt, der Maler – er meinte den großen, meisterlichen – beginne erst beim Fresco, wo nichts korrigiert, ausradiert, abgespachtelt werden kann und darum jeder Pinselstrich, jeder Farbton sitzen muß. Entsprechend kann man behaupten, der meisterliche Schriftsteller erweise sich erst, wo er die Gegenwart anpackt und es ihm gelingt, mit den hundertfältigen Schwierigkeiten ihrer Gestaltung fertig zu werden. Die literarische Darstellung der eigenen Zeit ist gleichsam die Probe aufs Exempel, der Prüfstein für künstlerisches Vermögen.

Welche Mittel erfordert sie, wie kann diese Aufgabe bewältigt werden? Es wurde schon gesagt: Man muß dabeisein! Aber dieser Begriff muß näher erklärt, konkretisiert werden, soll er nicht deklamatorische Phrase bleiben. Das bloße körperliche Dabeisein bewahrt den Schriftsteller durchaus nicht gleichsam automatisch vor der Gefahr, sich im Unwesentlichen zu verlieren und dabei Entscheidendes, Typisches, das eigentliche Wesen unserer Epoche aus dem Auge zu verlieren. Das beweisen manche Beispiele unserer Gegenwartsliteratur. Die Forderung an den Schriftsteller, an die Basis zu gehen, ist richtig und nützlich, weil sie ihm den Weg zum Dabeisein weist. Sie wurde in den letzten Jahren hundertfach befolgt und hat teilweise gute Ergebnisse gehabt. Aber man würde die Dinge allzusehr vereinfachen, wollte man behaupten, die Befolgung der Parole „Schriftsteller in die Betriebe“ sei ein absolut sicheres Rezept für die Überwindung der Schwierigkeiten beim Schreiben von Gegenwartsliteratur, gar garantiere sie schon eine hohe künstlerische Leistung. Es kommt nicht selten vor, daß ein Schriftsteller, der sich ein halbes Jahr oder mehr in einem Betrieb oder in einer Genossenschaft aufgehalten hat, also dem äußeren Anschein nach ganz dabeigewesen ist, als literarische Frucht etwas mit nach Hause bringt, das zwar zufällig Erlebtes wiedergibt, aber über die wesentlichen Probleme so wenig aussagt, als wäre der Schriftsteller die ganze Zeit aus seiner Stube

nicht herausgekommen. Andererseits vermag ein Schriftsteller, der nur einen Tag lang eine Fabrik besucht hat, ein Werk zu schreiben, in dem Wesen und Probleme der Epoche in überzeugender und gültiger Weise dargestellt sind: nicht die zeitliche Dauer des Studiums der Wirklichkeit, sondern Art und Intensität dieses Studiums ist entscheidend.

Die literarische Gestaltung unserer Gegenwart kann durch bloße Fleißarbeit, durch Absolvierung von Betriebsaufenthalten allein nicht bewältigt werden. Dabeisein, wenn es zum künstlerischen Erfolg führen soll, bedeutet, mit der Zeit, mit ihren Menschen und deren Freuden, Nöten, Erfolgen und auch Zweifeln aufs engste verbunden zu sein, sich mit ihr und mit ihnen zu identifizieren. Dabeisein bedeutet weiter – und dies ist eines seiner wesentlichsten Merkmale –, nicht einfach Beobachter und Chronist zu sein, sondern Stellung zu beziehen, Partei zu ergreifen und mitzuhandeln. Und nur wenn der Schriftsteller eine feste weltanschauliche Position und damit auch das Bewußtsein einer Perspektive hat, wird das Dabeisein, werden die überreichen Eindrücke und Erlebnisse in seinem Werk wirksam und fruchtbar. Der Ariadnefaden, der aus dem Labyrinth der Sackgassen, Irrwege und hundertfachen Schwierigkeiten führt, ist die Kenntnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge und das Wissen um die künftige Entwicklung. Alle Betriebsaufenthalte nützen dem Schriftsteller wenig, wenn er darüber nicht verfügt. Nur auf diese Weise kann er, der sich an die Gestaltung der Gegenwart macht, vermeiden, daß er sich in Zufälliges, Beiläufiges, Belangloses verliert, nur so vermag er, die oft verwirrende Fülle seiner Erlebnisse, Eindrücke, Erfahrungen ordnend, Unwesentliches vom Wesentlichen wie die Spreu vom Weizen zu trennen. Nur so kann er endlich, ohne Cassandra zu sein, unsere Gegenwart mit dem Blick auf die Zukunft darstellen.

Intensive Kenntnis der Wirklichkeit unseres Lebens, Parteilichkeit, weltanschaulich klare Position, Wissen um die Perspektive – das ist für unsere Schriftsteller, die die Gegenwart künstlerisch darstellen, der „Ersatz“ für den Abstand. Es ist die Methode, die es uns ermöglicht, ohne zeitlichen Abstand und dennoch gültig die Wesenszüge unserer Epoche literarisch zu gestalten. Es ist die von manchen Zweiflern für „überholt“ oder „überflüssig“ gehaltene Methode des sozialistischen Realismus. Er begreift alles in sich, was wir unter dem Dabeisein des Schriftstellers verstanden wissen wollen.

Sind in diesem Sinne nur jene dabei, die sich die unmittelbare Gegenwart zum Thema wählen? Zählt womöglich nur ein Werk mit solcher Thematik zur Gegenwartsliteratur? Wollte man dies bejahen, so würde man nicht nur den Gegnern Wasser auf ihre von trüben Bächen gespeisten Mühlen geben, sondern vor allem unsere Literatur zu ihrem eigenen Schaden einengen. Nach wie vor werden geschrieben und sollen geschrieben werden Werke über die mehr oder weniger weit hinter uns liegende Vergangenheit, Werke

über historische Stoffe. (Kubas ebenso guter wie erfolgreicher „Störtebeker“ ist nur ein Beweis für viele.) Der Unterschied zu historischen Wälzern verstaubten Stils besteht „nur“ darin, daß auch diese geschichtlichen Werke von heute vom Standort der Gegenwart und aus unserer weltanschaulichen Sicht und für die Menschen unserer sozialistischen Epoche geschrieben werden, daß sie im historischen Gewand geistige Waffen unserer Zeit und für unsere Zeit sind – so wie auch Dante oder Cervantes oder Shakespeare und viele Große der Weltliteratur in mancherlei Gewändern die parteiliche Auseinandersetzung mit ihrer Epoche nicht etwa verborgen, sondern für jeden Zeitgenossen deutlich erkennbar führten, so wie sie ihrer Zeit den Spiegel vorhielten, damit die Menschen sich selbst erkennen. Unsere Schriftsteller, die auf diese Weise und mit dieser Absicht Vergangenes zum Thema wählen, müssen nicht weniger dabeisein wie jene, die über einen Betrieb unserer Republik schreiben, und sie gehören ebenso legitim wie jene zu den Schöpfern von Gegenwartsliteratur.

Nachdem dies unmißverständlich und mit Nachdruck gesagt worden ist, darf und muß mit ebensolchem Nachdruck erklärt werden, daß es die Hauptaufgabe vor allem unserer jüngeren Schriftsteller ist und bleibt, in ihren Werken unsere Zeit und das neue Menschenbild zu gestalten. Millionen Leser verlangen die künstlerische Darstellung von Menschen, die man lieben, die man sich zum Vorbild nehmen und mit denen man sich im besten Falle identifizieren kann. Diese Forderung kann aber nur von einem Schriftsteller erfüllt werden, der selbst die Menschen seiner Umwelt nicht nur begreift, sondern auch liebt. Auch diese Liebe zu den Menschen unserer Zeit gehört zum Dabeisein. Hier aber hapert es noch zuweilen. Als Leser und Kritiker haben wir es alle schon erlebt: Wir nehmen ein literarisches Werk über die Gegenwart zur Hand, in dem scheinbar alles stimmt: Der Autor hat ein wichtiges Thema gewählt, behandelt es ideologisch richtig, ist parteilich und verfügt auch sprachlich und kompositorisch über einige Fähigkeiten – aber er setzt beim Leser nichts in Bewegung, er rührt und begeistert ihn nicht, löst keine Emotionen in ihm aus. Warum? Weil der Autor trotz all seiner Kenntnisse und Fähigkeiten selbst nicht bewegt, nicht gerührt, nicht menschlich beteiligt und engagiert war, weil ihm, kurz gesagt, die Liebe zu den dargestellten Menschen fehlte.

So wie es bei manchen unserer Autoren eine Scheu davor gibt, den sogenannten positiven Helden darzustellen, die dem an sich ehrlichen Bestreben entspringt, nicht schönzufärben – auf einer Tagung junger Schriftsteller in Halle wurde jüngst davon gesprochen –, so gibt es vornehmlich bei den Jüngeren unter dem mehr oder minder bewußten Einfluß gewisser westdeutscher und überhaupt westlicher Autoren eine Tendenz, hart, kalt und sachlich zu schreiben, Emotionen zu vermeiden und selbst den Gebrauch

einfacher Worte und Bilder zu umgehen, aus Furcht, abgegriffen, sentimental und unoriginell zu erscheinen. Das ist schädlich und kann nicht zu Werken führen, die unsere Menschen begeistern. Und es ist ein großer Irrtum zu glauben, Kälte, Härte, Ausgefallenheit seien Merkmale reifer und hoher Kunst. Sie sind im Gegenteil Zeichen einer Dekadenz, die sich vor dem Einfachen scheut und Gefühle meidet, weil ihre Autoren, kühle Chronisten am Rande der Gesellschaft und ohne eigenen Standort und eine Perspektive, selbst keine echten Gefühle und keine Begeisterung mehr besitzen, weil sie nicht dabei sind. Dies aber fordern wir von unseren Schriftstellern, zumal von den Jungen.

Es soll nicht verkleinert und mit einer Handbewegung abgetan werden, was unsere bedeutenden älteren Schriftsteller geschaffen haben. Und wir wollen nicht der Meinung verfallen, die da und dort zu hören ist, von ihnen seien Werke über unsere Zeit nicht mehr zu erwarten. In vielerlei Hinsicht haben sie mit ihrem Werk ein Vorbild für die Jüngeren geschaffen; und die Besten und Größten unter ihnen gleichen Leuchttürmen, an denen sich die jungen Schriftsteller orientieren können – so zwei, deren Geburtstag wir in diesem Monat und auch in diesem Heft feiern: Johannes R. Becher und Willi Bredel. Aber das Dabeisein in dem weiten und tiefen Sinne, in dem der Begriff hier zu fassen versucht wurde, ist doch die Forderung, die in der Hauptsache an die Jungen gestellt werden darf und muß. Sie haben zwar, wie es auf jener Tagung in Halle von einem unter ihnen ausgesprochen wurde, „keine Jugend gehabt, auf die wir stolz sein können“, aber sie haben, ganz abgesehen davon, daß sie beachtet und gefördert werden, wie es den Älteren in ihrer Jugend nie zuteil wurde, vor ihnen den ungeheuren und durch nichts auszugleichenden Vorteil, daß sie eine Gegenwart, auf die wir wie sie stolz sein können, in jener vollen Schaffenskraft miterleben und mitgestalten, die die Älteren in der Zeit schwerer und bitterer Kämpfe besaßen.

JOHANNES R. BECHERS POETISCHES PRINZIP

Der Kern von Bechers poetischem Prinzip geht von der Bemerkung Hegels aus, wonach in der Lyrik, im Unterschied zur Epik und Dramatik, das Subjekt Objekt der Gestaltung ist. Der Lyriker selbst ist der Held, Lyrik ist Selbstgestaltung. „Indem er sich gestaltet, gestaltet er seine Zeit.“ In seiner Gattungslehre, der theoretischen Verallgemeinerung und damit wieder der theoretischen Grundlage unserer klassischen Literatur, sieht Hegel gerade darin den Unterschied zwischen Lyrik und Epik und auch Dramatik, daß sie den Gegenstand nicht „als lebendige Erscheinung an unser anschauendes Vorstellen bringt“, sondern daß das dichtende Subjekt diese Objektivität „aus sich heraussetzt“. Der dadurch gegebenen Gefahr des Subjektivismus begegnet Hegel – und Becher übernimmt diesen Gedanken und baut ihn aus –, indem er feststellt, daß das dichtende Subjekt „einerseits die gesamte Welt der Gegenstände und Verhältnisse in sich hineinnimmt und vom Innern des einzelnen Bewußtseins durchdringen läßt, – andererseits das in sich konzentrierte Gemüt aufschließt, Ohr und Auge öffnet, die bloße dumpfe Empfindung zur Anschauung und Vorstellung erhebt und diesem erfüllten Innern, um sich als Innerlichkeit auszudrücken, Worte und Sprache leiht“. (Hegel: „Ästhetik“, Aufbau-Verlag, Berlin 1955.)

Diese Auffassung Hegels von der Lyrik entspricht der lyrischen Konzeption Goethes und Hölderlins, Gryphius' und Heines. Bechers Auseinandersetzung mit dieser Problematik währt sein ganzes Leben. Angetreten war er als suchender, unerfahrener, anarchisch aufschreiender Dichter. Er schrie der imperialistischen Welt alles ins Gesicht, was in seinem Innern war – aber das war eben noch nicht viel an Lebenserfahrung, an Wissen über unsere Epoche. So kam er zur Arbeiterbewegung, stellte seine Dichtung in den Dienst des Kampfes der Arbeiterklasse und glaubte, sein „dichtendes Subjekt“ völlig aufgehen lassen zu müssen im Marschtritt der Proletariatskolonnen, in der Anonymität der Masse. Aber als Mitkämpfer der Arbeiterklasse wuchs seine poetische Persönlichkeit, und gereift, vom Leid um Deutschland erfüllt, begegnet er in der Sowjetunion wieder der Frage nach dem Wesen der Dichtung in unserer Zeit, begegnet er der klassischen Dichtung. Der 1937 erschienene Band „Der Glücksucher und Die sieben Lasten“ ist der Durchbruch Bechers zu einer neuen deutschen Dichtung. In

diesem Band haben wir die poetische Praxis zu Bechers poetischem Prinzip voll ausgeprägt. Im Vorwort bekennt Becher, daß er ein Neuer geworden ist. „Die Kunst fängt im Künstler selbst an. Mißratene Gestalten sind nur das Zeichen eigener Ungeordnetheit . . . Wie auch könnte ein Dichter Vorbildliches zeigen, wenn in ihm nichts Vorbildliches lebendig wäre!“ („Der Glücksucher und Die sieben Lasten“, Vorwort, Internationale Literatur 9/1937.) Mit diesem Band beantwortet Becher die Frage, ob die lyrische Konzeption der Klassik, deren Theorie Hegel gab, dem Lyriker unserer Epoche gemäß ist, mit einem eindeutigen Ja. Er beantwortet sie damit ebenso wie Majakowski, Eluard, Aragon und Neruda sie beantworten. Die poetische Konzeption dieser Lyriker setzt die lyrische Konzeption der größten Dichter der Weltliteratur in unserer Epoche fort. Sie bedeutet eine unmittelbare Frontstellung gegenüber der dekadenten Poesie aller Schattierungen, in der sich nichts weiter als die privaten Gefühlnen und vielleicht auch die Gefühle des von seiner Zeit losgelösten Individuums ausdrücken. „Indem der lyrische Dichter sich selbst gestaltet, gestaltet er das Problem seines Jahrhunderts, wobei dieses ‚Selbst‘, die dichterische Persönlichkeit, sich zu einem repräsentativen Charakter auswachsen muß, zu einem Organ, worin das Zeitalter seine eigene poetische Gestalt wiederfindet.“ Natürlich muß jeder Schriftsteller ein Mensch mit großer Lebenserfahrung, gefestigter Weltanschauung und umfassender Bildung, kurz, eine Persönlichkeit werden. Becher betont jedoch, daß es für den Lyriker notwendig sei, daß sich seine Persönlichkeit „noch mehr akzentuiert, noch stärker, überzeugender in ihrem Profil herausarbeitet, als in der Prosa, in der Dramatik.“ Seine Zeit gestalten, indem er sich selbst gestaltet, darunter versteht Becher auch, daß aus den Dichtungen abzulesen ist, „wie dieser Dichter sich zur Liebe verhält, zur Landschaft, wo er geboren ist, welche Städte er durchwandert hat, von welchen Milieus, von welchem Klima er umgeben ist, welche Dichter er verehrt . . .“ Nichts Menschliches soll dem Dichter fremd sein, und von allem soll er deshalb auch den anderen Menschen mitteilen.

Wenn sich diese poetische Konzeption vor allem gegen die subjektivistische Auffassung in der bürgerlichen Dichtung unserer Epoche richtet, indem sie das Wesen der Lyrik unserer Epoche formuliert; so ist sie doch auch nicht ohne Polemik gegenüber alten, von Becher selbst einst geteilten Auffassungen über die Überholtheit des Ich und die Notwendigkeit seines Auslöschens und Verschwindens im Wir. „Man kann nicht das Ich durch das Wir ersetzen und dann meinen, das Wir wäre kein Ich.“ Natürlich kennt auch Becher das Wir und hat es immer wieder auch in der Dichtung selbst gebraucht. („Du großes Wir, du unser aller Willen . . .“, „Wir, unsere Zeit, das zwanzigste Jahrhundert“ u. a.) Aber dieses Wir ist eben auch immer

ein Ich. Besteht nun hier ein Gegensatz zu dem, was wir gemeinhin politische Lyrik nennen und als deren bedeutendsten Repräsentanten wir in der deutschen Literatur unserer Zeit Erich Weinert ansehen? Ein Gegensatz nicht, wohl aber ein Unterschied. Indes, wir müssen schon wieder einschränken: Die politische Dichtung Heines ist z. B. lyrisch im Sinne Bechers („Denk ich an Deutschland in der Nacht“). Der Unterschied zu Weinerts Konzeption besteht meines Erachtens darin, daß Weinerts Dichtung ganz bewußt keine Selbstgestaltung sein wollte. In der Ablehnung der Praxis subjektivistischer Poeten spricht Erich Weinert davon, daß er keine Neigung habe, mit den Mitteln der Kunst private Gefühle zur Schau zu stellen. Diese Auffassung führt Weinert dazu, in seiner Dichtung vornehmlich zu erzählen (die Ballade ist die von ihm bevorzugte Form). Er berichtet leidenschaftlich bewegt vom Leben und Kampf der Arbeiterklasse und tritt selbst völlig hinter das Geschehen zurück. Wenn er auch dieses Prinzip in seiner späteren Dichtung nicht immer beibehält, so bleibt doch ein Unterschied bestehen: Wenn wir Weinerts Dichtungen lesen, erfahren wir nur insofern über sein Leben, über die Städte, durch die er gewandert, weil er ja einen Gegenstand, eine Stadt, den Kreml, in dem noch Licht brennt, nur besingen kann, wenn er dort war. Hierin eben zeigt sich das andere poetische Prinzip Weinerts. Auch über diesen konkreten Fall dachte Becher nach. In einem Manuskript aus dem Jahre 1940 heißt es: „Erich Weinert hat den Weg freigelegt und offengehalten, der die Literatur mit den lebendigsten Kräften ihrer Zeit verbindet: mit dem Befreiungskampf des Proletariats.“ (Manuskript, vermutlich zu Weinerts 50. Geburtstag am 4. 8. 1940.) Becher nennt Weinert einen wahrhaft vaterländischen Dichter unserer Zeit. Das Besondere, das spezifisch Neue in der Dichtung Weinerts sieht er darin, daß er „durch seine ‚Sprechdichtung‘ der Dichtung neue Bereiche erschlossen hat, sie . . . in einer neuen Art gesellschaftsfähig gemacht hat“ und damit der Dichtung unserer Epoche neues Lebensrecht eroberte. In der Tat hängt die Art von Weinerts Dichtung mit dieser neuen Funktion zusammen, die er der Dichtung gab. Darin, in dieser Übereinstimmung besteht ihre Größe. Nun kann man sagen: und Becher? Wollte er nicht auf die Massen wirken, die Arbeiterklasse zum Kampf führen? Ja, aber auf andere Weise. Den Weg Weinerts zu gehen, das entsprach nicht dem spezifischen lyrischen Talent Bechers. Sein Weg ging nur über die Herausbildung und die Gestaltung des Exemplarischen in sich selbst, und nur auf diesem Wege konnte Johannes R. Becher zum größten deutschen Lyriker unserer Zeit werden. Sowohl in bezug auf den Umfang und die Tiefe der Aussage als auch was die Harmonie zwischen Inhalt und Form betrifft. So wie er sich selbst alle Gebiete des Lebens unserer Zeit, wie er sich die Vergangenheit erschloß, so erschloß er sie uns, der Arbeiterklasse, dem deutschen Volk. So wie er

in alle Schönheit der Vergangenheit und Gegenwart eindrang, so öffnete er dem Proletariat den Zugang zu dieser Schönheit, es damit für seinen Kampf stärkend.

Diese poetische Konzeption hängt eng mit der Auffassung Bechers vom Wesen der Literatur und Kunst zusammen, wie sie sich in den Jahren der Emigration entwickelte. Ohne die Bedeutung der direkten Einwirkung durch die Literatur zu schmälern, sah Becher doch die Spezifik der Wirkung der Literatur und Kunst auf den Menschen vor allem in einem „für jede andere menschliche Überzeugungsart unnachahmbaren hartnäckigen, innig stillen Drängen, mit dem sie, unbeirrt und unaufhaltsam, die Menschenseele dem Reiche des Guten, Wahren, Schönen und Freien“ zuführt. („Betrachtung über Kunst im Krieg“, Internationale Literatur 9/1943.) Später ergänzt er diese Bemerkungen, indem er, von Goethe ausgehend, immer wieder darauf verweist, daß die Künste den Menschen sowohl zum Echten, Schönen und Guten führen können, wenn sie ihn mit dem Leben verknüpfen, daß sie ihn aber auch vom Leben lösen, ihn ausweichen lassen und damit nur zu toter Schönheit führen können. In seinen Überlegungen zum Wesen des Poetischen überhaupt, das in der Kunst konzentriert ist, spricht Becher von der kommenden Einheit von Gut und Schön (der *Kalokagathia*, wie es die Griechen nannten) im Sozialismus-Kommunismus, und er sagt: „Die Kunst kann einiges von dieser Zeit schon vorwegnehmen und das Gute oder wahrhaft Schöne uns als Vorbild darstellen und damit zugleich auch vergegenwärtigen.“ Dieser weitgespannten Aufgabe der Kunst ist Bechers Dichtung untergeordnet, diese tiefe, menschenverändernde Kraft der Poesie will er mit seinem Gedicht schaffen.

In einer Welt wie der unsrigen, deren wesentlichste Tatsache das sich stürmisch entwickelnde sozialistische Weltsystem ist, in der alle Völker der Erde zum Marsch in die Freiheit angetreten sind und die Anfänge des Reichs des Menschen, der Kommunismus vor uns Gestalt annimmt, wird das Gedicht nicht nur die Ausgebeuteten zum Kampf rufen, sondern es wird uns helfen, diese ganze große, herrliche Welt für uns in Besitz zu nehmen. Und wo wir sie schon erobert haben, wird es uns helfen, ihre ganze Schönheit zu erschließen. „Mit einem Gedicht lebt es sich fröhlicher und besser. Mit einem Vers auf den Lippen sind Menschen in den Tod gegangen. Wir wissen von Schlachtgesängen und Strophen auf Grabplatten. Die Taten der Helden, ins Gedicht gemeißelt, überdauerten die Jahrhunderte. Durch ein Gedicht verständigten sich die Zeiten. Dichtung hält dich gegen Vergänglichkeit.“ („Aus der Welt des Gedichts“, Internationale Literatur 6/1936.)

Zum poetischen Prinzip Bechers gehört auch – und er betont es ausdrücklich –, daß sich ein Dichter zu einer so umfassenden und reichen Persönlichkeit ausbildet, daß er sich nicht nur der lyrischen, sondern auch der epischen

und dramatischen Gattungen bedient. Und schließlich ist es der poetischen Konzeption Bechers immanent – sein Leben und seine politischen und theoretischen Äußerungen beweisen es –, daß der Dichter an der „Veränderung der menschlichen Ordnung“ mitbeteiligt ist, daß er aus seinem Werk heraustritt, um für eine solche Ordnung zu kämpfen, in der auch das Gedicht seinen Platz haben wird.

Von sehr großem Interesse sind Bechers Bemerkungen zur Lyrik selbst, seine Äußerungen zu einzelnen Gedichten und seine Gedanken zu einigen Kernfragen der poetischen Gestaltung. Bedeutungsvoll scheinen mir hier vor allem die Überlegungen zur konkreten Bestimmtheit des Gegenständlichen im Gedicht, zur poetischen Idee, zum „prägnanten Punkt“ und zum Problem Verdichten-Assoziieren.

Auch hier wieder einen Gedanken Goethes aufgreifend, fordert Becher, in der deutschen Dichtung vom Besonderen auszugehen und ins Allgemeine aufzusteigen. Ausgehend von Mörikes Gedicht „Besuch in Urach“ zum Beispiel, meditiert Becher darüber, daß in diesem Gedicht nichts von der besonderen idyllischen Schönheit Urachs enthalten, daß Urach nur der äußere Anlaß für dieses Gedicht sei. Er schließt: „Die wunderbaren Besonderheiten der deutschen Landschaft gilt es noch zu entdecken, eine unvergleichlich schöne Allgemeinheit der deutschen Heimat wird daraus hervorgehen.“ Zu diesem Gedanken kehrt Becher immer wieder, zum Beispiel in der Gegenüberstellung zweier Liedzeilen, des konkreten „Innsbruck, ich muß dich lassen“ und des allgemeinen und vagen „O Welt, ich muß dich lassen“, wobei der Dichter den wichtigen Gedanken äußert, daß „der konkrete Teil ... die ganze Welt“ enthält, „mehr als die ganze Welt sich selbst“. Er nennt das einen „Sieg des Konkreten, des Realistischen im Bereich der Poesie“. Das gerade bewundert er an Hölderlins Stromgedichten. Sie sind erfüllt von der konkreten Bestimmtheit einer besonderen deutschen Landschaft und erheben sie zugleich „über das Lokale“, erhöhen sie „zu einer deutschen Seelenlandschaft“.

In der konkreten Bestimmtheit des Gegenständlichen sieht Becher die sicherste Gewähr für die Überwindung dekadenter Einflüsse im Bereich der Dichtung. Die Bemühungen der Dichtung, sich neue Bereiche zu erschließen, sich des Lebens zu bemächtigen, auch wenn die Stoffülle zunächst nur unverarbeitet einfließt, sieht Becher als einen Schritt auf dem Weg zur Aneignung des Konkreten in unserem neuen Leben an. Aber er warnt vor dem bloßen Aneinanderreihen, dem Assoziieren, und fordert Gestaltung.

„Das Neue muß erst sprechen lernen – im Dichter, und erst in dem Maße, als der Dichter das Neue mit Verstand und Gefühl erfassen kann und dieses beides Neue in ihm eins wird, wird dieses Fassungsvermögen auch zu einem artikulierten Ausdruck gelangen und wird Wort werden.“

Immer wieder kommt Becher auch auf die Notwendigkeit der poetischen Idee oder des „prägnanten Punktes“ in jedem Gedicht zu sprechen.

Auch hier greift er ein Wort Goethes auf und bekennt, daß das Wesen seiner schöpferischen Methode das Finden des „prägnanten Punktes“ sei, von dem aus sich alles übrige leicht erklären läßt. „Dieser prägnante Punkt“ – sagt Becher – „ist eigentlich der Stand-Punkt, der uns gleichermaßen Überblick, Rückschau und Detailerkenntnis vermittelt, der uns in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft blicken läßt und uns gleichermaßen den Blick öffnet und uns die Möglichkeit eröffnet, auf den Grund der Dinge zu blicken.“

Um den „prägnanten Punkt“ zu finden, bedarf es nicht nur eines Einfalls oder einer Situation, sondern vor allem bestimmter Kenntnisse und einer spezifischen Lebenserfahrung.

Am Beispiel Saarow erläutert Becher, daß der „prägnante Punkt“ von den spezifischen Lebenserfahrungen des Dichters abhängt. Ein Zeitgedicht, „die Geschichte vom Auf- und Niedergang des Bürgertums“ nach 1945 soll entstehen. Und als „prägnanten Punkt“ wählt Becher Saarow. Hieraus scheint mir die Identität dessen, was Becher einmal als „prägnanten Punkt“, einmal als „poetischen Gedanken“ bezeichnet, hervorzugehen, wobei betont werden muß, daß der poetische Gedanke sich natürlich nicht mit dem Wort Saarow erschöpft, sondern damit nur grob gekennzeichnet und noch im einzelnen durchzuführen ist. Am Beispiel eines Gedichts zeigt das Becher besonders schön. Er hat Issakowskis „Von der Meisterschaft des Poeten“ gelesen und ergänzt an einer Stelle die Analyse des von einem Laien geschriebenen Gedichts „Der Bienenzüchter gibt ein Fest“. Dabei macht er die Bemerkung, daß der Dichter jedes, auch ein oft gewähltes Thema wie die Heimkehr eines Frontsoldaten in die sowjetische Heimat darstellen kann, aber er muß eine poetische Idee haben, die etwas Neues über dieses Thema aussagt. Gerade diese Idee aber fehle dem Gedicht. Becher zeigt nun, worin die poetische Idee bestehen könnte.

Wodurch unterscheidet sich das Fest eines Bienenzüchters vom Fest eines Metallarbeiters oder eines Postbeamten – fragt Becher. Und er antwortet: „Das Fest eines Bienenzüchters feiern auch die Bienen mit ... Ich meine, das eigentliche ‚Gedicht im Gedicht‘ beginnt dort, wo der Bienenzüchter seine Bienen erscheinen und sprechen läßt und wo die Bienen den Söhnen danken und die Söhne mit dem heimatlichen Bienenvolk Wiedersehen feiern.“

Hier konkretisiert Becher, was er unter einer poetischen Idee versteht, von der er an anderer Stelle sagt, daß sie „den eigentlichen Inhalt eines Gedichtes bildet“, daß ohne sie „dem Gedicht das eigentliche Leben genommen“ sei, daß sie im Gedicht wirklich durchgeführt, allseitig behandelt, nach jeder Richtung bis zu Ende gedacht werden müsse.

Bechers Darlegungen über den „prägnanten Punkt“, über die poetische Idee und die Notwendigkeit ihrer konsequenten Durchführung, über das Problem des Verdichtens, gegenübergestellt der naturalistischen Methode des Assoziierens, über die konkrete Bestimmtheit des Gegenständlichen im Gedicht sind von außerordentlicher Bedeutung für die weitere Entwicklung unserer sozialistischen Lyrik. Zusammen mit Bechers poetischem Prinzip bilden sie den Kern einer Ars Poetica unserer Zeit. Sie werden ergänzt durch die Bemerkungen Bechers zur Behandlung der Sprache im Gedicht. Sie werden genau ausgeführt in seinen Gedanken zum Sonett.

In Bechers Dichtungen, in seinen Bemerkungen zur Poesie, in all seinen Reden und Schriften spüren wir sein gewaltiges Ringen um die Poesie, zu deren Verteidigung er immer wieder auszog, um kulturpolitisch zu arbeiten, zu kämpfen und auch um seine vier Bände zu schreiben, die er einmal selbst „Bemühungen“ genannt hat. („Verteidigung der Poesie“, „Poetische Konfession“, „Macht der Poesie“, „Das poetische Prinzip“.) Das Schlachtfeld in der Brust des jungen Dichters war in keinen idyllischen Weiher verwandelt.

War es auch kein Schlachtfeld mehr, so blieb doch die große schöpferische Unruhe, die tägliche, stündliche Auseinandersetzung mit den Widersprüchen unserer Zeit. Die große Verpflichtung, die auf ihm ruhte, fühlte er ganz. In den vier Bänden seiner Bemühungen hören wir ihn darüber sprechen, wie er damit rang, Dichtung und Politik in sich selbst in Einklang zu bringen, echte Probleme, wie sie vor jedem sozialistischen Dichter unserer Zeit stehen.

Immer wieder taucht auch der Gedanke auf, alles, was sich in seiner langen poetischen Lebenserfahrung sammelte, weiterzugeben, der Gedanke, daß ein anderer seine „Last“ aufheben und weitertragen möge, daß ein anderer die Verteidigung der Poesie fortführen möge, daß andere die „eigentliche poetische Seele“ in ihm entdeckten, daß seine Dichtung eine echte Nachfolge fände und daß schließlich das von ihm in seinen Bemühungen begonnene Gespräch über die Fragen der Dichtung zu einem tieferen Eindringen vieler Menschen in das Wesen der Poesie führen möge. Denn unter unseren veränderten gesellschaftlichen Bedingungen steht der Poesie, wie Becher sagt, steht der Kunst und Literatur überhaupt eine ungeahnte Entwicklung bevor:

„Das Reich des Menschen wird ein poetisches sein
und der menschliche Mensch selber ein Wesen
voll Poesie . . . und wie es heißt:
Denn Kunst wird sein einst: allen das Gemäße . . .“

EIN MENSCH UNSERER ZEIT

*Dieses Gedicht heißt:
„Ich bekenne“.
Ich bekenne nicht eine Schuld,
Ich bereue nicht.
Ich stehe hier vor mir selbst
Als vor einer Gewehrlinie.
Ich visiere hier nur
Auf Tatsachen . . .
Ein Mensch unserer Zeit –
Das heißt:
„Sei wach!
Mißtraue dir!
Sieh dich nicht um,
Wenn du dich retten willst! . . .“*

*Du tust den ersten Schritt,
Beim zweiten schon
Versinkst du in Fäulnis.
Du trittst über einen Boden,
Der sich unter dir abschiebt.
Ein Mensch unserer Zeit –
Das heißt:
„Wirf alle Hüllen ab von dir!
Sei nackt!
Aber wenn du nackt bist,
Friere nicht!
Durchpumpe
Mit feurigem Blut dir
Die Adern! . . .“*

*Und wenn du umarmst:
Am Herzen dir haftet's
Als Würgmal.
Auf allen vieren
Kriechst du heraus
Aus der Höhle*

*Der Finsternis.
Dein Blick:
Eines entzündeten Augenlids
Blinzeln.
Du singst
Das erste Wiederschauen
Der Blüte des Lichts.
Du singst eines Zeitalters Ende.
Du singst den Anfang.*

Erster Akt

*Als Legende der Kindheit.
Man möchte es heutzutage
Kaum noch für möglich halten.
Das ist schon so fern
Wie die Insel Tabiti ...
Die Berge Bayerns wie die Cordilleren -
Oder liegt auch vielleicht
Der Starnberger See
In Mexiko!? ...
Dann die Berufsfrage:
Soll man
Dichter werden oder Offizier!?
In der Marine, in der Schutztruppe etwa!?
Das Landbeer
Wäre schon zu langweilig.
Das Exerzierreglement
Habe ich auch schon auswendig gelernt.
Aber so ein Kolonialaufstand!?
Sich dann plötzlich
zu den Schwarzen schlagen!? ...
Mit einem Schuß durch die Brust
Beendest du
Diese Periode
Infantiler Romantik.*

*Weltende-Zwielicht.
Heraus aus deinem Seelen-Dickicht
Züngeln gespenstische Feuerfarren.*

*Bunt geschminkt,
Süßlich duftend
Umbublte mich Fäulnis.
In der Glorie der Verwesung
Erbaute ein Denkmal ich
Dem Geist der Verzweiflung.
Ich schluckte die Welt
Als Giftbrocken.
Verschlissene Huren
Wedelte ich an,
Knietief watete dahin ich
Im schmelzenden Pflaster.
Ich lebte das Leben:
Ein phantastisches X.*

Zweiter Akt

*Wie eine Sintflut
Überschwemmt dich
Der Vergangenheits-Dreck.
Der Papst streicht
Mit einem Weibwasserpinsel
Katholisch dich an im Traum,
Ein dämonischer Clown.
K r i e g –
Auch dein Herzinneres
Ist ausgefranst von Stacheldrahtverbauen,
Durchfurcht von Schützengräben.
Du begeisterst dich für westliche Demokratie,
Für Freiheit, Brüderlichkeit, Menschenrechte –
A m e r i k a !
Aber der Stern deines Heils
Erweist sich als ein trügerisches Hoffen.
Ich habe immer beargwöhnt
Ludendorffs Feldwebelkunst.
Widerlich war mir
Des Kaiser Wilhelms
Dummdreistes Geschwätz.
Tannenberg –
Marne –*

*Verdun –
Phantasierten sie sich um
Zu Triumphen.
Ich sah es sich einfressen am Dolder-Leib
Des werktätigen deutschen Volks
Als Brandblasen.
Die Siege wucherten sich aus zu Geschwüren.
Ja, sie schafften es auch nicht,
Die Tirpitz-U-Boote.
Klotzige Feldzüge aber
Gewannen trotz alledem immer noch
In ihren Studierstuben
Die Professoren der Alldeutschen.
Cholera- und Pestbazillen
Rafften zwar hin das deutsche Volk nicht,
Aber
Die schwarzweißrote Gehirnseuche.
Und ich mißtraute auch eifrig
Dem Bericht der kaiserlichen Admiralität
Über die Schlacht bei Skagerrak.
Auch ich,
Ich bewilligte keinen Pfennig
Kriegskredite.*

*Revolution –
Rote Blutwellen
Fluteten an
Aus dem Osten.*

Dritter Akt

*Nun auf:
Du beginnst wieder
Lebendig dich zu atmen,
Du beginnst wieder herauszuatmen dich
Aus der
Patriotischen Stickluft. –*

*Ehre euerem Angedenken:
Arbeiterräte, Soldatenräte!*

*Erwerbslosendemonstrationen, Kriegskrüppelprozessionen!
Ehre euerem Angedenken,
Ihr revolutionären roten Matrosen!
Ehre euerem Angedenken,
Ihr Männer, Frauen des Spartakusbunds!
Ihr alle, ihr Helden des Bürgerkriegs!
Ihr 15 000 Gefallenen!
Karl Liebknecht,
Rosa Luxemburg!! –*

*Zurechtgeleimt ward inzwischen
Die Weimarer Verfassung.*

*Eine Fahrt gefällig, mein Herr,
Im republikanischen Parlaments-Karussell?
Heil euch,
Ihr mechanischen Schaukelpferde! . . .
Heil euch, Präsident,
Heil euch, ihr Minister:
Heil euch,
Euch Gründern völkischer Mördertasyle!
Heil euch Kulissenschiebern!
Professionals ihr im Debatten-Boxen!*

*Und gemächlich brüteten
In Verschwörungsnestern sich wieder aus
Die schwarzweißroten Fäulniseier:
Regimentsfeiern,
Kriegerdenkmaleinweihungen,
Deutscher Mord,
Deutscher Krieg,
Deutscher Gott,
Deutscher Tag . . .
Und wieder liegen
Millionen Menschenleiber
Auf Schlachtäckern herum,
Abgebauen vom Menschheitsleib
Als Splitter.*

*Eine ätherische Bombe
Ist der Weltraum,*

*Gefüllt mit
Mörderischer Elektrizität.*

*Du Mensch unserer Zeit!
Menschen ihr, Kämpfer unserer Zeit!
Dann, wenn
Ausgekämpft
Ihr einst euch einruht
In das Rauschen
Der euch verzehrenden Flammen:
Gewoben aus den Klängen
Des Trauermarschs
Hinflutet ein Glanz
Über euer rot blühendes Grab:
Unsterbliche Opfer
Sankt ihr dahin!*

1. Januar 1925

GESCHICHTE IN GESCHICHTEN

Willi Bredel zu seinem 60. Geburtstag

Das Wort „Forum“ war uns Anfang der zwanziger Jahre nicht geläufig, dafür gab es jedoch in der Hamburger Arbeiterjugendbewegung etwas Ähnliches: Ausspracheabende. Ihr Schauplatz waren zumeist Schulaulen oder das Curio-Haus; als Einberufer fungierte fast ausnahmslos die Freie Proletarische Jugend, eine nicht sehr große, doch sehr rührige Organisation, das Sammelbecken für Jungen und Mädchen, die für Literatur, Kunst und Musik ein großes Interesse zeigten und zu den ständigen Besuchern der Theater, der Kunsthalle und der Musikhalle gehörten. Es war schon eine unternehmungslustige Gesellschaft – und zu den quicklebendigten jungen Burschen unter ihnen zählte Willi Bredel. Wir begegneten ihm immer wieder, so auch auf den Ausspracheabenden, von denen mir einer lebhaft in Erinnerung geblieben ist.

Das Jahr 1920 hatte es in sich. Die heftigen Auseinandersetzungen in der Kommunistischen Partei (Spartakusbund) hatten zur Abspaltung eines Teiles der Mitgliedschaft und zur Bildung der KAP geführt. Dieser hatte sich auch zeitweilig der Worpsweder Maler Heinrich Vogeler angeschlossen, und er war es, der diesem Ausspracheabend das Gepräge gab, auf dem unter anderem auch Willi Bredel in temperamentvollen Worten, wenn auch mit Achtung für den bedeutenden Künstler, den politischen Ansichten Heinrich Vogelers entgegentrat. Ganz anders allerdings erging es einem seit der Kriegszeit in der Hamburger Jugend nicht besonders geschätzten „Prominenten“ der SPD, dem Lehrer Johannes Schult, dem Willi Bredel mit einigen jungen Genossen und Genossinnen nach einem Vortrag über den Sozialismus feierlich einen Blumenstrauß überreichte, der sich, seiner Umhüllung ledig, als Kohlkopf entpuppte.

In diese Zeit fallen auch die von Willi Bredel des öfteren geschilderten Vorgänge um das Heinrich-Heine-Denkmal am Barkhof in der Spitalerstraße, die 1920 in der Besudelung des Monuments durch völkische Schmierfinken gipfelten. Damals kam es ohne große Verhandlungen zu einer Einheitsfront der proletarischen Jugendorganisationen; sie kamen überein, den Schutz des Denkmals zu übernehmen, nachdem die Spuren der Sudeleien beseitigt waren. Einen herrlichen sommerlichen Sonntagnachmittag hatte sich

die Polizei ausgesucht, um gegen die Wache am Denkmal vorzugehen, denn wer hatte dieser Bande das Recht gegeben, sich als Ordnungshüter aufzuspielen? Die Polizei hatte die Rechnung aber ohne die Hamburger Arbeiterjugend gemacht. Zu Hunderten erschienen die Jungen und Mädel auf dem Schauplatz und hielten die knüppelschwingenden Helden des sozialdemokratischen Polizeisenators stundenlang in Bewegung. Und wieder finden wir Willi Bredel im dichtesten Haufen auf der Mönckebergstraße: rote Fahnen wanderten von einer Hand zur anderen, wenn die Polizisten sich ihrer bemächtigen wollten, Lieder wurden gesungen – es war schon ein toller Wirbel um den steinernen Dichter.

Fast vier Jahrzehnte später wird Willi Bredel bei einem Besuch in Hamburg an noch eine literarische Angelegenheit erinnert. Auf einer gesellschaftlichen Veranstaltung überraschte der unlängst verstorbene Schriftsteller Hans Henny Jahn die Anwesenden mit der Eröffnung, daß er eigentlich gar nicht so unschuldig daran sei, daß „unser Freund Bredel ein Schriftsteller wurde . . . Finden Sie nicht auch, Herr Doktor?“ Und plötzlich war der Ugrino-Kreis Hans Henny Jahnns wieder da – und auch der ewig-junge Willi Bredel mit seiner spitzbübischen Antwort: „Meine Leser mögen es Ihnen verzeihen . . .!“

Im Frühjahr 1925 trafen wir uns für eine kurze Weile im Kommunistischen Pressedienst wieder. Während ich nach München geschickt wurde, trat Willi Bredel in das Kollegium der Bremer „Arbeiter-Zeitung“ ein. In dieser Redaktion erschien eines Tages die Kriminalpolizei und fahndete nach einem gewissen Konni Brendel . . . Willi Bredel ließ sich ein „n“ aus und folgte den Herren, wohl wissend, daß dieser kleine Ausflug dem wirklich Gesuchten, dem Mann mit dem „n“ im Namen, Zeit ließ zu verschwinden. Dieser, ein kahlgeschorener junger Genosse, war nämlich kurz vorher in der Redaktion aufgetaucht und hatte um Rat und Schutz vor der Polizei gebeten . . . Der falsche Brendel hatte nicht lange unter der Verwechslung mit dem – nebenbei gesagt – ebenfalls unechten Brendel zu leiden, der sich wohlweislich aus dem Staube gemacht hatte, ehe die Kriminalpolizei dahinter kam, daß sie gefoppt worden war.

Wieder fünf Jahre später. Am 24. Dezember 1929 hatte ich, einer Aufforderung des Reichsgerichts Folge leistend, meine Festungsstrafzeit im Gerichtsgefängnis Hamburg-Bergedorf angetreten. Lange sollte ich nicht solo bleiben, denn nach etwa vierzehn Tagen erhielt ich Besuch von Willi Bredel, der sich nach unserer Begrüßung abrupt nach dem Inspektor umwandte und diesen fragte: „Sagen Sie mal, wie sind denn so die Bedingungen in Ihrem Hotel? So rein äußerlich sieht es ja ganz manierlich aus . . . Ich habe nämlich

die Absicht, mich hier in Pension zu begeben.“ Inspektor Hachmeister wird nachher das Gefühl kaum losgeworden sein, ob dieser Anrede ein dummes Gesicht gemacht zu haben. Er faßte sich aber schnell und gab dem zukünftigen „Pensionär“ die geforderten Auskünfte. Wenige Tage darauf hielt Willi Bredel Einzug in das Gefängnis Bergedorf.

Die Abteilung „Festung“ zählte für viele Monate nur zwei Mann, von denen der eine die bestallten Hüter des Hauses von einer Verblüffung in die andere jagte. Sei es nun, daß er des Sonntags bei offenem Fenster eine Arie aus „Carmen“ über die Mauern zur Hauptstraße hinüberschmetterte („Aber, Herr Bredel, bedenken Sie doch, wo Sie sich befinden ... Wenn das jemand hört ...“) oder daß er eine Unmenge von Briefen erhielt: Protest-erklärungen gegen seine Gefangensetzung, wie Bredel dem Inspektor gegenüber behauptete, während in Wirklichkeit die Mehrzahl der Briefe an ihn in seiner Eigenschaft als Redakteur der „Sozialistischen Filmkritik“, des Organs des Hamburger Volksfilmverbandes, gerichtet war.

Des Kopfschüttelns war kein Ende. Da hatten sich diese beiden Kerle jeder so an die dreihundert Bücher mitgebracht, jeder besaß eine Schreibmaschine, und beide hämmerten darauf los ... Die „Sozialistische Filmkritik“ machte nicht sehr viel Arbeit. Und wenn wir auch nachmittags für fünf Stunden in der Bannmeile des Städtchens spazierengehen durften (einer Bannmeile, deren Zirkel wir selbst bestimmten), so blieb doch noch viel, viel Zeit. Willi Bredel hielt es nicht lange aus; er setzte sich eines Tages an die Maschine und schrieb unermüdlich und wie besessen sein Erstlingswerk „Maschinenfabrik N & K“, das im Internationalen Arbeiterverlag in Berlin in der Serie der „Eine-Mark-Romane“ erschien und für das er 1931 an Stelle der ihm zustehenden eintausendachthundertvierzig Mark Autoren-honorar als „ein der Partei ergebener und zu jedem Opfer bereiter Genosse“ fünfzig Mark erhalten sollte. Doch das habe ich persönlich nicht mehr miterlebt. Die „Maschinenfabrik N & K“ hatte Anklang gefunden, und noch ehe das Büchlein im Handel erschien, war auch schon das zweite Werk geschrieben: „Die Rosenhofstraße“, der Roman über den Alltag eines Arbeiterviertels, einer Arbeiterstraße – ein Thema, das in diesem Jahr 1930 in der Luft lag. Wir standen in enger Verbindung mit der Leitung der Bergedorfer Parteiorganisation, insbesondere mit dem am 15. März 1931 von SA-Banditen ermordeten Bürgerschaftsabgeordneten Ernst Hennig. Von ihm erfuhren wir in diesem Sommer viel über die Stimmung unter der Bevölkerung, und Willi Bredel, der die Stadt Hamburg selbstverständlich zu dem Gebiet der uns gezogenen Bannmeile rechnete, brachte Abend für Abend Neues aus der Stadt mit. Zeitungsnachrichten und Rundfunkmitteilungen ergänzten das Material – und so entstand mitten in der Wahlkampfatmosphäre des Spätsommers 1930 die „Rosenhofstraße“. Unter denen, die Willi

Bredels Stoff bereicherten, war auch der Leiter des Strafvollzugswesens der Hansestädte, das Mitglied der Bürgerschaft Christian Koch, ein Staatspartei-ler. „Krischan“ Koch war kein seltener Gast bei uns. Was ihn immer wieder veranlaßte, uns zu besuchen, nach unseren Wünschen zu fragen und uns zu beschwören: „Tun Sie mir den Gefallen und machen Sie mir keinen Ärger!“, wir wußten es nicht. Irgendwie mußte er Gefallen daran gefunden haben, mit uns zu diskutieren. Bis zum 15. September, dem Tag nach der Wahl. Am Abend dieses Tages brauste er, ohne anzuklopfen, wie wir es von ihm gewohnt waren, außer Atem in unseren Aufenthaltsraum und sprudelte seine Frage heraus: „Aber, meine Herrn, was sagen Sie dazu? Ist das deutsche Volk denn ganz von Gott verlassen?“ Offensichtlich war unserem Patentdemokraten weniger der kommunistische Sieg als vielmehr der faschistische Wahlerfolg an die Nieren gegangen. Großartig war in dieser reichlich komischen Situation die Gelassenheit und köstlich das Lächeln Willi Bredels, der dem verstörten Herren prompt die Gegenfrage stellte: „Tja, warum haben Sie uns eigentlich eingesperrt? Haben Sie sich das heute mal überlegt? Wenn ich nicht irre, dann doch deswegen, weil wir dieser Entwicklung wehren wollten . . . Wer ist schuld daran? Fragen Sie sich selbst!“ Den Herrn Direktor kümmerte an diesem Abend nicht, daß bei uns das Licht weit über die von ihm festgesetzte Zeit brannte. Ihm war eingeheizt worden wie noch nie. Kopfschüttelnd und ein „Ich verstehe nichts mehr . . .“ auf den Lippen zog er schließlich ab und ward nicht mehr gesehen. War es Rache, daß er Willi Bredel ein halbes Jahr später von Bergedorf nach der Festung Wesermünde-Lehe versetzte?

Nach Beendigung der Kämpfe in Spanien kehrte Willi Bredel im Sommer 1939 nach Moskau zurück. Fünfundzwanzig Jahre waren damals seit dem Ausbruch des ersten Weltkriegs vergangen, und wenige Wochen nur sollte es dauern, bis die zu einem neuen, noch größeren Verbrechen gerüsteten deutschen Militaristen mit dem Einfall in Polen den Startschuß für den zweiten Weltkrieg abgaben. In dieser Situation war es nicht weiter verwunderlich, daß die Sowjetpresse die Erinnerung an den August 1914 wachrief. Unter denen, die aufgefordert wurden, einen Beitrag zu diesem Thema zu liefern, war auch Willi Bredel. Von der „Prawda“-Redaktion wurde er telefonisch gebeten, etwas über die ersten Augusttage 1914, über die Wirkung der Ereignisse auf die Arbeiterklasse und über deren Reaktion zu schreiben. Das Ergebnis war ein Feuilleton – und in letzter Instanz die Trilogie „Verwandte und Bekannte“! Der kleine Beitrag für die „Prawda“ war der Anlaß für Willi Bredel, den heute als „Die Väter“ bekannten Roman zu schreiben – über Großvater Johann Hardekopf und seinen Schwiegersohn Carl Brenten, über den Großvater, der an dem Verrat vom

4. August 1914 zerbrach und, bis ins Innerste getroffen, starb, und über den Vater, der sein Parteibuch zerriß.

Wieder, wie zehn Jahre vorher, war ich Zeuge, wie Willi Bredel ein Buch schrieb – diesmal in meiner Eigenschaft als Verlagsredakteur. Oft schon habe ich bedauert, daß ich nichts darüber festgehalten habe, wie die Gestalten des Romans entstanden, mit welcher Liebe Bredel dem Großvater Johann immer neue Züge verlieh und mit welchem Ingrimme er das Bild des wildgewordenen Kleinbürgers Papke zeichnete. Viele Stunden haben wir damals in Moskau zusammengesessen; Kapitel für Kapitel wurde vorgelesen und besprochen. Es wurde viel gelacht – und es war sehr still, als dann, eines Abends, die letzten Seiten gelesen waren ... 1941. Doch es sollten noch drei Jahre vergehen, ehe das Buch im Mai 1944 in Moskau erschien.

SEHR GEEHRTER HERR BREDEL!

Wir sind Schüler der Klasse 6 b der Zentralschule Herzfelde. Im Deutschunterricht haben wir einen Ausschnitt aus Ihrem Roman „Dein unbekannter Bruder“ gelesen. Dieser Ausschnitt mit dem Titel, „Ich bin doch nicht der erste, der so etwas macht!“ war für uns sehr interessant und lehrreich. Wir bewundern den Mut und die Tapferkeit der beiden Kommunisten Arnold und Karl.

Von Herrn Friedrich, unserem Deutschlehrer, bekamen wir die Aufgabe, uns selbst einen Schluß auszudenken. Die besten Arbeiten schicken wir Ihnen, weil sie uns gefallen und weil wir gern wissen möchten, ob sich unsere Geschichten Ihrem Roman anpassen. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns antworten würden.

Wir wünschen Ihnen Gesundheit und viel Erfolg bei Ihrer weiteren Arbeit. Es grüßt Sie herzlich

die Klasse 6 b der Zentralschule Herzfelde

Herzfelde, den 3. Februar 1961

In der Nacht vor dem 1. Mai brachten zwei junge Arbeiter eine rote Fahne am alten Schlot der Fabrik an.

Am anderen Morgen, als die Arbeiter mißmutig zur Arbeit gingen, sahen sie die rote Fahne. Sie blieben erstaunt stehen und freuten sich, daß es doch gelungen war, die Fahne zu hissen.

Der Besitzer der Fabrik lief aufgeregt im Fabrikhof umher und schimpfte über die Arbeiter. Er lief zum Pförtner und telefonierte lange mit dem

SS-Führer. Der war nach kurzer Zeit mit fünfzehn Mann in der Fabrik. Sofort gab er seine Befehle und schrie: „Meier, sofort den roten Lappen runterholen!“ – „Zu Befehl!“ Meier kletterte auf das Schuppendach und wollte von da die Sprossen des Schlot es erklimmen. Es gelang ihm aber nicht, denn die Arbeiter hatten die Sprossen mit Seife eingeschmiert. Unten schrie und tobte der SS-Führer: „Na, Meier, wird's bald?“ Doch Meier sagte: „Es geht nicht, die Sprossen sind von der Seife glatt.“ Der Führer besprach sich darauf mit dem Fabrikbesitzer. Der telefonierte abermals, und nach kurzer Zeit fuhr die Feuerwehr in den Fabrikhof ein. Trotz großer Anstrengungen und vieler Schwierigkeiten gelang es ihnen nicht, die Fahne herunterzuholen. Die Arbeiter aber schlossen sich zusammen und sahen mit Zuversicht der Zeit entgegen, wo ihre Fahne frei im Winde wehen kann.

Jürgen Gwozdz

Die ersten Arbeiter gehen am anderen Morgen ahnungslos zu ihrer Arbeitsstätte. Es ist ein trüber und nebliger Morgen. Gegen Mittag wird das Wetter besser. Die Sonne kommt hervor. Es ist im Betrieb Mittagspause. Der Pförtner hat gerade die Fahne entdeckt und rennt, so schnell ihn seine kurzen und dicken Beine tragen können, zum Werkleiter. Als der es hörte, daß auf dem Schlot eine rote Fahne hängt, läßt er sofort alle Arbeiter des Betriebes antreten. Er will herausbekommen, wer die Fahne befestigt hat, indem er jeden einzeln aufruft und ihn dann scharf ansieht. Doch Arnold und Karl lassen es sich nicht anmerken.

Nach einigen Tagen: Die Polizei steht am Schlot. Da sagt ein Offizier: „Umsprengen müßte man ihn.“ Danach fiel ein Mauerstein, den wohl Karl, als er oben war, losgerüttelt hatte, einem Soldaten auf den Kopf. Er fiel sofort besinnungslos zu Boden. Der Soldat kam ins Krankenhaus. Am nächsten Tag starb er an Schädelbruch und Gehirnerschütterung. In den Schlot wurde mit aller Vorsicht ein Loch geschlagen und eine Sprengladung angebracht. Dann wurde der Schornstein umgesprengt. Das rote Fahnentuch sank langsam zur Erde. So endete die Geschichte der roten Fahne.

Helmut Löbel

Als die Arbeiter am nächsten Morgen zur Arbeit gehen, sehen sie die rote Fahne oben am Schornstein. Auch die Polizeistreife sieht sie. Die Polizisten gehen zum Pförtner und fragen ihn zornig, wer die Fahne dort oben am Schornstein angebracht hat. Er erwidert nervös: „Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht, ich habe keinen gesehen.“

Die Polizisten schauen dem Pförtner in die Augen und denken, er verschweigt etwas, dann nehmen sie ihn mit. Sie gehen zum Besitzer der Fabrik

und sagen zu ihm, er soll die Arbeiter zusammenrufen und fragen, wer die Fahne vom Schornstein herunterholt. Inzwischen versammeln sich die Bewohner der Stadt um den Schornstein und schauen hinauf zu der roten Fahne.

Die Polizisten sagen darauf zu den Versammelten: „Wer die Fahne herunterholt, bekommt viel Geld.“ Trotzdem meldet sich niemand dazu. Die Polizisten erhöhen die Geldsumme um ein vieles. Schließlich versuchen es einige, weil sie das Geld reizt, doch die Versammelten sagen, daß es keinem gelingen wird, dort hinaufzukommen. Die Polizisten benachrichtigen eine Feuerwehr, die die längste Leiter ausfahren kann, doch auch diese ist noch viel zu kurz, um an die Fahne heranzukommen. Die Leiter war zwar nur halb so hoch wie der Schornstein, da aber nur die untere Hälfte des Schornsteines mit Schmierseife eingeschmiert war, konnten die Feuerwehrleute mit ihrer Leiter so weit kommen, daß sie die letzten Sprossen des Schornsteines hochklettern konnten. So holten sie die rote Fahne herunter. Die Fahne war unten, aber die Bewohner werden diese Geschichte niemals vergessen.

Roswitha Kerkow

Es ist ein kühler Morgen heute. Die ersten Arbeiter betreten das Betriebsgelände. Ein Arbeiter ruft auf einmal: „Seht ihr die Fahne dort oben am Schornstein?“ Alle Augen richten sich jetzt zum Schornstein. „Es gibt doch noch Kommunisten! Die Nazis können sie doch nicht ausrotten!“ sagen einige Arbeiter. „Wenn ich dort hoch sehe, wird mir schwindlig“, sagt einer.

Der Betriebsleiter stürmt aus einem Haus und schreit: „Was steht ihr hier!“ Nun verstummt sein Geschrei. „Eine rote Fahne? Holt die Polizei!“ ruft er laut. Die Polizei ist auch gleich zur Stelle. Einer von der Polizei ruft: „Wir holen die Feuerwehr, die haben lange Leitern, und die Feuerwehrleute sind schwindelfrei.“ Der Leiter des Betriebes steht schon am Telefon und ruft die Feuerwehr. In wenigen Augenblicken erscheint die Feuerwehr. Der Hauptmann erkundigt sich, was er tun solle. Danach drehen die Feuerwehrleute die Drehleiter aus. Ein Mann klettert auf die Leiter und holt die Fahne herunter. Der Polizeihauptmann sagt zu dem Betriebsleiter: „Wenn so etwas noch einmal passiert, stehen Sie dafür gerade!“ Dann fahren die Polizei und die Feuerwehr weg. Der Betriebsleiter zerbricht sich den Kopf, wer wohl die Fahne dort hoch gebracht hat. Die Kommunisten aber sagen: „Es wird noch eine Zeit kommen, da werden keine Fahnen mehr heruntergeholt, sondern sie werden in Ehren gehalten.“

Heide Mitschke

DIE GESCHICHTE VOM HERRN SIRE UND DEM FRÜHLING

Nach Motiven eines Märchens

SPRECHER: Weil der Beginn meiner Geschichte heute nicht mehr genau festgestellt werden kann, denn er liegt in der Urzeit aller Geschichte, weil aber in der Hauptsache der Herr Sire und sein Hofstaat darin vorkommen, halte ich es für das Beste, da anzufangen, wo der Herr Sire den großen Saal seiner Burg betritt und Fanfaren seinen Auftritt ankündigen, (*Fanfaren*) und dort fortzufahren, wo der Herr Sire in die Runde blickt und fragt:

SIRE: Sind alle Großen meines Reiches versammelt? Innen–Außen?

MINISTER: Sire!

SIRE: Wirtschaft?

MINISTER: Sire!

SIRE: Finanzen?

MINISTER: Sire!

SIRE: Krieg?

MINISTER: Sire!

SIRE: Der Philosoph?

MINISTER: Sire!

SIRE: Gut!

SPRECHER: Gut, sagte also der Herr Sire und sah seine Minister, einen nach dem andern, sehr aufmerksam an. Er war der Sire, der den Norden beherrschte bis wenige Meter vor den Nordpol und der den kleinen Kreis seiner Großen seit langem auf einen kühngewagten Aufbruch vorbereitet hatte, der dem Reiche in nächster Zukunft bevorstehe, weshalb sein Blick jetzt die Minister als solche in ihrer Gesamtheit umfaßte.

SIRE: Ich sehe sorgenvolle Mienen.

ALLE MINISTER: Sire!

SIRE: Mit Recht! Der Winter steht in schönster Kälte, Eisblumen blühen die Wand hinauf, hinunter, die Krähen frieren ein im Flug, und Fröste zerreißen hundertjährige Bäume, der Schnee liegt, daß, wenn sie vom Weg abkommen, Besoffne drin ersticken. „Welch ein Winter“, ruft ihr mir zu. „Die Zeit ist reif! Wann, wenn nicht jetzt!“ hör ich euch weiter rufen, „beginnt der lang geplante Ritt nach Südland? Die Pflüge sind in

Schwerter umgeschmiedet, das Wild in Winterpelze umgenäht, die Erntewagen umgebaut in Schlitten, das Saatgetreide längst in Hengstgedärm verfüttert. Wo ist der Feldzug gegen Süden?“ fragt ihr, „auf den wir alles, was wir haben, ich wollte sagen: hatten, setzten?“ Ich weiß, im stillen mißtraut ihr mir und denkt, der Alte vergaß, wie man so einen Krieg beginnt. Das schmerzt! Doch, doch! Ihr denkt, ich seh's nicht, aber nein, ich seh's, ihr denkt nicht gut von mir! Ihr denkt, und eben dieses schmerzt mich, ihr denkt, so einen kleinen Anlaß für den Krieg zu finden, ist das schwer? Ihr denkt, hat er's versucht mit Postenüberfall? Hat er Befestigungen, die im Süden liegen, ausgebrannt, Lawinen in das Südtal rollen lassen, gab's Händel auch um Straßen, Wegrecht, Zoll, hat Burgen er auf Südgebiet zur Festung als vorgeschobene Nester ausgebaut, hat er den Birnbaum, der die Birnen drüben ließ, wenn sie mal reiften, wieder hervorgeholt und auch genug benutzt? Er hat! Er hat noch mehr, er hat fast alles. Es war kein Zaun zu klein, als daß ich nicht versuchte, ob sich von ihm der Krieg nicht brechen ließ. Ja, manche Zäune, die ihr heute seht, sind neu von uns gebaut, damit in Zukunft was zu brechen sei, nachdem den eigentlichen Zaun wir Latt' um Latt' gebrochen. Als sich kein Zaun mehr finden ließ zum Niederreißen, schickt ich aus Papier – 's war unser letztes – Drachen in den Süden, bemalt mit Schmähung, Unflat, manche ließ ich die Zunge zeigen, manche warfen . . . Dingsda ab. Hätt man mir's angetan, ich wär geplatzt. Der Süden aber platzte nicht. Er machte Krach – na schön, doch macht nicht Krieg! Ich wählte Kriegslist, südlich, falsch und tückisch und schickte unsern neuesten Spion. Der aber meldet: bis zur ersten Stadt im Süden keine Truppen, kein Graben, Stützpunkt, Schlittenfallen, nichts! Ich seh Bewegung unter euch, ihr ruft: Wahnsinnig, wer da wartet. Ich ruf es auch. Und darum hat das Wort von jetzt an unser Kriegsminister. Fanfaren!

SPRECHER: Es bliesen die Fanfaren, und der Kriegsminister trug seine Zweizentnerzehn zum Meßtischblatt und hub an, seinen lang und lieb gehegten Plan zu erklären.

KRIEGSMINISTER: Alsdann, her hören, meine Herren, der Einfall in den Süden, kurz „Fall Süd“, der Aufmarsch, am Tag X geheim, nur durch Minister. Unsre Truppen liegen hier im Gebirge; wann die Sonn' aufgeht, fahren wir mit schnellen Schlitten ins Tal. Da ham mer erst amal die Ebne bis zum Fluß, das ist $X + 1$ und $X + 2$. Übern Fluß rüber und in zwei Tag- und Nachtmärschen, also $X + 3 + 4$, stehn wir vor der ersten Stadt im Süden. Jetzt, wo wir dort stehen, ist's gut, daß wir die Heiligen drei Königs-Wummerer haben, für die ihr mir kein Geld habt geben wollen, und die weit, halbweit und ganzweit tragenden Schleudern, Typ Kaspar, Melchior, Balthasar. Mit denen nämlich zertrümmern

wir denen ihre Stadttore und, $X + 5$, Fußvolk ist in der Stadt und aus is. $X + 6$ ist schon das Siegesfest. Ich halt eine ganz kurze Red' und 's gibt die große Illumination und gleich drauf das Essen. Südfisch, Südwein, Südfleisch, Südfrüchte, Südhonig. (*Die Minister murren.*)

KRIEGSMINISTER: Ja, ich möcht auch lieber Gselchts, Knödel und Kraut, aber da is nix mehr. Die Säuen sind eingepökelt, der Weizen an die Hengst verfüttert und 's Kraut an die Mannschaften. Aber dafür gibt's Original Südbier Urquell. Für jeden von die Herren erst amal zwanzig Maß, dacht ich, und ich erwart nur noch den Boten aus der Schlacht, der mir den Vollzug von $X + 1$ meldet. (*Fanfare.*) Da ist er schon, der Oberste Befehlshaber persönlich. Salut.

OBERBEFEHLSHABER: Bier her!

KRIEGSMINISTER: Bier hin! Salut. Das muß ein Ritt gewesen sein.

OBERBEFEHLSHABER: Bier!

KRIEGSMINISTER: Bier. Es scheint, es war ein heißer Tag.

OBERBEFEHLSHABER: Der Tag? Die Nacht! Verflucht bis zur Antarktis!

SIRE: Fluch nicht, Herr General.

OBERBEFEHLSHABER: Vom Orion bis zur Beteigeuze fluch ich, und von der Jungfrau bis zurück zum Stier. Läg aller Dung der Welt auf einem Haufen, und unterst läg das Wort, ich grüb es aus, um ihren Namen dieser Nacht zu geben.

KRIEGSMINISTER: Fang an, wie's einem Feldherrn ziemt.

OBERBEFEHLSHABER: Wir hatten ... Bier!

KRIEGSMINISTER: Bier!

OBERBEFEHLSHABER: Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht, Volk aus dem Nord, gewohnt, im Schnee zu kämpfen. Und ich persönlich führ sie an. Das Schneegebirge hinter uns, den Fluß, wo wir mit Kriegsgerät und Schlitten nächsten Morgen gleich übersetzen wollten, vor uns. Eis, der Abend kam, das Heer geht schlafen. Nacht. Ah, diese Nacht, die dreimal ...

SIRE: Ja, wir wissen, Nacht ... Zur Sache!

OBERBEFEHLSHABER: Ist zur Sache, Sire! Denn kaum daß Nacht war, und während wir in Pelz und Zelt vergraben, und Schnee und Eis auf uns, vor Frost vergehn, erhebt sich weit von uns im Süd ...

KRIEGSMINISTER: ... der Feind.

OBERBEFEHLSHABER: Ha! Wär's der Feind, ein Wind erhob sich.

ALLE MINISTER: Sturm, Orkan, Taifun?

OBERBEFEHLSHABER: Taifun nicht noch Orkan. Ein Säuselwind erhob sich, Lispelwind, ein Wölkchenwind, ein Windchen, weich und sanft, kuhfladenwarm, ein Wind wie Honigseim; ein Wind, als fürzten sieben-

undsiebzig Teufel Nelkenblüten und siebenundsiebzig Teufel wedelten mit Windmühlflügelschwänzen uns das Zeug entgegen. Es fährt das Heer aus seinem Schlummer, denn da ist ein Gleiten um uns her, ein Flut-schen und fließt, wie warme Butter fließt auf Brei, und fließt . . .

KRIEGSMINISTER: Was fließt?

OBERBEFEHLSHABER: Der Schnee.

KRIEGSMINISTER: Nein!

OBERBEFEHLSHABER: Ja, der Schnee. Und taut uns unter den Ge-säßen fort. Alarm, ruf ich, Alarm! Die ersten Schlitten versacken schon, wie Esel ihre Last nicht tragen wollen, spreizt Rambock sich auf Ram-bock. Da der erste Schrei: Ich steh auf Erde! Wie Echo kommt's zu-rück: Ich auch, ich auch! Und hoch die Berge fliegt der Ruf: Wir stehn auf Erde! Der tausendfache Schrei erschreckt die Sonne. Sie hebt sich blutrot, und ich seh ein Bild, daß mir's die Haare grau und weiß ver-färbt und meinen Scheitel handbreit abfrisßt.

KRIEGSMINISTER: Nun?

OBERBEFEHLSHABER: Mit blanken Kufen steht auf grünem Gras das Heer, das ich nach Süden führen sollte, und Schnee nur noch im Nord, von wo wir kamen. Und mit der Sonne stieg ein unbekanntes Singen aus Wiesengrün, die Ebne füllend, auf.

KRIEGSMINISTER: Die aus dem Süden?

OBERBEFEHLSHABER: Wären sie's, das Heer mit Blei und Pulver niederzukartätschen! Da aber wächst kein Mörser aus dem Boden, es bricht das Feld nicht auf von Roßgestampf, nein, es bricht auf von Kro-kusblüten, Märzenbechern, statt Feind und Feldgeschrei Schneeglöck-chenläuten! Trompeter zu mir, geht mein Ruf durchs Lager, blast Sam-meln, so, als stünd der Feind vor euch. Trompeter, Hörner, Tuben und Drommeten! Es blus, wer Luft im Bauch hat, in sein Rohr; doch kam nicht Kriegssignal und Sturm hervor, der Tauwind schmolz die harten Töne auf, und Terz und Quarten nahmen ihren Lauf. Der Hörnerklang ergreift das Heer, bei einem Unteroffizier begann es, der, Orden über Orden auf der Brust, seit fünfundvierzig Jahren niemals fehlte, wenn irgendwo ein kalter Krieg ihn rief. Er fängt als erster an, verdreht das Auge, macht Patschhand, hüpf, jauchzt, frohlockt, pflückt ein Blum und noch ein Blum und hebt zu singen an Choral und Ringelreih in bunter Folge.

KRIEGSMINISTER: Still, ist's noch nicht genug?

OBERBEFEHLSHABER: Nein, denn es singt *ein* Fähnlein erst, noch eins und schließlich alle, die Reservisten fallen ein mit Bässen, die linke Flanke nimmt die obre Terz, die Artillrie schlägt mit den Rammen Takt, die Bogenschützen zaubern Harfentöne, und Schild und Lanze klingen im Akkord.

KRIEGSMINISTER: Und jetzt der Feind und metzelt alles nieder!

OBERBEFEHLSHABER: Was soll das Metzeln dauernd, niemand metzelt! Zum Frühstück kam der Ginster zum Erblühen, um acht Jasmin, um zehn Uhr zwanzig Flieder, beim Essen liegt in unsern Kochgeschirren der Duft von Rosen, und als die Sonne den Zenit erreicht, da strecken ihre frühjahrsmüden Glieder zweitausend ins Gefild umliegender Gestaden, die nicht gerechnet, die im Flusse baden. Das war die Nacht, in der das Eis zerrann, der Krieg verloren, eh er noch begann.

KRIEGSMINISTER: O Gott!

OBERBEFEHLSHABER: Ich biete meinen Selbstmord an. Bier!

SPRECHER: Hier entstand eine so große Stille im Saal, daß die Gedanken in den Köpfen der Herren des Kronrats zu hören waren.

Musik.

INNENMINISTER: Vor meinem Auge steht der Jüngste Tag; und von den Stühlen, die gerichtet sind, erschallt der Ruf: Wo sind die Kohlen, Innen-Außen, um die Schwerter umzuschmieden? Und aus den Gründen der Verdammnis geb ich Antwort: Sind keine Kohlen mehr, sind all verbraucht!

WIRTSCHAFTSMINISTER: Und rief's auch von den goldenen Stühlen: Ich ließ dir neue Kohlen wachsen, echot es, und es wird mein Stimmchen sein: Zu spät, kein Pfündchen Saatgut mehr in keiner Scheuer!

FINANZMINISTER: Die Feueröfen, drein wir gehen, sind bereit und brennen drei mal dreiunddreißig Jahre lang allein von allen Schuldverschreibungen, die ich in Umlauf brachte. Lös ein, ruft's aus den Wetterern, und aus Brand und Flammenqual mein Schrei: Ist nichts mehr einzulösen da!

INNENMINISTER: Die Leute, wenn sie das erfahren, braten und ersäufen uns und jagen uns in jene großen Wälder, die zum Nordpol stoßen. Freilich könnte man, um zu retten, was zu retten ist, eine Regierungsumbildung vornehmen, bei der ich ins Finanzministerium wechsle, der Kriegsminister als der Hauptschuldige abberufen und mit dem Wirtschaftsministerium beauftragt wird, der von der Wirtschaft macht dann Innen-Außen und so fort ...

PHILOSOPH: Philosophisch, würde ich denken, haben wir es mit dem Phänomen eines Wunders zu tun, mathematisch gesehen dagegen ist es nichts anderes als eine glänzende Bestätigung der Tatsache, daß X und alle Tage mit einem X eine Unbekannte waren, sind und bleiben, wobei hinzukommt, daß der Kriegsminister in Mathematik eine Menge Schwächen zeigt. Möcht wissen, was der jetzt denkt.

KRIEGSMINISTER: Vom Orion bis zur Beteigeuze könnte ich fluchen und dann noch drei Spiralnebel lang. Der Krieg gewonnen bis zum

Siegesfest – Und dann so eine Schweinerei! Ich könnte fluchen, daß der Raum sich krümmt.

SPRECHER: So hing jeder der Herren seinen Gedanken nach; aller Blicke aber hingen am Herrn Sire, der die Augen seinerseits geschlossen hielt. Die Herren wußten, daß die Luft schwanger ging mit einem historischen Augenblick und daß, was immer auch der Sire jetzt von sich gebe, ein entscheidend Wort sein mußte. Und der Sire, als spürte er die Wehen dieses Augenblicks, hob das Auge und sagte: Die Leute von der Musik können gehen. Die Wachen auch. Tür zu. Näher zu mir. Da uns auf eine tragisch unfaßbare Weise der Krieg abhanden kam, bleibt uns nur eins:

SIRE: Näher zu mir.

ALLE: Sire!

SIRE: Noch näher!

ALLE: Sire!

SIRE: Bin ich noch zu hören?

ALLE: Ja, Sire!

SIRE: Und dieses eine ist – (*Alles weitere flüsternd:*) es darf der Frühling nicht ins Land. Wir wehren ihm den Zutritt. Aus! Was will er machen? Überall wo er mit seinen Blütenfingerchen anklopft, reißt man die Tür vor ihm auf: Begrüßung, Gedichte, Handkuß – der kennt's ja gar nicht anders! Und da kommt er an unsere Südgrenze, und mit einemmal heißt's: Kein Zutritt, keinen Schritt weiter! Darauf ist der natürlich überhaupt nicht vorbereitet. Na, was denn, denkt er, klopft noch mal an, aber die erste Runde haben wir schon gewonnen, und dann halten wir ihn an der Grenze so lange auf, bis im ganzen Lande der Frühling vorbei ist. Und wenn der Frühling vorbei ist, kann er ja nicht mehr kommen. Wie findet ihr das?

ALLE: Wunderbar!

SIRE: Gut. Oberbefehlshaber!

OBERBEFEHLSHABER: Sire!

SIRE: Oberbefehlshaber! Ich sende dich jetzt nicht mehr gegen Krieger; ich sende gegen warme Winde dich, Tauwetter, grüne Flecken, Föhn. Berichte laufend, wo der Frühling steht, wie er sich nähert, welche Richtung er bevorzugt, wie stark er ist. Schüttet alle Pässe zu, leitet die Schmelzwasser in den Süden, vernagelt die Flüsse. Verteidigt jede Scholle Eis, bevor sie taut, und jeden Fußbreit Schnee! Solange Schnee liegt, grünt uns Hoffnung. Alles klar? Fanfaren! Wo steht geschrieben, daß es Frühling werden muß?

Fanfaren.

INNENMINISTER: Zum Beispiel im Kalender, Sire.

SIRE: Zum Beispiel im Kalender? Wache! Im ganzen Land sind die Kalender einzusammeln und zu vermahlen. Wenn ein Kalender nicht beschlagnahmt werden kann, so reißt das Blatt heraus, auf dem der erste Frühlingstag steht. Heimlich! Eile, ab!

SPRECHER: Es geschah, wie der Herr Sire befohlen hatte, und weil die Esel des Nordens die Kalender von überall herbeischleppten, war bald im ganzen Norden das rhythmische Geräusch zu hören, mit dem in den Mühlen die Zeit vermahlen wurde. Durch dieses Geräusch fanden die ansässigen Lyriker manch schöne Anregung, und der bedeutendste unter ihnen, der sein Lied in der durigen Tonart der Reißwölfe der Mühlen verfaßt hatte, brachte es trotz einer kleinen stimmlichen Unpäßlichkeit vor dem Sire sehr erfolgreich zu Vortrag. Dabei allerdings ereignete sich ein unvorhergesehener Zwischenfall. Das Gedicht nämlich, in strenger Dreiteilung des Aufbaus abgefaßt, sang in der ersten Strophe das Lob dessen dort oben, der die Tage kommen und die Winde fahren läßt und sich um Kalender und alle Tafeln der Zeit nicht kümmert, was den Beifall des Herrn Sire fand. Auch der zweiten Strophe, in der die Frage gestellt wurde, ob denn vielleicht die Tiere des Waldes Kalender brauchten, um zu wissen, wann Zeit sei zu weiden und die Jungen auszulassen, applaudierte der Sire. Als der Dichter aber in der dritten Strophe auf die Zugvögel zu singen kam, die da Jahr um Jahr und zu gleicher Stunde alle die Straßen des Himmels ziehen, von Norden nach Süd und zurück von Süden nach Nord und ohne Kalender, da sprang der Sire von seinem goldenen Stuhl und rief:

SIRE: Halt! Und zurück von Süden nach Nord und ohne Kalender?

SPRECHER: Ja, sagte der Dichter. Da rief der Sire:

SIRE: Alarm! Alarm! Wir haben die Zugvögel vergessen! Der Bote in die Schlacht!

BOTE: Sire!

SIRE: Zum Generalstab! Ordre! Man fahre an den vier Enden meines Reiches Kanonen auf, und was da naht an Vögeln auf dem Zug, ist abzuschießen! Stück um Stück! Kein Sperling darf ins Land!

WIRTSCHAFTSMINISTER: Die Spatzen ziehen nicht.

SIRE: Ihr Glück! Und laufende Berichte!

SPRECHER: Der Sire atmete auf, das Gedicht wurde verboten, der Dichter erhielt das Nordlandverdienstkreuz, und für die Zugvögel begannen böse Tage. Nun hat es aber mit der Zeit des Vogelzugs eine seltsame Bewandnis, und so geschah es, daß ein Mädchen, das zu jener Zeit im Reiche des Herrn Sire lebte und schon längere Zeit sehr unruhig geschlafen hatte, in jener Nacht vom Lager aufstand, sein Bündel nahm, vor seine Schwestern trat und sagte:

MÄDCHEN: Lebt wohl, Schwestern, ich muß zur Grenze, weil mein Liebster kommen wird. Ich werde mit dem Frühling kommen, sagte er, der aus dem Südland ist. Aber wie lange ist's noch bis dahin und wie lang schon ist er fern! Ich trug's mit Lieb und Erwartung. Aber in dieser Nacht erschreckte mich ein Schmerz unter den Brüsten, und das Herz schrie mir im Hals. Ich will ihm entgegengehen, Schwestern, weil jeder meiner Schritte die Zeit kürzer macht zu ihm, weil mir, und sei es nur ein Tag, nur eine Stunde, die ich ihn später sehe, nur ein Atemzug, den ich ihn später küssen dürfte, ein Tag und eine Stunde und ein Atemzug am Ende meines Lebens fehlten. Darum will ich nach Süden, ihr Schwestern. Lebt wohl!

SCHWESTERN: Guten Weg, Schwesterchen, und gute Wächter im Süden.

MÄDCHEN: Lebt wohl, ihr Lieben, und Dank. Lebt wohl!

Musik.

SPRECHER: Zur gleichen Stunde wurde ein Gefangener vor den Sire gebracht.

WACHE: Er näherte sich unserer Grenze und versuchte mit den Posten zu sprechen. Sie aber, weil Kontakte untersagt sind, brachten ihn hierher.

SIRE: Leicht gekleidet.

WACHE: Aus dem Süden.

SIRE: Was willst du hier im Norden?

GEFANGENER: Im letzten Jahr lebte ich an der Grenze zum Norden und sah dort Tag für Tag ein Mädchen aus dem Norden Vieh zur Weide treiben. Im Frühling, im Sommer, im Herbst. Wir liebten uns. Im Frühjahr wollten wir uns wiedersehen. Ich wartete. Da kamen in der letzten Nacht die Vögel auf dem Zug aus Süden, es schoß mir in das Herz, ich schlief nicht mehr, die Unruh ließ mich nicht mehr aus, und ich brach auf, zog nordwärts wie die Vögel. Doch an der Grenze fingen mich die Posten. Die Vögel zogen weiter ohne mich.

SIRE: Wie, zogen weiter? Zogen weiter? Innen-Außen! Die Vögel zogen weiter?

INNENMINISTER: Die Zugvögel betreffend, Sire, ein Bote.

KURIER: Die Vogelfrage ist gelöst, Sire.

SIRE: Wie?

KURIER: Als wir der ersten Schwärme angesichtigt wurden, ballerten die Kanonen los. Das fiel wie Tau auf uns von Girlitz und Milanen, Wacholderdrosseln, Schnepfen und Pirol. Was dann an großen Falken kam und Störchen, ward gut bedient von unsern Bogenschützen. Die Ketten wurden dezimiert, vernichtet Keil um Keil. Und nachts verheizten wir den halben Wald. Wir sahn schon manchen Brand, doch dieser

Brand, das war ein Brand, mit dem sich mancher Brand nicht messen kann! Es stand ein Feuer, daß die Wolken rußten. Da kam kein einziger Regenpfeifer durch. Die Vogelfrage ist gelöst. Dein Reich, Sire, schützen Wälle megatoter Vögel. Dies ist der letzte, der noch angefliegen kam. Ein Bläßhuhn.

SIRE: Es ist blutig auf dem Rücken.

KURIER: Es ist das Weibchen. Das Männchen flog voraus, das Nest zu suchen. Dies da setzt sich auf einen Stein, am Ende seiner Kraft, und so erschlugen wir's mit einem Stein. Beende Meldung. Sieg!

SIRE: Brav, einen Orden! Und du, südlicher Gefangener, bist du auch so ein Männchen, das ein Nest im Norden sucht? Oder bist du hergeschlichen, um zu spionieren, wie weit der Frühling schon vorangekommen ist? He? Und da bist du jetzt ganz schön perplex, daß hier von Frühling weit und breit keine Spur zu sehen ist, wie?

GEFANGENER: Aber es wird nicht lange dauern, und er wird da sein.

SIRE: Ich frage nicht, was wird, ich frage, was ist. Was ist?

GEFANGENER: Schnee ist.

SIRE: Also, ist's kalt?

GEFANGENER: Ja, aber es wird wärmer.

SIRE: Ist das dort Eis?

GEFANGENER: Ja, aber es wird bald schmelzen.

SIRE: Alles wird. Und dich wird man wie einen Vogel behandeln, der unerlaubt die Grenze überflog. Dich wird man in einen Käfig sperren, und hinter der Burg, wo die Winde Anlauf nehmen übers Eis, wird man dich hinhängen, und dann wird man sehen, ob der Frühling eher kommen wird oder ob du eher erfrieren wirst, du Zukunftsschauer und Futurums-prediger!

SPRECHER: Man tat, wie der Sire gesagt hatte, und der Wind, der vom Eis her Anlauf nahm, fiel über den Gefangenen her und hieb ihm seine eisigen Zähne ins warme Blut. Der Herr Sire aber winkte den Philosophen des Kronrats vor den goldenen Stuhl.

SIRE: Denker, ich bin unruhig. Etwas in der Redeweise dieses Südlichen läßt mich frieren. Ich spüre Gefahr, Denker.

PHILOSOPH: Ich würde denken, Sire, das Phänomen ist sprachlicher Natur. Du fragst im Präsens, er erwidert im Futur. Die Sorte kann nicht es ist sagen, wenn sie dabei nicht heimlich denkt: es wird. Dies Wort, Sire, ist wie Läusebrut, und hat es sich erst einmal zwischen Mütz und Schädel deiner Landeskinder eingenistet, braucht's nur ein kleines bißchen Frühlingssonne, und es schlüpft schon aus, und dann gute Nacht! Man kann gar nicht so viel knacken, wie sich das vermehrt. Der allgemeine Frühling, der im Süden ausgebrochen ist, bedient sich

des Futurs als seiner stärksten Waffe. Und die also gezeitigte Verwandlung dringt in die letzten Winkel, stürzt sich wie Hochwasser durch Labyrinth, bricht Wand, Damm, Stadt, reißt Reiche nieder. Solange noch Zeit ist, Sire, wirf dich dem Rade des Weltverhängnisses, das da in vollem Laufe auf uns zurollt, entgegen, greife mit Herrscherarm in seine Speichen und verbiete dem Norden, Sire, dies schreckliche Futur e s wird!

SPRECHER: Der Sire, in den Räumen der Philosophie und der Sprachwissenschaft nicht recht heimisch, aber seit langem daran gewöhnt, von seinem Staatsphilosophen zur rechten Zeit das rechte Wort zu hören, entsprach dem so nachdrücklich vorgebrachten Rate und stellte noch am selben Nachmittag per Rundschreiben die Verwendung sämtlicher Zukunftsformen im nördlichen Sprachgebrauch unter Strafe. Das hatte natürlich Folgen, und wenn es auch an dieser Stelle zu weit führte, etwa von den kolossalen Vereinfachungen zu sprechen, die der Runderlaß zum Beispiel der Philosophie brachte, die, schlagartig aller Fragen der Entwicklung enthoben, sich innerhalb weniger Stunden in der Lage zeigte, zwei neue Schulen ins Leben zu rufen, so muß doch die wahrhaft erstaunliche Meisterschaft Würdigung finden, mit der die nördliche Pädagogik die neue Situation bewältigte. Als nämlich die Kinder nur noch *i c h b i n , i c h w a r , i c h b i n g e w e s e n* lernten, geschah es, daß ein vorlautes Kind fragte, wie man denn nun ausdrücken könne, was morgen sei. Da antwortete ihm der Lehrer, daß man in solchen extremen Fällen stets bis übermorgen warten müsse, um dann sagen zu können: gestern war. Das sei ja auch ganz in der Ordnung, denn was morgen sei, wisse ohnehin niemand. Oder doch? Nein, sagten die Kinder, das wisse niemand, und alle Kinder lachten das vorlaute Kind aus, das nach morgen gefragt hatte. So wurden, wo immer sie sich zeigten, große Gefahren vom Norden abgewandt. Aber in diesen Stunden immerwährender Bedrohung zeigte sich auch Unterstützung von einer Seite, wo der Sire Unterstützung – und was noch höher zählte, inniges Verständnis – nie erwartet hätte.

WACHE: Sire, da sind zwei, die aus dem Süden kommen.

SIRE: Was wollt ihr?

KOMPONIST: Asyl erbitten, Sire.

SIRE: Pelzhändler aus dem Süden?

MALER: Nein, Sire.

SIRE: Davon gibt's hier genug. 'ner Frau ein Kind gemacht und wegge-
laufen?

MALER: Sire, vor dreißig Lenzen ...

SIRE: Vor dreißig Wintern.

MALER: Vor dreißig Wintern, Sire, gebar mich eine Frau, und eine Amme stillte mich. Danach berührte ich nie mehr ein Weib.

SIRE: Ach so. Was wollt ihr? Lebenslauf. Ausführlich!

MALER: Ich bin, wie sag ich's kurz, ein Mann der Kunst. Ein Lehrer nahm mit strenger, aber schöner und lieber Hand schon früh mich in die Zucht. Die Schule, der ich beitrat, war die neueste. Sie lehrte Ansicht nicht, sie lehrte Durchsicht, den Gegenstand von vielen Seiten sehen und simultan, rechts, links, von oben, unten, daß man am Ende nicht mehr weiß, auf welcher von allen Seiten denn der Maler stand. Wir malten grau, das äußerste an Farbe war schwarz. Doch bald ward schwarz zu bunt uns, Kreis und Strich zu gegenständlich, wir beschränkten uns bald nur auf die Idee des Bildes, Sire. Wir saßen vor getönter Leinwand, dachten und teilten, was wir dachten, dem Betrachter mit. Doch da geschah, was Ihr so schmerzlich selbst erfuhrt: Die Welt ward grün. Man rief uns zu: Genug der grauen Töne! Malt grün und malt, was diese Welt euch zeigt, wir wollen grau nicht mehr! Kein Käufer kam. Nun gut, schrien wir zurück, wir malen, was wir sehn, und malten grün. Grüne Nacht und grünen Tod, faule Fische grün, des Wassermannes grüne Orgien, das Schauhaus grün und grünen Eiterherd. Uns konnte keiner was, wir malten grün! Doch wir vergaßen, daß der Mensch voll Schwäche und daß halt Maler auch nur Menschen sind. Wer dauernd grün malt, der ist bald versucht, auch Strauch und Bäume grün zu malen. Und bald schon wurden unsre Besten schwach und malten – erst zaghaft und versuchend, fast zum Späße – reifende Früchte, Bäume, Erde, Gras, dann Wiesen, Kühe, Melkerinnen, Euter, das quillt nur so von Fruchtbarkeit. Pardon. Mir wird es schlecht.

SIRE: So schlimm?

MALER: Noch schlimmer, Sire, es kommen Hinz und Kunz ins Atelier und zeigen mit vor Gicht und Arbeit krummen Fingern, draus Ruß und Erde nicht mehr abzuwaschen sind, auf diese Bilder, applaudieren, rufen: Ja, ja, das ist es, was wir sehen wollen! Und gleich beginnt's mit Forderungen, Sire. So sitz ich nicht, so steh ich und so geh ich nicht, was denkt der auf dem Bild, woher kommt jener? So starb die Stille, drin Ideen wohnen, so lärmte triumphierend die Natur, so ward errichtet in den Pavillonen der krummen Finger Diktatur. Da ging ich nordwärts, Sire.

SIRE: Was meinst du, Philosoph?

PHILOSOPH: Ich denke, wenn er vor seiner getönten Leinwand sitzen bleibt und nur denkt, was kann da schon viel andres herauskommen als Schnee. Schaden kann der nicht.

SIRE: Der andre!

KOMPONIST: Ich setze Töne.

SIRE: Wohin?

KOMPONIST: Ich komponiere.

SIRE: Darf man's nicht im Süden?

KOMPONIST: Hätt die Musik im Süden Farbe, wär sie grün. Ich aber komponiere, was er malt, Geräusche, den Fall des Glases, eine Esse heult, ein Mensch geht über Stein, ein Metronom: tick, tack, tick, tack . . . Und die Variante: tick, tack, tot . . . Den Lärm des Schneefalls, Kälte, Atem, Komma, nichts. Und der Unendliche da capo.

SIRE: Hm, wenn du nur Kälte komponierst, und du nur Schnee malst, sollt ihr Asyl haben.

KOMPONIST: Dank, daß Ihr unsre Kunst um kurze Zeit vermehrt, bis Frühling dieses schöne Dämmern stört.

SIRE: Was denn, ihr glaubt, daß der Frühling hierherkommen könnte?

KOMPONIST: Ach, allzubald verlieren wir euer Brot, denn allzubald naht Frühling, stirbt der Tod.

SIRE: Wenn ihr das denkt, warum um Himmels willen kommt ihr dann überhaupt hierher?

MALER: Dies eben ist das Große unsrer Haltung, Sire; Land um Land öffnet sich grüner Zukunft, wir aber, die blasse, graue Sonne liebend, flüchten den Dämmeraugen nach.

SPRECHER: Der Herr Sire war ein wenig verwirrt von allem, was er da hörte. Aber selbst wenn ihm der Philosoph die Sache hätte erklären können – der Herr Sire hatte für solche diffizilen Angelegenheiten wenig Zeit; denn die Wache trat in den Saal und meldete:

WACHE: Da ist ein Mädchen aus dem Norden, Sire, die in den Süden wollte.

SIRE: Hat sie einen Kalender bei sich?

WACHE: Nein, Sire.

SIRE: Vielleicht einen, wie ihn die Weiber führen?

MÄDCHEN: Ich brauche keinen, Sire, ein Jahr lang war mein Liebster fern. Vor einem Jahr, als ich ihn an der Grenze sah . . .

SIRE: Wo du das Vieh zur Weide triebst, versprach er dir . . . ich weiß.

MÄDCHEN: Ja, Sire.

SIRE: Hast du in den Süden hinübergesehen?

MÄDCHEN: Ja.

SIRE: Hast du die Täler an der Südgrenze gesehen?

MÄDCHEN: Ja.

SIRE: Schneefrei?

MÄDCHEN: Ja.

SIRE: Die grünen Wiesen?

MÄDCHEN: Ja, und blanke Felsen, Bäche.

SIRE: Eisfrei, und den Strom, der stieg?

MÄDCHEN: Ja, Sire, und einen Schmetterling.

SIRE (*schreit entsetzt*): Was?

MÄDCHEN: Einen Schmetterling, zitronenfarb.

SIRE: Einen Schmetterling, zitronenfarb! Wirtschaft!

WIRTSCHAFTSMINISTER: Sire!

SIRE: Zu mir! Und die in den Käfig hinter die Burg, wo der Wind vom Fluß her Anlauf nimmt. Und daß kein Mensch mit ihr ins Gespräch kommt. Wirtschaft, was sah das Mädchen?

WIRTSCHAFTSMINISTER: Einen Schmetterling.

SIRE: Zitronenfarb.

WIRTSCHAFTSMINISTER: Zitronenfarb.

SIRE: Da laß ich die Kalender konfiszieren, eliminiere das Futurum, separiere, was Nachricht aus dem Süden bringen könnte, schieß die Vögel ab, und du läßt mit zitronenfarbnem Flügelkleid den Frühling ins Land hereinschaukeln.

WIRTSCHAFTSMINISTER: Die Vögel, die jetzt aus dem Süden kämen, fräßen Larven tonnenweise.

SIRE: Wie, da sind Schmetterlinge tonnenweise unterwegs?

WIRTSCHAFTSMINISTER: Ich fürchte, Sire.

SPRECHER: In dieser Nacht hatte der Herr Sire einen schrecklichen Traum. Die Rinden der Bäume brachen auf, tonnenschwere Larven wurden zu Schmetterlingen, und eine Apokalypse aus zitronengelbem Blütenstaub wälzte sich über ihn. Er glaubte zu ersticken, und als er mitten in der Nacht erwachte und wieder frei atmen konnte, beschloß er, die Metamorphose der Schmetterlinge unter Strafe zu stellen und prophylaktisch alles, was Rinde zeigte im Reich, umschlagen und verbrennen zu lassen. Während solchergestalt die Notstandsgesetzgebung des Nordens in aller Stille ihre nächtliche Geburtsstunde erlebte, saß der Gefangene hinter der Burg im Käfig, und der Wind nahm Anlauf übers Eis, und es fror ihn bis ans Herz, und er wußte nicht, ob er noch lebte oder schon gestorben sei. So kam es, daß der Gefangene gar nicht bemerkte, wie ein zweiter Käfig neben dem seinen aufgehängt wurde, bis ihn eine Stimme rief:

MÄDCHEN: Du, nebenan, hörst du nicht?

GEFANGENER: Hab ich geträumt, oder ist da ein anderer Gitterkäfig? Ist da jemand?

MÄDCHEN: Ja, hier ist jemand, und mein Gitterkäfig steht mit der Stirnwand zu deinem, daß wir uns nicht sehen. Woher kommst du?

GEFANGENER: Aus dem Süden.

MÄDCHEN: Wohin wolltest du?

GEFANGENER: Nach Norden. Und woher bist du?

MÄDCHEN: Aus Nord und wollte nach Süd.

GEFANGENER: Bist du's?

MÄDCHEN: Bist du's?

Musik.

MÄDCHEN: Du!

GEFANGENER: Ja?

MÄDCHEN: Wenn wir jetzt sterben müssen hier hinter der Mauer, wo der Wind Anlauf nimmt auf unseren Tod, dann bin ich schuld; denn wär ich später gegangen, wir hätten uns im Norden nicht verfehlt.

GEFANGENER: Nein, ich bin schuld; denn wär ich später gegangen, du hättest mich im Süden erreicht.

MÄDCHEN: Was war's, das uns nicht auf den Frühling warten ließ?

GEFANGENER: Der Frühling.

Musik.

SPRECHER: Aber nicht nur hinter der Burg, wo die Winde Anlauf nehmen übers Eis, wurde vom Frühling gesprochen. Wenn die Herren Minister zusammenkamen, dann sprachen sie von ihm, als sei es ein Gespenst, das umgeht im Norden.

WIRTSCHAFTSMINISTER: Seit unser Sire das Wörtchen Frühjahr unterm Nordhimmel in Acht und Bann getan hat, ist's unter dem Bett-himmel ein Zauberwort geworden.

ALLE: Wahr! Wahr!

WIRTSCHAFTSMINISTER: Wo früher Zärtlichkeits- und Kuschelwörtchen aus Kinderland und alter Lyrik fielen, ist's heute nicht mehr auszuhalten vor Naturbedürfnis frühlingshafter Art. Das strotzt vor „Böcklein“, „liebes Stierchen“, „Pferdchen“.

INNENMINISTER: „Kater.“

WIRTSCHAFTSMINISTER: Ja, wieso wissen Sie?

INNENMINISTER: Ach Gott, mir geht's mit meiner Frau nicht anders. Nennt mich „Märzenbecher“, „Butterblume“, „Krokuskelchlein“.

FINANZMINISTER: „Apfelblüte.“

INNENMINISTER: Ja! Wieso wissen Sie?

FINANZMINISTER: Ach Gott, die Nennung schon des Wortes Frühling weckt Ekstasen.

KRIEGSMINISTER: Wo früher Stammeln sich bemerkbar machte, wird jetzt ein Satz gesagt: 's wird Frühling!

WIRTSCHAFTSMINISTER: Wenn dieses Zeichen trügt, trügt jedes Zeichen.

SPRECHER: Und die Zeichen trogen nicht. Im Saal des Herrn Sire begannen die Ereignisse sich zu überstürzen. Waren die Boten aus der

Schlacht bisher in gewissen Abständen gekommen, jetzt traten sie in ganzen Staffeln auf.

Musik.

1. BOTE: Das Eis tropft von den Bäumen, die am Waldrand wachsen, Sire.

2. BOTE: Zwei Seitentäler, die viel Mittagssonne haben, kaum zu halten!

3. BOTE: Sire, Meldung, drei Grad Wärme auch im Bergland!

4. BOTE: Zwei Bäche waren gestern unterm Eis zu hören.

5. BOTE: Von Süden weiter weicher, warmer Wind.

1. BOTE: Ein Tal des Nachts zurückerobert.

2. BOTE: So gut wie alle Bäche unterm Eis zu hören.

3. BOTE: Im Planquadrat vier C zwei Wiesen ohne Schnee.

SIRE: Was macht das Heer?

4. BOTE: Drei Kompanien sind ins Südland desertiert.

SIRE: Das Heer soll kommen! Bote in die Schlacht, das Heer!

INNENMINISTER: Das Heer wird überall vom Frühling berichten, Sire!

SIRE: Das Heer soll bleiben!

WIRTSCHAFTSMINISTER: Und wenn die Bauern rebellieren wegen Saatgetreide, Pflügen und so fort?

SIRE: Das Heer soll kommen!

WIRTSCHAFTSMINISTER: Und wie ernähren wir das Heer, dort unten wachsen Krokus und Vergißmeinnicht und andere genießbare Pflanzen

SIRE: Das Heer soll bleiben!

PHILOSOPH: Wie denkt man sich das, wo ein Heer von nichts so demoralisiert wird wie von vielen Blumen!

SIRE: Das Heer soll kommen!

KRIEGSMINISTER: Und wer hält uns den Frühling an den Grenzen auf?

SIRE: Das Heer soll bleiben!

3. BOTE: Sire, im Walde fiel der erste Buchfink ein!

SIRE: Wirtschaft, nimm ein Gewehr, Kanonen, Pfeil und Bogen, schieß ihn ab!

4. BOTE: Sire, vierzehn Schmetterlinge!

SIRE: Laß den Finken, fang die Schmetterlinge!

5. BOTE: Sire, eine Wiese grün, auf Steinwurfweite vor der Burg!

6. BOTE: Sire, die ersten Bäume schlagen aus!

SIRE: Nein!

6. WACHE: Knospen!

SIRE: Innen–Außen. Die große Schere, alle Knospen werden abgeschnitten!

SPRECHER: Der Sire stürzte sich in den Kampf gegen den Frühling, er mähte um, stach nieder, grub und schaufelte, der Kampf wogte lange hin und her, und der Herr Sire geriet in Schweiß. Er kam so gewaltig ins

Schwitzen, daß sich um seinen Körper eine Wolke transpirativen Dampfes bildete und ihm folgte, wohin er sich im Verlaufe der Kampfhandlungen auch wandte. Diese warme Wolke zeigte bald unvorhergesehene Wirkung: Als der Herr Sire zu einem Schneehaufen lief, um Schnee zu holen, weil irgendwo eine schneefreie Stelle zugeschaufelt werden mußte, schmolz durch des Herrn Sire dampfende Wärme der Schnee auf der Schaufel; und als er sich mit der großen Schere einem der Zierbäume des Gartens näherte, brachen die Knospen auf, und über die Bäumchen ergossen sich die betäubend süßen, milden Gerüche und betörenden Düfte unzählbarer Blüten.

Lärm von ferne.

SIRE: Hört ihr? Wirtschaft, schießt alle Finken tot!

1. BOTE: Das ist nicht Wirtschaft, Sire, das sind die Bauern auf dem Marsch hierher!

SIRE: Was wollen die?

1. BOTE: Sie schrein nach Pflügen, Saatgetreide, Hengsten!

SIRE: Nein!

1. BOTE: Ja!

SIRE: Nein, sag ich!

SPRECHER: Nein, rief der Herr Sire noch einige Male, aber soviel er auch nein rief, die Verfolger kamen immer näher. Den Herrn Sire erfaßte da eine große Verzweiflung, er beschloß, sich von seinem Volke abzuwenden, legte die große Blütenschere beiseite und wandte sich dem Flusse zu. Ans jenseitige Ufer war der Frühling noch nicht gedrungen. Dort führte auch der Weg zum letzten, rettenden Flecken dieser Erde weiter, zum Pol.

Musik.

2. BOTE: Sire! Halt!

SIRE: Ich muß übers Eis!

2. BOTE: Die Decke ist zu dünn, Sire!

SIRE: Wie dünn?

2. BOTE: So dünn!

SIRE: Ich stand auf dünneren Decken, vorwärts!

2. BOTE: Nein, Sire!

SIRE: Dann bleib! Ich muß hinüber.

SPRECHER: Und der Sire setzte seinen Fuß aufs Eis.

SIRE: Nun, was sagst du jetzt, die Decke trägt!

Musik aus.

SPRECHER: Die Decke trug, so dünn sie auch war, und sie hätte den Sire auch bis ans andere Ufer getragen. Aber die warme Wolke, die auf der Flucht zum Fluß noch beträchtlich zugenommen hatte, ließ das Eis

unter des Herrn Sire Füßen schmelzen, und so brach er schon nach den ersten Schritten ein. Im ersten Schreck wollte er um Hilfe rufen; aber er überlegte es sich anders.

Musik.

SIRE: Bin ich verrückt, die Leute auf mich zu hetzen, wo mir das Wasser nur bis zum Halse steht? Noch wenige Meter, und ich habe das andere Ufer erreicht. Mut, Sire, nur noch wenige Meter Mut!

Musik aus.

SPRECHER: Unter solchen Gesprächen kam der Sire an das andere Ufer, schüttelte sich das Wasser aus dem Pelz und lief in nördlicher Richtung weiter. Kaum kam er ins Laufen, stellte sich auch die Wolke wieder ein. Der Sire fühlte sich jung wie nie und lief, daß, hätte er sie nicht alle abschießen lassen, die Nordpolhirsche nicht schlecht gestaunt hätten. Aber so sah niemand den Herrn Sire, und niemand hörte, wie er im Laufen zu sich selber sprach.

SIRE: Da renn ich mir die Seele aus dem Leib, und alles wäre so einfach gewesen. Ich hätte dieses lärmende, trommelnde Pack von Untertanen aufs Eis schicken sollen, ich hätte ein Fest geben sollen, mit Freibier und den neuesten Attraktionen, da wären sie alle gekommen, und dann wären sie alle versoffen, und jetzt säße ich am Ufer und könnte mich in aller Ruhe nach neuen Untertanen umsehen. Blöd war ich und schlecht beraten, das kommt noch dazu. Na, wartet nur, ich werd's euch schon noch zeigen, Pack, undankbares!

SPRECHER: Während er so vor sich hin dachte, lief und schwitzte und mit Freuden sah, wie weit er sich schon von seinem Volk, das dort irgendwo hinter ihm her war, entfernt hatte, wurde es um den Herrn Sire immer kälter und kälter, und schließlich wurde es so kalt, daß selbst die Dampfwolke zu frieren begann und sich eiskalt an den Herrn Sire legte. Das Eis der Wolke wuchs am Körper des Herrn Sire an, und das Laufen fiel dem Sire immer schwerer. Da hätte nur geholfen, umzukehren. Aber auch das war nicht mehr möglich, denn die Beine wurden dem Sire plötzlich sehr schwer, und er fühlte sich sehr müde. Da will ich mich ein bißchen hinsetzen und verschnaufen, sagte der Sire zu sich selbst.

SIRE: Und dann will ich die neue Lage ventilieren. Von hier oben am Pol hat man ja eine ganz andere Übersicht. Ruh dich aus, setz dich, Sire! Nur ein Viertelstündchen.

SPRECHER: So dachte der Sire. Aber er konnte sich nicht mehr setzen, denn das Eis an seinem Körper hielt den Herrn Sire im Stehen aufrecht, und Kristall auf Kristall wuchs weiter, und es wuchs nach allen Seiten, und der Herr Sire fühlte sich größer und größer werden und

immer aufragender und überragender und hervorragender, und des Wachsens war kein Ende, und als das Eis um den Herrn Sire endlich zu wachsen aufhörte, stand, wo der Herr Sire gestanden hatte, ein Berg aus Eis. Womit das Märchen vom Herrn Sire erst einmal zu Ende wäre.

Musik.

SPRECHER: Die beiden Liebenden hinter der Burg verließen ihr Gefängnis. Der Gefangene, der jetzt kein Gefangener mehr war, legte den Arm um das Mädchen und ging mit ihr durch den Frühling, von dessen Ankunft er so sicher gewußt hatte, grüßte ihn lustvoll und freute sich der Kraft, die sich vor seinen Augen ausgoß über die Welt in den Myriaden Knospen, Blüten und Quellen, und er sagte:

GEFANGENER: Schön und gewaltig ist die Wiederkehr des Frühlings, und es ist, als sänge die Luft und die Erde schmatze vor Wohlbehagen. Wir Menschen aber, mein Lieb, werden stärker sein als alle Frühlinge, die jemals über diese Erde kamen, und werden unsere Sonnen in die Eishimmel hängen, dem Winter den Sturm, dem Herbst den Nebel nehmen und die Sommer kühlen und der Erde einen Frühling bereiten, der nie endet. Freund wird uns sein, was heute noch Gefahr ist, das Eis der Pole wird geschmolzen und auf dem Grund der Meere Nahrung sein für unser Getier und uns selbst, und die Wasser werden die Wüsten aufbrechen, und eine grüne Wollust von Millionen Gärten wird uns wiegen.

MÄDCHEN: Vorerst aber, du Kluger, wollen wir uns von der Grenze im Süden ein paar Schwerter holen, die dort herumliegen, und Pflüge daraus machen und Saat in die Erde bringen.

SPRECHER: Und sie küßte ihn und er küßte sie und so weiter und so fort.

Musik aus.

SPRECHER: Die Minister versuchten zu retten, was zu retten war und begaben sich in den Süden, um Verhandlungen wirtschaftlicher Natur aufzunehmen und dabei die überflüssig gewordenen Winterpelze zum Tageskurs loszuwerden, was bei den Südleuten aber auf kein Verständnis stieß. Der Philosoph erklärte, daß er nach einer der modernsten philosophischen Schulen berechtigt sei, ein im Jetzt Seiendes auch als das Danach eines bereits Gewesenen zu begreifen, was zu gut deutsch hieß, er sagte statt Frühling „Spätwinter“ oder „Frühherbst“. So war er in der glücklichen Lage, einerseits den Frühling nicht anerkennen zu müssen, andererseits aber ohne größere Schwierigkeit und philosophisch korrekt in ebendiesem Frühling zu existieren und seine Vorzüge zu genießen. Und ganz zum Schluß wären noch der Maler und sein tonsetzender Freund. Der grauen Sonne und den Dämmerungen nachflüchtend, waren sie bis zu jenem Eisberg gekommen. Hier sank ihre natürliche Körperwärme

so rapide ab, daß sie noch dünner und durchsichtiger wurden, als sie ohnehin schon waren, und sie lösten sich allmählich und ohne daß sie es bemerkt hatten, in sich selbst auf. Der Maler zerfiel in das reine Weiß leerer Leinwände, der Tonsetzer löste sich zuerst in das Geräusch des Schneefalls auf und steigerte sich später, weil ihm das alles noch mit viel zuviel Musik verbunden war, in die Stille an sich. Wenn Besucher diese entlegene Gegend aufsuchen und Licht und Stille bewundern, sind die beiden auf ihre Art fast glücklich. Zumindest kennen sie nicht die selbstzerstörerische Unruhe des Mannes im Eisberg. Immer nämlich, wenn der Herr Sire lebende Menschen hört, kommt ihn die Furcht an, man könnte ihn finden, für ein Fossil halten und neben anderen Fossilien in einem Museum aufstellen und den Kindern zeigen. Dann geht ein leises Zittern durch den Berg; aber die Welt kann sich nicht um zitternde Eisberge kümmern, und so steht der Eisberg auch heute noch, und wird auch noch morgen stehen und übermorgen auch noch. Ob er freilich in einer Woche noch steht, das weiß man nicht so genau. Hier endet die Geschichte.

LAND, IN DEM WIR LEBEN

Die deutsche Frage in dem Roman „Die Entscheidung“
von Anna Seghers

Auf den letzten Seiten des vorliegenden Romans „Die Entscheidung“ von Anna Seghers findet der Leser einige besondere Merkmale dieses Buches zusammengedrängt. Man wird sich erinnern: Eine Begegnung findet statt, die man lange erwartete. Robert Lohse trifft endlich auf den Lehrer Karl Waldstein, der sein Leben stark und nachhaltig bestimmte wie vielleicht kein anderer Mensch. Der Lehrer aber, obwohl er von seinem Einfluß auf diesen früheren Schüler erfuhr, erinnert sich seiner nicht. Er findet ihn nicht in seinem Gedächtnis. Der Enttäuschung Roberts hält er entgegen, was ihm allein wichtig vorkommt an ihren vergangenen und zukünftigen Begegnungen: daß sie einander geholfen haben.

Noch einmal, wie oft in diesem Roman, muß der Leser seine „natürlichen“ Erwartungen den natürlicheren Absichten der Schriftstellerin unterordnen. An Stelle des dramatischen, erschütterten Wiedersehens zwischen zwei seit langem getrennten Hauptpersonen des Buches, das einen „reinen“ Gefühlszusammenklang, eine im herkömmlich-ästhetischen Sinn befriedigende Lösung gebracht hätte, gibt es eine verhaltene, den hochgespannten Erwartungen scheinbar nicht entsprechende Begegnung in der Mitte des Lebens. Man sieht seine aus anderen Romanen abgeleitete Hoffnung auf „Ende“ enttäuscht und muß dem Robert auf den letzten Zeilen des Buches in einen neuen Anfang folgen: *Auf einmal fühlte er deutlich, daß nichts abgeschlossen war; etwas Neues hatte begonnen.* – Und so wird auf literarisch unkonventionelle Weise das Wiedersehen zwischen Waldstein und Lohse bedeutsam genug, nicht als Abschluß, sondern als Anstoß zum Weiterleben.

Anna Seghers wiederholte öfter an verschiedenen Stellen und aus verschiedenen Anlässen die Worte Mao Tse-tungs, daß die Wirkung der Kunst auf den Menschen größer sein könne als die der Wirklichkeit. Die Wirkung echter Kunst ist gemeint, die, gereinigt von den zahllosen alltäglichen Zufälligkeiten, das Besondere, Wichtige des Lebens unvermischt und unverschleiert darstellt, so daß eine neue Wirklichkeit erwächst, nicht weniger handgreiflich als die „eigentliche“, sogar härter, schärfer, wirklicher.

Diese neue Wirklichkeit, dem eigenen Leben nicht gleich, aber ähnlich, wurde mit einem prüfenden, strengen, für jede Kleinigkeit aufmerksamen

Blick durchforscht, und obwohl nichts weiter geschah, als daß jedes nach seiner Wichtigkeit hervorgehoben oder zurückgestellt wurde, scheint das Altbekannte auf einmal neu, merkwürdig, unerwartet glanzvoll oder unerwartet beschämend. Man hat etwas erfahren, was nur dieses Buch einem geben konnte, was einem ohne dieses Buch für immer gefehlt hätte. Ohne daß Außergewöhnliches in außergewöhnlichem Ton gesagt wurde – besonders erregt oder besonders beschwörend –, geht von einem solchen Buch eine Erschütterung aus, die tief und nachhaltig wirkt wie nur wenig besonders Konzentrierte im eigenen Leben.

Andere Bücher wirken auf andere Weise. Die Bücher von Anna Seghers wirken dadurch, daß sie keine andere Überredung versuchen als die, welche in der Entwicklung der Geschichte liegt. Die Vorgänge in diesen Romanen sind Dokumente menschlichen Verhaltens in einer bestimmten Zeit, unter bestimmten Umständen. Ein tiefes, fest gegründetes Vertrauen zum „fortschreitenden Leben“ geht von ihnen aus. Das ist ungemein wichtig in einer Zeit, da viele Menschen noch abwarten, wer sich von den großen Antagonisten in der Welt am Ende als der Stärkere erweisen wird. Diese Menschen brauchen nicht Trost, sondern Gewißheit, nicht Beschwichtigung, sondern Beunruhigung, sie wollen nicht abgefertigt sein: Was in dem Buch steht, betrifft sie und macht sie betroffen.

Die Romane von Anna Seghers, deren jeder bei seinem Erscheinen im direkten Sinn aktuell war, haben gleichzeitig eine große Dauerhaftigkeit gezeigt. Auch ihr neues Buch zielt, wie alles, was sie seit mehr als dreißig Jahren geschrieben hat, direkt auf den Sinn der Epoche, in der wir leben; es erfaßt das große Thema unserer Tage von seinem Zentrum her: Es schildert historisch konkret ein Stück Weg der Menschheit zu sich selbst. Die historische Konkretheit bewahrt es vor Exaltiertheit, vor dem Allegorisieren. Die große Grundidee, die wie eine Energiequelle für alle Bücher von Anna Seghers wirkt, bewahrt es vor jeder Spur von provinziellem Naturalismus. Die tatsächlichen Vorgänge wirken neu, wie zum erstenmal gesehen dadurch, daß sie in der Darstellung der Erzählerin mit ihrem tieferen Sinn, ihrer Bedeutung verschmelzen. So steht ein gewöhnliches Stahlwerk für die gemeinsamen und schließlich erfolgreichen Anstrengungen befreiter Menschen, wie früher ein leeres Kreuz als drohender Schatten, als Menetekel der Machtlosigkeit und des unvermeidlichen Untergangs über eine von Macht und Grausamkeit berauschte Bande gesetzt wurde.

Wenn die Prosa eine Geschichte von ihrem Ende her erzählt, so gilt das für die Prosa von Anna Seghers im doppelten Sinn: Nicht nur das Ende der Lebensgeschichten ihrer Gestalten, die tröstliche oder tragische Auflösung ihrer Konflikte und Entwicklungen steht ihr vor Augen. Vor allem rückt

sie die Schicksale ihrer Menschen in das untrügliche Licht der großen geschichtlichen Kämpfe unseres Jahrhunderts, die sie in ihren einzelnen Phasen, in ihrer Gesamttendenz und in ihrem gesetzmäßigen Ausgang auf einmal durchschaut und überblickt: Sie sieht die Geschichte von ihrem Ende her. Das gibt ihrer Prosa den großen epischen Atem, das gibt ihr als Erzählerin die strengen, gerechten Maßstäbe; dadurch wirken alle ihre großen Romane und jede kleine Anekdote wie aus demselben großen Strom geschöpft. Das sichere Wissen um die Richtung der künftigen Veränderungen ermöglicht es ihr, mitten in den größten historischen Umwälzungen, mitten in den schwersten Erschütterungen ihres Volkes, unbeirrbar Werk um Werk zu einem großen Epos unseres Jahrhunderts aneinanderzufügen. Anna Seghers kann schnell als Schriftstellerin reagieren, ohne doch je hastig herausgerissene Stücke Wirklichkeit zu präsentieren, sie krampfhaft mit noch unreifen Ideen zu überlasten, sich dem Druck noch nicht erfüllbarer Wünsche und taktischer Tagesnotwendigkeiten zu unterwerfen.

Wer des Ausgangs der wirren Zeitläufte so sicher ist, der hat Zeit und kann als Erzähler seinen Gestalten Zeit geben zu wachsen, zu versagen, sich schließlich doch zu bewähren oder endgültig abzufallen – ihr wahres Gesicht zu offenbaren: ein Grundvorgang in allen Büchern von Anna Seghers. *Die Ungeduld*, sagt die Schriftstellerin von einem ihrer früheren Helden (dem jungen Kommunisten Lorenz aus der „Rettung“), *kam aus einem Irrtum, dem die Besten unterliegen: dem Irrtum über die Zeit. Sie können den wahren Abstand nicht ertragen. Sie können und können es nicht fassen, daß der klare, deutliche, leuchtende Gipfel noch immer so weit weg ist, daß man sich die Füße noch blutig laufen, daß man noch abstürzen oder erfrieren kann.* Die Bücher von Anna Seghers – auch ihr letztes Buch – versuchen, ihren Lesern den wahren Abstand deutlich und erträglich zu machen, gleichzeitig verfolgen sie sorgfältig jeden Schritt, den man dem „Gipfel“ näherkommt. Daher wirkt in ihnen nichts „gemacht“, künstlich, so kunstvoll sie sind.

Denn der tiefe Respekt der Erzählerin vor dem ruhigen, gesetzmäßigen Gang der Tatsachen wird niemals zu Nüchternheit, zu Faktenhörigkeit oder zur Stoffgebundenheit des Chronisten. Der Stoff, das Material, der exakt dargestellte Vorgang läßt eine Überzeugung durchleuchten, die offenbar schon der jungen Schriftstellerin zum Grunderlebnis wurde: den Glauben an etwas Unangreifbares, Unzerstörbares im Menschen.

Dieses unangreifbar Menschliche über die schlimmsten Zeiten zu verteidigen und zu retten, es einst in einer besseren Welt frei zu zeigen und zu entfalten – das ist der tiefere Sinn aller Kämpfe, die in den Büchern von Anna Seghers ausgefochten werden und in unserem Jahrhundert an die sozialistische Idee, an die wechselvolle Geschichte ihrer Verwirklichung

gebunden sind. Verzicht auf diesen Kampf bedeutete für die Klassen, denen man die Voraussetzung zum Menschsein vorenthielt: sich selbst aufgeben, im dumpfen, tierischen Alltag ersticken. Das zeigte Anna Seghers im „Aufstand der Fischer von St. Barbara“, das zeigt sie an den Menschen in der „Entscheidung“.

Eine ihrer Frauengestalten (aus der „Rettung“) fragt einmal, in der Zeit der großen Krise: *Kann man denn heutzutage wirklich glücklich sein?* Die Schwiegermutter verwundert sich über diese Frage, denkt an allerhand Alltagsfreuden, die einem noch immer geblieben sind, spürt aber: *Dieses Mädchen wollte anscheinend ein ganz unsinniges Glück, das man wirklich nicht aufreiben konnte.* – Als im Konzentrationslager Westhofen die Kreuze umgeschlagen werden, als die Häftlinge erfahren: einer, Georg Heisler, ist entkommen, da *fühlten alle, wie tief und furchtbar die äußeren Mächte in den Menschen hineingreifen können bis in sein Innerstes, aber wir fühlten auch, daß es im Innersten etwas gab, was unangreifbar war und unverletzbar.*

Ein mächtiger, unerschütterbarer Antrieb ist in den Büchern von Anna Seghers die menschliche Sehnsucht nach Glück, nach dem gewöhnlichen Leben, nach Brot, Wasser, Wärme, Kindern, Liebe und Freundschaft, aber darüber hinaus nach etwas, was mit alldem nicht zu ersetzen ist. Verrät man diese höhere Sehnsucht, wird auch das gewöhnliche Leben zerstört, das einem nachträglich *stark und kühn* erscheint, *heißer Anteil an allem Erlebenswerten.* (Frau Bachmann im „Siebten Kreuz“.)

Anna Seghers, die sehr viel von *Macht und Glanz des gewöhnlichen Lebens* weiß, macht doch auch Mut zu jener Sehnsucht auf ein starkes, heißes, kühnes Leben. Ihr Buch gibt seinen Lesern – Leser verschiedener Generationen, verschiedener Gesellschaftsschichten, verschiedener Nationalität und Bewußtseinsstufe – Beistand in alltäglichen Fragen und Nöten. Nichts ist der Schriftstellerin zu gering, was ihnen wichtig sein könnte, was vielleicht ihr Leben ausmacht: die Sorge um das Kind (wie ernst sie Kinder nimmt!), um eine mißlungene Liebe, um einen nicht erfüllbaren Wunsch, aber auch die Freude an Nebensächlichkeiten – alles wird gründlich und teilnahmsvoll betrachtet und, so daß es nicht verletzen kann, behutsam an seinen Platz gerückt. Am Ende führt jene *rasende Lust auf Leben*, von der Robert Lohse seinem Freund Richard Hagen in der spanischen Lazarettöhle erzählt, die Menschen unfehlbar und für die Dauer zu denen, die ihnen diese Lust wirklich, nicht ersatzweise, befriedigen können.

Ein Buch wie „Die Entscheidung“ wirft viele Fragen auf, philosophische, ästhetische; diese Fragen sind bisher noch nicht einmal alle genannt. Wichtig erscheint heute besonders ein Gesichtspunkt, scheinbar rein inhaltlicher Natur, der aber, wie jedes echte Inhaltsproblem, schnell an die Problematik der literarischen Gestaltung des Werkes führt: Wie sieht dieser Roman die

einzigartige Lage unseres Volkes nach dem zweiten Weltkrieg, wie erfaßt er das Allgemeine unserer Zeit in der besonderen nationalen Problematik Deutschlands.

Man hat „Die Entscheidung“ einen Roman über den sozialistischen Aufbau in der Deutschen Demokratischen Republik genannt, ohne die Bedeutung und den Charakter dieses Buches dadurch genau zu umreißen. Es ist ein Buch über Deutschland in unseren Tagen, über ein Land und seine Menschen, in dem sich der Übergang von einer Gesellschaftsform in die andere in zwei Staaten verkörpert hat. Bisher gibt es in der Gegenwartsliteratur Ost- und Westdeutschlands kein Werk, das in ähnlich tiefer und zugleich umfassender Weise den Grundwiderspruch im geteilten Deutschland erfaßt, das – leidend an den Konflikten, die dieser Widerspruch in jede einzelne Familie bringt – in der Sprache und mit den Mitteln der Kunst dazu beiträgt, diese Konflikte zu überwinden.

Dieses Buch will uns leben helfen, heute und hier. Es ist nicht nur eine folgerichtige Fortsetzung des Werkes von Anna Seghers (wie folgerichtig, kann hier nur angedeutet werden) – es gibt unserer Literatur über die Gegenwart einen neuen Maßstab und eine neue Qualität. Es faßt viele literarische Bemühungen zusammen und hebt sie in sich auf; es bündigt durch seine gedankliche Höhe und gestalterische Kraft zum erstenmal den in seiner Größe und Vielschichtigkeit so schwer faßbaren Stoff „Gegenwart“ in ihm gemäße, ihm scheinbar selbstverständlich und mühelos entwachsene literarische Inhalte.

Nicht zufällig leben die meisten Hauptpersonen aus der „Entscheidung“ in der Deutschen Demokratischen Republik, liegt hier der Schwerpunkt der Handlung, laufen hier die wichtigsten Fäden zusammen, gehen von hier entscheidende Impulse für einige der Gestalten und ihr künftiges Verhalten aus. Nicht von ungefähr gruppiert sich die Republik-Handlung um ein Stahlwerk, ein Zentrum des Wiederaufbaus und selbst Voraussetzung für den Wiederaufbau an vielen anderen Stellen, daher Brennpunkt des Kampfes. Hier entwickeln sich in schwerer Arbeit die ersten Züge der neuen Gesellschaft, hier zeigen sich besonders deutlich die Auswirkungen des kalten Krieges. Hier lassen sich menschliche Charaktere in der Entscheidung finden: Der Gehalt, die Qualität des Inhalts bestimmt die Wahl der Schauplätze des Romans, die Hauptlinien der Komposition, die Auswahl der Gestalten und Konflikte.

Die Erzählerin weiß den Eindruck zu erwecken, das, was sie darstellt, sei so wenig zufällig wie die Entwicklung der Gesellschaft selbst, wenn auch im einzelnen unerwartete Zwischenfälle, gute und schlimme, noch Aufregung, Unordnung bringen können. Andere Autoren versuchen viel stärker als Anna Seghers dem Leser Lob und Tadel, Liebe und Haß zu bestimmten

Menschen oder Vorgängen aufzudrängen. Insofern hat die Schreibweise von Anna Seghers etwas „Unromanhaftes“, wenn man unter romanhaft die affektbetonte Wiedergabe erfundener Schicksale verstehen will, stark an eine ansteigende, kulminierende, abfallende und einem Ende zustrebende Fabel geknüpft. Ihr bietet sich der Stoff nicht wie großen bürgerlichen Romanciers als die aus einem begrenzten Zusammenhang herausgelöste Geschichte eines Subjekts oder mehrerer Subjekte an. In der heutigen, kleiner und schärfer gewordenen Welt ist alles mit allem verknüpft, jeder hängt von allem ab, alles von jedem. Die Schichten der Gesellschaft sind gegeneinander in Bewegung, in neuen Gesellschaften bilden sich konfliktreich, oft turbulent, neue Formen des menschlichen Zusammenlebens. Diese großen Prozesse sind in ihrer Totalität nur durch epische Vielschichtigkeit zu erfassen. Nur dadurch kann man sie in ihren verschiedenen, gleichzeitig auf engem Raum nebeneinander bestehenden historischen Stadien zeigen, daß der Roman eine Fülle immer neuer, immer Neues aussagender Gestalten an sich reißt.

Die Romane von Anna Seghers, auch „Die Entscheidung“, kennen kein „Ende“ im Sinne der Auflösung aller geschürzten Knoten. Einleuchtend ist der Hinweis der Schriftstellerin, daß ebensogut wie unter ihrem letzten Roman auch unter dem Buch „Die Toten bleiben jung“ „Ende des ersten Bandes“ hätte stehen können. Wirklich leben ja wichtige Gestalten aus diesem früheren Buch jetzt, unter den neuen Umständen, auf alte oder neue Weise weiter: Der Kommunist Martin, Castricius, die Bentheims, Spranger, Klemm. Wie Personen aus dem „Siebten Kreuz“ in den Erzählungen „Das Ende“, „Die Saboteure“ und „Die vierzig Jahre der Margarete Wolf“ eine Rolle spielen. Die Erzählung der Margarete Wolf verbindet übrigens in gewisser Weise auch das „Siebte Kreuz“ mit der „Entscheidung“; spricht doch die Frau in Erinnerung an ihren ermordeten Mann von dem *Grenzstrich*, der gezogen wurde zwischen seinem eigenen Grab und diesem Teil unseres Landes, in dem man vor sich sieht, wofür er sich totschlagen ließ. Dieser Grenzstrich zwischen allem Unheil der Vergangenheit, die immer noch nicht tot ist, und allem Glück der Zukunft geht mitten durch Deutschland, mitten durch den Roman, mitten durch seine Personen.

Ihre literarischen Arbeiten über dreißig Jahre deutscher Geschichte geben Anna Seghers den Grund, auf dem ihr Buch über das Deutschland unserer Tage fest stehen kann. (Natürlich sind auch ihre früheren Gegenwarts-erzählungen, jetzt gesehen, Vor- und Nebenarbeiten zu dem großen Roman: Die „Friedensgeschichten“, „Der Mann und sein Name“, „Die vierzig Jahre der Margarete Wolf“.) So wie das „Siebte Kreuz“, liest man es heute, in seiner unbeirrbaren Liebe zu Deutschland direkt ein Buch gegen die Spal-

tung ist, so ist die „Entscheidung“ direkt ein Buch für die sauberen, anständigen Traditionen unserer jüngsten Vergangenheit. Jede seiner Seiten atmet Kontinuität. Kein Gedanke an den abrupten Anfang und den abrupten Abbruch mancher anderer Gegenwartsbücher. Der „neue Stoff“, die heutigen Beziehungen zwischen den Menschen, die neuen, nur heute und hier möglichen Konflikte werden in ihrem historischen Gewordensein erfaßt. Denn der „neue Stoff“ ist ja nicht *nur* neu, das Zusammenleben der Menschen hat nicht im Sozialismus erst begonnen. Die Gesellschaft hat in Jahrtausenden eine dichte Decke materieller und ideeller Beziehungen geschaffen, zwischen Einzelmenschen, zwischen den Klassen, zwischen Stämmen und Völkern. Und zuerst geht auch in der „neuen Ordnung“ für die meisten das Leben so weiter, wie es immer war, erschwert noch durch die Kriegsfolgen. Diese beständige, zähe Fortdauer des gewöhnlichen Lebens fasziniert Anna Seghers. Sie zeigt, wie aus diesem dicht besetzten, der Erhaltung der physischen Existenz zugewandten Leben hier und da kleine Funken aufblitzen: das Neue; wie es sich hält und wächst und in das jahrhundertealte Netz menschlichen Zusammenlebens neue, haltbare Fäden einwebt. Neue Gedanken, neue Verhaltensweisen dringen tief in das Leben ein: Zum Beispiel haben sich, das zeigt sich beim Fest der Stahlarbeiter zum ersten Abstich, schon neue Erinnerungen gebildet – eine sehr wichtige Beobachtung, ein sehr wichtiger Vorgang! Anna Seghers verzichtet auf auffallende, aber schnell vergehende Effekte und hält sich an die weniger effektvollen, langsameren, aber beständigeren Wandlungen. *Aber all diese winzigen Posten ergeben doch zusammen eine gewaltige Summe: Das Leben in Kossin.*

Nicht zufällig haben die Hauptgestalten der „Entscheidung“ alle eine genau umrissene, nach dem Gesichtspunkt ihrer bisherigen Bewährung durchforschte Vergangenheit – Dutzende von Romanstoffen, hier aufs äußerste komprimiert. Viele von ihnen haben Situationen aus der „Rettung“, aus dem „Siebten Kreuz“ hinter sich: Not, Arbeitslosigkeit, Verzweiflung, Proben ihres Muts, ihrer Standhaftigkeit und Klugheit. Manche haben bestanden, viele nicht. *Der Krieg ist ausgebrannt, wohin mit all der Asche?* – Die Schriftstellerin, als sie 1947 nach Deutschland zurückkehrt, sieht ihre Heimat als eine *Einheit von Ruinen, Verzweiflung und Hunger.*

In dem Augenblick, da ihr Buch einsetzt, hat sich diese scheinbar trostlose Einheit – wenn man sich umhört, wirklich ein Grunderlebnis vieler Deutscher – schon differenziert, schwach zwar, aber deutlich. Aus der dumpf brütenden, dumpf hoffenden, dumpf verzweifelnden Masse heben sich hellere, bewußtere Gesichter heraus. Die Arbeiter des Kossin-Werkes, zu denen gerade Richard Hagen gesprochen hat, stehen nach der Versammlung

noch beieinander. *In dem Abend hatte etwas gesteckt – auch wenn man nicht daran glaubte oder wenn es einem gleichgültig war –, einen Augenblick war etwas Neues in dem verworrenen Leben aufgeglänzt. Das war jetzt weg. Nur, es hatte manchem sekundenlang das Gefühl gegeben, wie es sein könnte, wenn in allem ein Sinn stecken würde. Wenn etwas Neues begonnen hätte, zufällig gerade jetzt und hier, während man lebte.*

Das Buch zieht seine Wahrheitstreue und Überzeugungskraft eigentlich aus der künstlerischen Beweisführung, daß etwas Neues begonnen hat, jetzt und hier, welcher Art dieses Neue ist, und daß es wohl bedroht, aber nicht mehr vernichtet werden kann. Zwar kann es dem einzelnen passieren, er übersieht es oder lehnt es ab, aber es bleibt, ob er will oder nicht, der Maßstab für sein Leben. Es wird sogar Maßstab für das Leben derer, die ganz woanders wohnen, die nie einen Menschen getroffen haben, der ihnen etwas von dem Vorhandensein dieses Neuen in der Welt erzählt hätte. So hängen alle Gestalten des Buches von diesem zentralen Maßstab ab. Dieser Grundgedanke hält die verschiedenen Handlungen, die sich manchmal nur lose und auf nicht leicht überschaubare Weise berühren, im Innersten zusammen. Er wird, was sonst kaum in unserer Literatur der Fall ist, direkt zum Mittel der Komposition.

Der dauernde direkte Bezug auf den tieferen Sinn aller vereinzelt oder vereinten, bewußten menschlichen Handlungen in unserer Zeit schließt einen wachen Spürsinn für dialektische Widersprüche, kaum vorhersehbare Umschläge, eine große Hellhörigkeit für die leisen, noch schwachen Töne ein, die einmal die Melodie tragen werden. Die einzelnen Schritte sind klein, aber die Handlung verfolgt sie über vier Jahre. Es gibt nicht die geringste Aussicht auf eine wunderbare Rettung; zäh, mühsam rappeln sich die Leute in Kossin aus dem gröbsten heraus. Noch überwiegt das Trübe in ihrem Leben. Um so ergreifender die Lichtpunkte, die hier und da in Rembrandtscher Manier aufleuchten: Ein Glanz auf dem Haar des Mädchens, das Robert Lohse für einige Zeit Trost ist; ein Licht in der nachtdunklen Ebene, in der die Stadt schwimmt; das helle Feuer des ersten Abstichs.

Eines der Mädchen, das im „Bienenstock“ mit Freunden zusammensitzt und von seinem „ersten Schritt“ erzählt, beschreibt die Wirkung von Rembrandts Bild des barmherzigen Samariters: Das Licht, sagt sie, falle in diesem Bild auf einen Punkt, der das Herz des Betrachters zusammenziehe. Das sei die Kunst des Malers. Das ist, fügen wir hinzu, die Kunst der Schriftstellerin. Das Herz des Lesers zieht es zusammen, wie am Ende dieses Novellenkranzes Paul, der Unbekannte, der nur zufällig die Geschichten der Kongreßteilnehmer anhörte und seinen ersten Schritt noch vor sich hat, die Einladung zum Wiederkommen empfängt. Da heißt es: *Er nickte und merkte gar nicht, daß alle Blicke sich auf ihn gerichtet hatten.*

So richtet Anna Seghers in der „Entscheidung“ alle Blicke auf den Unbekannten in ihrem Volk, das nach schlimmer Erfahrung die ersten Schritte lernen muß. Sie zeigt, was alles von ihm abhängt, wenn er es in seiner täglichen, oft schwierigen, oft eintönigen Arbeit auch leicht übersieht. Solche Leute wie die Enders in Kossin, die Susi aus Binzheim – sie sind das Volk. Zwar in der Vergangenheit nicht hellseherisch genug, zwar nicht ohne Schuld, aber im Grunde doch *kräftig und kerngesund*, liebenswert und geliebt in diesem Buch, zu richtigem Denken und sauberem Handeln fähig, verstanden in seinen geheimen Wünschen, unsentimental gesehen, aber nicht allein gelassen. Die ganz in ihr alltägliches Leben verflochten scheinen, werden auf natürliche und zwingende Weise zugleich mit allen großen Dingen verflochten, die in der Welt geschehen. So wie jeder von ihnen seine Augen auf eine Hoffnung richtet, so richten sich aller Augen auf sie als auf eine Hoffnung. Anna Seghers fügt die Probleme unserer Nation als Teil in die große Weltproblematik ein und erfaßt dadurch die Besonderheiten unserer Lage besser, als eine isolierte Darstellung es könnte.

Denn was anders bewirkt der große Einfall von den drei Spanienkämpfern, die aus der Lazarethhöhle im spanischen Gebirge über die halbe Welt verstreut werden, die, einer den anderen für tot haltend, jeder auf seine Weise länger als ein Jahrzehnt an der Sache festhalten oder sie allmählich fallenlassen? Dieser Einfall, dieses Bild und die Handlung, die sich aus diesem Kern entwickelt, sich verzweigt, verästelt und neue Handlungen hervorruft, neue Personen in Griffnähe des Romans rückt – das alles ist, für das Buch gesehen, natürlich kompositorische Klammer, Fabelskelett, zu dem die andere Fabel vom Kampf um das Kossiner Stahlwerk hinzukommt, beide voneinander abhängig und miteinander verzahnt. Daß aber gerade *dieses* Bild Ausgangspunkt der Handlung wird – unvergeßlich in seiner Schönheit: der einzige *herzzusammenziehende* Lichtstrahl auf dem Gesicht der Krankenschwester Celia, der barmherzigen Samariterin –, das bedeutet für den Gehalt des Romans weit mehr: Es bedeutet, daß Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit geknüpft werden, nicht an irgendeine Vergangenheit, sondern an die kampferfüllte, opferreiche, an die Vergangenheit der besten Menschen dieses Volkes; es bedeutet, daß das Schicksal der deutschen Helden des Buches an viele Schicksale in anderen Ländern geknüpft wird; es bedeutet, daß unsere Sache dauerhaft und weitgespannt ist.

Anna Seghers bedenkt ihre Gestalten nicht gern mit einer großen Vorgabe von Sympathie oder Abneigung. Ihre Unvoreingenommenheit Tatsachen gegenüber bewahrt sie auch gegenüber Personen. Keinen degradiert sie zur Randfigur. Jeder wird, tritt er auch selten auf, als ganzer Mensch geachtet und, wenn er nicht ganz verhärtet oder erkaltet ist, an seiner guten

Seite gepackt. Eine Menge von Handlungen, ein ganzer Berg von Ereignissen, verschiedenartigste Situationen erwarten ihre Gestalten. Ein Netz von Beziehungen wird um sie geknüpft, aus dem sich allmählich ein Mensch herauschält – oder viele Menschen –, meist nicht nur gut oder böse, sondern widerspruchsvoll, kompliziert, an soziale Bedingungen gebunden, doch für den Leser anziehend oder abstoßend nach ihrem Verhalten in den wichtigsten Proben der Zeit.

Diese Art der Menschendarstellung ist nicht leidenschaftslos, allerdings ist sie auch nicht gefühlig. Manchem Leser ist sie ungewohnt, besonders durch das, was er sonst liest. Kann er sich entschließen, Schablonen anderer, leichter eingehender Bücher wegzuschieben und die Menschen dieses Buches mit Menschen aus dem Leben zu vergleichen, wird er die Buchgestalten besser verstehen, aber auch im Leben geht ihm manches auf. Nicht nur die Vielschichtigkeit der Handlungen dieses Buches, die Vielzahl der Schauplätze und Personen fordern denkende Mitarbeit vom Leser; vor allem setzt die komprimierte Schreibweise – Dutzende von Romankernen, auf ihr Wesentlichstes verkürzt – wache Aufmerksamkeit, mehrmaliges Lesen voraus. Dann werden sich auf erstaunliche Weise scheinbare Lücken in der Handlung, in der Charakterzeichnung, in der Motivierung von Gestalten füllen, es leuchtet ein, daß nicht alles *entweder zum Lachen oder zum Weinen dasein* muß (Ingenieur Toms), ein unvergeßliches Bild unseres Lebens entrollt sich.

In diesem Buch stehen nicht die Gestalten im Mittelpunkt, die *von jeher alles auf einmal* waren: Richard Hagen, der Parteisekretär Vogt, Martin. Für jede historische Phase, die Anna Seghers in ihren großen Romanen darstellt, wählt sie einen anderen Typ von Zentralfigur, die ihr in der jeweiligen Periode den sichersten Griff in die Wirklichkeit gestattet: In der „Rettung“ ist es der zunächst unpolitische Arbeiter Bentsch, an dem sich Hoffen, Irren, Verzweiflung und schließlich Einsicht großer Teile der deutschen Arbeiterklasse in der Zeit der Krise am besten zeigen ließen. Das Reich der Faschisten sah man am genauesten mit den Augen eines gehetzten Kommunisten; nun, in den ersten Jahren der neuen Ordnung, ist für einen Teil der Fabel Robert Lohse eine geeignete Mittelpunktfigur, durch sein Leben und seinen Charakter fast so etwas wie eine Vermittlung zwischen den in Vergangenheit und Gegenwart makellosen, führenden Vertretern seiner Klasse und den lange Zeit verführten Massen des Volkes.

Anna Seghers hat Robert gern, *weil er es nicht leicht hat*. Bei ihm fällt nicht, wie sonst in manchem unserer Bücher, richtige Erkenntnis mit dem perfekten Glück zusammen: Jetzt hat der Held die Einsicht, zur Belohnung wird ihm auch das Glück geschenkt. Aber kann denn seine schwer genug erworbene Einsicht, die sich auf Proben bewiesen hat, den Robert Lohse dazu

bringen, ein von Grund auf anderer Mensch zu sein? Kann sie seine Vergangenheit von ihm abstreifen, kann sie ihn weniger schwerfällig, anpassungsfähiger machen? Macht denn das Wissen über die wichtigsten Lebensfragen es allen Menschen gleichmäßig leicht, die Vorzüge der neuen Gesellschaft nun wirklich für sich zu nutzen? Kann denn jeder Robert Lohse ein Richard Hagen werden?

Solche Versprechungen gibt dieses Buch nicht. Es macht durch Vielfalt der Charaktere die Sache, für die so verschiedene Menschen sich einsetzen, erst recht interessant und anziehend; es zeigt, daß unsere Gesellschaft die besonderen Fähigkeiten entwickeln kann, weil die neue Gesellschaft gerade die besonderen Fähigkeiten eines jeden braucht. Unser Leben hier, in das Robert Lohse und die Enders-Leute und der skeptische Janausch und der Ingenieur Riedl und die Lisa Zech gleicherweise eingefügt sind, wird als „dichtes Leben“ beschrieben. Von „rasenden Tagen“ ist die Rede. Die Tischrunde bei den Enders-Leuten – wie anders wirkt sie als die meist hoffnungslose Gesellschaft in der Küche der Bentschs. („Die Rettung“.) Sie zieht die anderen an, weil sie ihnen „bunt und sprühend“ vorkommt. Schon wird die Stumpfheit durch Regsamkeit durchbrochen: *Obwohl viele Mänder noch immer versiegelt waren von Leid und von Zorn und von eigener Schuld, summten schon manche die Lieder mit.* Die junge Lisa Zech denkt an Menschen, die sie noch niemals getroffen hatte, aber unbedingt treffen würde. *An Worte, die ihr noch niemand gesagt hatte und die sie auch nie einen Menschen zu einem anderen sagen hörte. Zu ihr aber mußten solche Worte eines Tages gesagt werden.*

Wenn auch die Lisa sich nicht mit Robert zusammenfinden kann, den sie liebt; wenn der Heimweg an der dunklen Baustelle vorbei auch schwer ist; wenn sie auch mal verzweifelt ist vor Einsamkeit – niemals, wenn sie es nicht will, wird sie so werden müssen wie die Leute in ihrer Küche zu Hause, ihre Verwandten. Darum geht es. Aus der Summe kleiner, oft zögernder, unscheinbarer menschlicher Veränderungen erwächst das große Anderswerden eines Volkes, hier zum erstenmal so genau und umfassend für eine bestimmte Wegstrecke beschrieben.

Der Titel – „Entscheidung“ – hebt hervor, wie wichtig in unserer Zeit bewußte Entschlüsse, ideelle Prozesse, eine richtige Weltanschauung sind. Einer Anzahl von Gestalten stellt sich die Entscheidung als Wahl ihres Wohnortes dar – ein Vorgang, den es nur in Deutschland gibt. Wo willst du leben – hüben oder drüben? Das heißt: Welches Leben wählst du? Ein Riedl oder Toms empfindet das Hier-Sein, das Hier-Arbeiten bald als das ihm Angemessene. Eine Frau wie die Lene Nohl begreift im letzten Augenblick, daß sie sich nicht mehr herauslösen kann aus dem kargen, sauberen Leben, das sie umgibt. Es gehört ihr mehr als der Mann, der nirgends zu

Hause ist. Katharinas späte Entscheidung endet tragisch, wenngleich diese Tragik nicht so überzeugend wirkt wie der Tod des Ingenieurs Rentmair. Katharinas Tod ist nicht so tief mit ihrem Wesen, mit der Beziehung zu ihrem Mann verknüpft. Nicht so zwingend erscheint der Gedanke, der hinter ihrem Schicksal steckt: Man kann sich auch zu spät entscheiden, nicht aus eigener oder fremder Schuld, sondern weil die Verhältnisse sich zwischen den Menschen und seine richtige Entscheidung gestellt haben.

Riedl hat seiner Frau nichts vorgemacht, so brennend gern er sie bei sich gehabt hätte. *Bei uns sieht es noch dürftig aus*, sagt er ihr. *Bei euch braucht man, was Menschen gierig und wild auf Verdienst macht. Bei uns verändern sich die Menschen. Das geschieht im Innern. Das liegt aber nicht in den Schaufenstern aus.*

Ein Rentmair zweifelt, daß der Mensch sich wirklich verändern kann. *In den Menschen kommt doch nichts Neues hinein, wovon vorher keine Spur in ihm war?* fragt er grübelnd. *Nur manche Eigenschaften werden in einem Krieg oder bei einem Umsturz besonders deutlich.* Riedl entgegnet ihm: *Damit meinst du wohl, daß er in eine Lage kommt, der Mensch, in der er nie war, in die er auch nie gekommen wäre? Dabei entfaltet sich etwas, was vorher so winzig und unscheinbar in ihm lag, daß niemand es merkte, sogar er selbst nicht.*

Der große Aufschwung aller bisher ungenutzten Kräfte zeigt sich in gesteigerter Aktivität des gesellschaftlichen Lebens. Die Menschen sind auf einer Stufe, *da sie es als ihr Recht ansehen, daß es ihnen gut geht.* („Brot und Salz.“) Freilich geht es von dieser Stufe aus nicht *ständig bergauf*, was manchem gar nicht einleuchten will. Nicht alles glückt nach Wunsch. Nicht unbedingt sind die Leute die verlässlichsten, auf die man sich am meisten verlassen hat: Professor Berndt hält dem Druck einer plötzlichen Enttäuschung, einer unvermuteten Erpressung nicht stand. Aber auch sind die nicht die schlechtesten, mit denen man gar nicht rechnete: Der alte Janausch, die Lene Nohl. Der größte Kummer wirft einen nicht um, die größte Freude hält nicht für immer vor. Doch wenn man nach vier Jahren zurückblickt, ist die Zahl derer gewachsen, auf die zu rechnen ist; der Kummer, der bevorsteht, ist jedenfalls nicht der Kummer des Arbeitslosen oder des aus Feigheit Zerbrochenen; die Freude, die man voraussieht, ist umfassender, tiefer geworden, auf Ziele gerichtet, die früher Träume waren. Was immer man einwenden kann: das Neue ist gewachsen. Nicht als Wunder, daher nicht leicht, sondern als Menschenwerk, daher nicht ohne Fehler.

Es ist alles neu eingeteilt worden, sagt der leidenschaftliche und beharrliche Agitator Gerber, *alles muß neu berechnet werden, vom Schubknopf bis zum Stabl, und auch von Leuten, die so was noch nie machten. Dabei passieren Rechenfehler. Und wenn's nur Rechenfehler wären! Solche Un-*

gerechtigkeiten! Der Mensch hat endlich den guten Gedanken gehabt, alles neu und gerecht einzuteilen. Aber es stimmt noch oft nicht. Willst du überhaupt, daß es stimmt? Man hört ja schon einer Stimme an, ob einer will, daß es endlich stimmt, oder ob er sich freut, daß es noch nicht klappt. – Geht von einem solchen Menschen, von einer solchen Antwort nicht mehr Optimismus aus als von manchen glatten Beteuerungen in anderen Büchern?

Manchmal – wie in der zitierten Erklärung des Riedl – wird der Wesensunterschied zwischen den zwei Deutschland ausgesprochen. Unausgesprochen beherrscht er das ganze Buch: Was vom östlichen Teil Deutschlands erzählt wird, steht in direktem Bezug zu den Handlungsfäden, die im Westen laufen, auch wenn sich die einzelnen Stränge kaum berühren. *Ein Land ist der Schauplatz des Buches, was einem seiner Teile geschieht, geschieht ihm als Ganzem, geschieht jedem seiner Bewohner. Einheit wird nicht proklamiert, sie ist vorhanden, widersprüchlich, unterbrochen, aber nicht zerstört und nicht zerstörbar.*

Die Grenze schneidet tief ins Fleisch des Volkes, jede Seite dieses Buches lehnt sich gegen sie auf. *Es gibt nur diese furchtbare Grenze*, denkt Riedl, als er ohne seine Frau zurückkommt, *diese Bruchstücke von Leben*. Ähnlich empfindet Liesel Schneider, die Enkelin der Melzers aus Hadersfeld: *Man sagt, alles blaßt ab, wenn man sich lange nicht sieht. Bei mir war es umgekehrt. Als dann letzten Herbst die Spaltung kam – seitdem ist ein Stück von mir hier, wo ich geboren bin, und ein Stück dort, wo ich lebe und arbeite, und es reißt und zerrt –, da kam es mir vor, ich muß endlich nach Hadersfeld, sonst nimmt man mir meinen Bruder weg.*

Diese Wunde darf nie vernarben. Das Buch reißt sie neu auf mit jedem Satz über Westdeutschland und Westdeutsche. Möchte es doch in Westdeutschland gelesen werden können – und nicht nur von einigen snobistischen Kritikern –, möchte doch der westdeutsche Leser sich genauso aufgestört fühlen durch alles, was er über die Republik und uns darin findet!

Wer nie am Main war, bekommt Sehnsucht, dort zu sein bei Riedls Wiedersehen mit der Heimat, das an die Heimatbeschwörung der emigrierten Schriftstellerin im „Ausflug der toten Mädchen“ erinnert: *Und diesem Geruch, diesen Hügeln, dem warmen Wind wohnte etwas inne, was er lange entbehrte hatte. Etwas, was gleichzeitig wild und sanft war, eine Ahnung vom Süden, ein unzerstörbarer Glaube an die Schönheit der Welt.* – Wer nie in einer Stadt wie Kossin gewesen ist, in dieser Ebene, an diesem Fluß, unter solchen Menschen – sollte er nicht den Wunsch spüren, einmal in seinem Leben das alles zu sehen?

Dieses Buch erklärt nicht nur, es belehrt nicht nur. Es weckt Wünsche und

Sehnsüchte, Hoffnungen und Träume, die vielleicht weiterglimmen werden, wenn man schon vergessen hat, woran sie sich zuerst entzündeten. Es könnte manchem der Anstoß sein zu seinem „ersten Schritt“.

Allerdings kann man heute nicht die Einheit unseres Landes betreiben, ohne den Grundwiderspruch genau zu zeigen, der es zerreißt. Literarisch geschieht das in der „Entscheidung“ vor allem durch die Andersartigkeit der Konflikte hüben und drüben. Die Entwicklung der Konflikte hat auf den verschiedenen Schauplätzen des Buches direkt eine entgegengesetzte Tendenz: Hier entstehen Konflikte – harte, scharfe, manchmal fast über die Kraft des Menschen gehende – dadurch, daß die Verhältnisse den einzelnen zwingen, sich aus alten, nicht mehr brauchbaren Verstrickungen zu lösen: Die Lene Nohl muß ihrem Mann entsagen; der Heiner Schanz muß sich durch ein schweres Bekenntnis von altem Schmutz reinigen; der junge Thomas Helger muß seine panische Angst vor der Gemeinschaft überwinden und in der Gemeinschaft arbeiten lernen. (Der Lehrer wird nicht umsonst in der „Entscheidung“ eine zentrale Gestalt.) Das Buch fühlt die Schwere dieser Anstrengung mit, ohne einen Zweifel daran zu lassen, daß sie notwendig ist.

Drüben erwachsen für viele der Romangestalten die Konflikte daraus, daß ihre Bereitschaft, nach diesem verfluchten Krieg reinen Tisch zu machen, schnell wieder mit gerissenen Methoden von den alten Leuten erstickt wird. Der Weg zurück in die Verstrickung belastet den Menschen, ob er es weiß oder nicht, trübt seine Gedanken, verbiegt seine Gefühle. Diejenigen, denen gerade das bequemer ist, die nicht die Kraft finden, ihre Vergangenheit zu überwinden, wählen den Weg nach drüben: Büttner geht mit seiner Frau, ein schönes Paar, zwei Leute, die sich und anderen gefallen, bis klar wird, was hinter der ganzen Schönheit steckte. Aber ihr kaltberechnender Verrat ist sehr verschieden von dem Irrweg des Gerhard Bechtler. Der denkt, als er schon bei Bentheim arbeitet, daß man in Kossin nach der Arbeit nicht weniger erschöpft war als hier. Plötzlich aber fällt ihm *erbittert* ein, was für ein Quatsch es ist, *für den Bentheim erschöpft zu sein!* Die Kossiner Gedanken hat er nicht in Kossin zurückgelassen. Der Weg zurück in die alte Verstrickung fällt ihm bitter schwer.

Anderen wieder ist – mögen sie sonst sein, wie sie wollen – kein anderer Weg möglich. Zum Beispiel so ein schlauer alter Fuchs wie der Kommerzienrat Castricius hat ja nicht nur schlechte Seiten. Aber wenn man ihn reden hört, sträubt sich einem gleich alles gegen ihn: Wie er die *gebratene Gans* oder den *Rollmops* gegen die *kommunistische Bibel* einsetzt und sich selber ein bißchen wundert, daß der Trick zu gelingen scheint und die Erinnerung an die *alten Geschichten von Armen und Reichen, von Hoben und Niedrigen* in den Leuten verblaßt ist. Natürlich belächelt ein Mann wie

Castricius den naiven Amerikaner Weiß, der das Gerede von der Russengefahr wirklich glaubt. Ihm selbst ist klar, daß man bei gewissen Manipulationen eben eine *plausible Erklärung für die Öffentlichkeit braucht*, er weiß, warum man *nie, nie das Gefühl von Gefahr versickern lassen darf*. – Auch die anderen, die Castricius, Bentheim, Bender haben ja eine Tradition, auch sie hängen ja an einer Vergangenheit. Was sie jetzt tun, hat der Justizrat Spranger schon in dem Roman „Die Toten bleiben jung“ prophezeit: daß sie versuchen werden, Hoffnungen zu rechtfertigen, die die westlichen Alliierten in sie setzen würden.

Während die Susi aus Binzheim zum erstenmal seit langem richtig zufrieden ist, weil alle aus ihrer Familie wieder beisammen sind und alle Männer Arbeit haben, hat der Justizrat Spranger schon den Kriegsverbrecher Otto Bentheim aus dem Internierungslager losgeeeist, macht der sich schon daran, im Haderslebener Werk die Zügel in die Hand zu nehmen; spinnt schon der Melchior Bender, der auch Grund hat, unterzutauchen, seine Fäden mit alten „Kameraden“; hat schon die Verflechtung der amerikanischen mit der westdeutschen Wirtschaft begonnen, sind alle ihre Folgen schon eingeleitet. Mit der Bestrafung der Schuldigen ist nicht mehr zu rechnen. Nicht Otto Bentheim, sondern Anton steht vor Gericht, weil er das Gefühl des Ungerächtseins nicht ertragen konnte und auf einen Verbrecher, auf den, den er kannte, schoß. Sehr spät kommt die Einsicht der Susi: *Die hätten ihr gar nicht erst ranlassen dürfen*. Ihr Mann erwidert nur: *Sie waren auf einmal wieder da*.

Aber es gibt keine Wiederkehr des Gleichen. Der Sozialismus ist in diesem Buch nicht Bekenntnis, sondern Realität, die neue Realitäten schafft. Was die herrschende Klasse Westdeutschlands tut, tut sie in Abwehr gegen diesen Sozialismus, was die Arbeiter für ihre Interessen tun, führt sie – ob sie es wissen oder nicht – gerade zu diesem Sozialismus hin. Was von unserer Welt ausgeht, wirkt in diesem Buch kräftiger, interessanter, anziehender.

Wenn auch nicht jeder heute schon diese Anziehung spürt. Jochem, der Bruder der Liesel, der bei dem Handschuhbender ganz gut untergekommen ist, langweilt sich. *Seine Langeweile erdrückte ihn nicht, sie tat nirgends weh. Sie sog ihn auf. Eine gewaltige Leere sog alles langsam und lautlos auf*. Seine Schwester, die ihm helfen könnte, fährt wieder weg. Da sucht er sich Ersatzfreuden. – Helen Wilcox dagegen, die, von der gleichen tödlichen Langeweile bedroht, ein *beklemmendes Engerwerden der Welt* auf sich zukommen fühlt, stößt eine Tür ihres Gefängnisses auf, als sie ihren Mann verläßt. Vielleicht war dieser Entschluß, aus einem höheren Selbsterhaltungstrieb geboren und noch ohne Ziel, ihr „erster Schritt“.

Der Sog der Leere ist für alle, die sich in einem Zwischenreich anzusiedeln suchen, ein bekanntes Gefühl. Auch Herbert Melzer hat ihn erfah-

ren. Noch in Paris empfindet er: *So dicht und so laut war das Leben, er begriff nicht, warum es gerade ihn nicht packte.* Dann packt es ihn, dann ist plötzlich keine Kluft mehr zwischen gelebtem und geschriebenem Leben, dann hat sein Beruf, das Schreiben, das zugleich seine wichtigste und ernsteste Lebensäußerung ist, auch die anderen Lebensäußerungen nachgezogen. Er stirbt in dem Augenblick, da er sein Buch der Lebenswahrheit nahegebracht hat und nun sein eigenes Leben der geschriebenen Wahrheit unterwirft. Dieser Tod kommt überraschend, tragisch, grausam, aber nicht zufällig oder sinnlos. Melzer hat seine Geschichte zu Ende geschrieben, zum richtigen Ende, anders als der emigrierte Schriftsteller Weidel in „Transit“. Der ist zu früh aus dem Leben gegangen; er hat seinen Leser mit dem unvollendeten Manuskript allein gelassen; er hat diesen Leser, der gierig auf seine Geschichte war, *nicht rechtzeitig kennengelernt.* Melzer, der Weidels Bruder sein könnte, lebt, wenn er auch eine Zeitlang aufgehört hat, aus seinem ganzen Wesen heraus zu schreiben. Aber er kann noch auf die treffen, die ihm seine Geschichte zu Ende erzählen, er kann auch seine Leser noch kennenlernen, in der Wohnung des westdeutschen Kommunisten, sein Buch wird gerettet, man wird sich seiner erinnern. Seine Kameraden aus der spanischen Höhle, die er immer für tot gehalten hat, haben ihn überlebt und werden sein Buch noch lesen können.

Herbert Melzer wird während einer großen Demonstration erschlagen, in die er sich einreicht, halbbewußt, daß er mit diesem Marsch alles nachholen will und kann, was er in seinem Leben versäumt hat, auch jene Demonstration vor langen Jahren, bei der er nicht mitgegangen war.

In den Büchern von Anna Seghers gibt es eine Tradition von Demonstrationszügen: Seit den „Fischern von St. Barbara“, über den „Weg zur Amerikanischen Botschaft“, „Die Rettung“, die Erzählung der Francesca im „ersten Schritt“. Diese Züge, geballte Aktionen der Klasse, welche die verschiedensten Menschen aus verschiedenen Gründen an sich ziehen, sind in den Büchern von Anna Seghers Schmelztiegel der Charaktere, Höhepunkte der Handlung. Die Masse tritt auf, sie reißt das Recht des Handelns an sich, von jetzt an teilt sich das Leben in die Zeit vor der Demonstration und die Zeit nach der Demonstration. Nie sonst ist das Gefühl der Gemeinsamkeit, des Am-Leben-Seins, der Kraft so stark. Dieser Zug, fast am Ende des Romans „Entscheidung“; setzt mit einem großen künstlerischen Griff den Castricius', den Benthems und Benders die Macht entgegen, der sie nicht für immer gewachsen sind. Auf wenigen Seiten bekommt auf einmal diese Macht das Übergewicht im Gefühl des Lesers.

Anna Seghers hat öfter ausgedrückt, daß eine Geschichte „erzählbar“ wird, wenn sie „weit“ genug „zurückliegt“, so daß man sie in ihrem Ur-

sprung und ihren Folgen überschauen kann und selbst nicht mehr zu stark mit den handelnden Personen und ihren vielleicht falschen oder überflüssigen Gefühlen verquickt ist. Die in der „Entscheidung“ erzählten Geschichten liegen noch nicht weit zurück, wenn man an zeitlichen Abstand denkt. Aber die dauernde, schwere Arbeit der Erzählerin, diesen nahen Stoff „erzählbar“ zu machen, macht auch für den Leser so einen gerade erst erlebten, mit subjektiven Erfahrungen und Empfindungen vollgestopften Zeitraum überschaubar, durchschaubar. Gleichzeitig wird auch der Abstand zu jenem Tag vor neun Jahren, an dem das Buch endet, bewußt. Was damals mühsam angefangen wurde, ist heute gewachsen. Aber nichts, was heute noch wichtig ist, vermissen wir in diesem Buch, und sei es auch nur im Ansatz gezeigt. Anna Seghers hat – wie sie es in der Vorbemerkung zu einem ihrer früheren Bücher formulierte – *die Handlungen der Menschen unverändert dargestellt, in denen sich ihr Wesen und das Gesetz der Ereignisse gezeigt hat.* (Vorbemerkung zu „Der Weg durch den Februar“.)

Das Gesetz der Ereignisse. „Die Wahrheit“, wie Anna Seghers es auch genannt hat. Wo wie hier die innere Logik der gesellschaftlichen Wahrheit als mithandelnde, als formprägende Komponente im zeitgenössischen Roman eingesetzt wird, werden alle düsteren westlichen Prognosen über das bevorstehende „Ende des Romans“ gegenstandslos. Mag der Typ des großen Gesellschaftsromans, der, durch eine Klammer gebündelt, eine Fülle neuer Romankerne mit sich führt – Novellen, konzentrierte Episoden –, eine Eigenart der Epikerin Anna Seghers sein. Die innige Verbundenheit mit der Realität und ihrer Entwicklung stellt dieses Buch in die Reihe der großen Romane der Weltliteratur. Und mit den großen Romanen, die in Zukunft geschrieben werden, verbindet es das unerschöpfliche Thema, welches es kraftvoll anschlägt: daß von der großen Veränderung in Deutschland und auf der Erde, von der Entscheidung der einfachen Menschen aller Völker heute alles abhängt: Krieg und Frieden, Leben oder Tod.

DAS GEDICHT

*Ich bin die Brücke
zwischen Schrei und Stille,
alles was dieses Leben
zu geben hat,
ich nehme es an.*

*Ich habe am Rande gelebt,
wo die Schlange sich sonnt.*

*Ich bin der Untreue begegnet
und den Tränen
im Antlitz des Volkes.*

*Ich kenne die Doggen der Nacht
und den Glanz der Sonne.*

*Ich kenne den Staub
in den Schublen des Kindes
und reiche ihn weiter.*

*Ich bin der Mahner,
der stumme Schatten
zu deinen Füßen.*

*Metall und Rose
bin ich geworden,
jeder Dorn an mir
ist dein Gewissen.*

TSCHI PAI-TSCHI

*Nie eine Phrase gemalt,
virtuose Pinselstriche,
artistische Haltung.*

*Mit sieben Jahren
hängte er dem Büffel
die Bücher an die Hörner,
draußen auf der Weide
lernte er lesen
und schreiben.
Doch die Großmutter klagte:
„Kommt die Zeit der Winde,
kommt die Zeit des Schnees.
Kannst du dir dann im Topf
ein Schriftstück kochen?“*

*Mit vierzig
reiste er durch China.
Der Gelbe Berg war sein Lehrer,
er war sein Freund.*

*Mit fünfzig
kehrte er heim.
Vier gekalkte Wände, eine Schale
mit zerriebener Tusche,
Blumengeruch.*

*Mit achtzig
noch einmal geboren.
Die Bajonette aufgepflanzt,
stürmte das Volk
die Paläste des Kaisers.
Noch nie sah er sein Land
in solcher Hoffnung glänzen,
drei Tage lang flogen die Tauben
aus dem Mittagstor.*

*„Mit neunzig zu malen
ist unterhaltsam“,
sagte der Greis.*

*Sein Testament: „Ich male
mit meinem eigenen Pinsel,
mit meiner eigenen Farbe,
meine eigene Landschaft.“*

LIEBFRAUENDOM ZU MÜNCHEN

Gott ist mehr als Heimkehr.

*Kyrie eleison. Christe eleison.
Gloria in excelsis Deo!*

*Risse
im Heiligtum der Apsis:
Allgemeine Relativitätstheorie,
Fackelfelder der Sonne,
und das All,
lauter kleine Inseln
in einem Meer der Leere.*

Credo, credo in unum Deum.

*Im Chorgestühl
Bruckners jubelnde Posaunen.
Aber draußen: Jagd
nach Erotik, Curetage,
und an den Mauern der Synagogen
die uralte Schändung. ,*

*Ave Maria, gratia plena,
benedictus fructus ventris.*

*Eisige Kälte
weht durchs Gemäuer,
Integration Europas,
die Röchlings sind heimgekehrt
mit Kapitalverdoppelung.*

*Sanctus, sanctus Dominus.
Hosanna in excelsis!*

*Durch den zerschossenen
Stahlhelm
sickert lautlos
das Blut.*

Agnus Dei.

GRAN SASSO

*Frost hat seine Fahnen
auf Vollmast gesetzt,
gefesselt liegt im Schnee
das Lied der Vögel.*

*Am Gipfel,
wo der blaue Wahn beginnt,
toben weiße Visionen.*

*Erde, bülle dich ein
in ein fruchtbares
Schweigen.*

*Erst wenn der Tauwind
in die erstarrten Schneefelder
einbricht, das Feuer
mit flammender Zunge
aus den Seen der Heimat trinkt,
dann ist die Stunde.*

*Dann tritt aus dem Schatten,
nenn deinen Namen, .
bekenn dich zur Tat!*

BERNARDINO VON SIENA

*Ein jedes Wort
war ein gezückter Degen.*

*Sie alle haben dich gehört:
der Mann ohne Gewissen, Machiavelli,
das Kapital, der Doge von Venedig.
Mitten im Dom
warfst du dem Herzog von Ferrara
den Beutel der Bestechung
vor die Füße.*

*An deiner Kanzel aber
züngelte die Schlange
der Verleumdung hoch:
Formelle Häresie!*

*Zurück, in die Zelle verbannt!
Auf rohen Brettern
sollst du nächtigen, ohne Bett,
siebenmal wird dich der Frost
zu Boden werfen,
eh der Morgen graut.*

*Doch wenn der Mund geknebelt,
festigt sich das Wort.*

*Heiliger Bernardino,
hier ist dein Grab
und hier ist dein Wort:
„Der Mensch ist da!“*

ASSISI

*Ein Stück Olivenholz unterm Kinn
als Viola, die Weidenrute
gleich einem Bogen in der Hand,
auf den Lippen
provenzalische Lieder.*

*Heiliger Franz,
in deinen Worten
ruben sich die Vögel aus,
die Luft beginnt zu reden.*

*Und dieses Bett aus Stein,
wir wohnen in deiner Armut.*

*Aber die Liebe
ist nicht nur der Kuß,
nicht allein das Gebet,
Liebe, das ist auch die Faust,
wenn sie die Bestie
zu Boden schlägt.*

XXX. BIENNALE

*Nicht alles
was in diesen Räumen hängt,
und sei es selbst das Spiel
mit Linie und Farbe,
ist dekadent.*

*Aber dies:
Auf einem Fahnentuch
schmutzige Damenwäsche
in Falten gelegt.*

*Atom-Kultur
in Aktion!*

ZUVERSICHT

*Immer wieder ruft's
in meinen Schlaf hinein:
Steh auf, steh auf,
du kannst im Zwielficht
nicht mehr wohnen.*

*Mit einem Fetzen Heimat bekleidet,
unter den Füßen die zähen Wurzeln
Mythe und Schlaf, wer zwingt dich
zu zögern?*

*Reiß die Fanfare des Tages
an deine Lippen!
In jeden Brocken Erz,
den deine Hand dem Stollen
des Schlafes abringt,
schreib das Erwachen.*

*Der Engel dieser Erde,
Leben!
Auch wenn die Flügelspitzen
von Trauer schwarz.*

*Komm, ich zeige dir
in einer Menschenhand
den ganzen Sommer!*

DER KOMMUNIST

*Keine Heimat
war ihm die Erde. Habsucht
drückte die Stirnen zu Boden,
ein wandernder Teppich aus Blut
kroch durch die Täler hinab.*

*Adel, Rittertum und Bourgeoisie
beherrschten die Welt.
Aber der Mensch,
der zum Knecht degradiert,
wissend geworden
an den Klassenkämpfen
der Geschichte, durchblickte
die Staatskunst der Reichen,
lernte sich selbst
als Ganzes begreifen.*

*Unter den Fahnen
der Revolution
wurde er groß.*

*Die Faust in den Sternen,
den Fuß auf den Felsen
der Arbeiterklasse,
so steht er da,
Sonnenanmut in den Augen
und auf den Lippen das Wort,
streng wie ein gläserner Tag,
der keine Lüge kennt.*

*Bruder,
wir werden unsre Städte
aus dem Glanz der Sonne errichten,
wir tragen das Antlitz des Kindes
den Sternen entgegen.*

MEINE BÄUME

*Das sind die Bäume,
die mich seit vierzig Jahren
begleiten, meine Bäume,
gesehen und niedergeschrieben
zu Orvieto.*

1

*Weichselbaum, liebeliche Insel,
ich erkenne dich wieder,
mein Vater hat dich gepflanzt,
für dich hat die Mutter
das Wasser geschöpft.*

*Und ich gedenke der Zeit,
da ich Tag für Tag
in deinem Schatten saß,
Märchen blühten
in den blauen Zweigen,
und mein Hemd war aus Wind,
aus Huflattich die Schube.*

*Doch des Abends,
wenn drüben im Böhmischen
die Herden heimwärts zogen,
auf ihrem wolligen Rücken
die Nacht,
schüttelte die Goldmarie
Sterne auf die Erde.*

*Weichselbaum, Weichselbaum,
wer war die Schönste wohl
in meinem Traum?*

*In einer Kinderhand
wuchs spielend
das Erwachen.*

*Am Stiefelschaft den Staub
der menschlichen Gebeine, am Horizont
die harten Blicke der Exekution,
und in den Städten
die grauen Eminenzen,
die alles registrieren,
ein jedes Wort
auf Tonband aufnehmen.*

*Bruder,
du brauchst den Menschen
kein Wasser mehr zu geben,
Apuliens Gärten
sind tot.*

*O meine grüne Opuntie,
in deinem Schatten habe ich
von den Wurzeln der Skepsis
gegessen.*

*Ich habe mich vor dir verneigt,
barfuß, um den Tau der Morgenstunde
zu empfangen.*

*Ich glaube nicht
an die Heroik der Kriege,
ich glaube an ein Leben
ohne Maske,
an ein Antlitz,
das wieder ganz ist.*

*Pinie, deine Äste
wachsen empor ins Jahrtausend
der irdischen Anmut.*

*Das Menschenbild,
es ist aus jenem Holz geschnitten,
das immer wieder grünt,
auch wenn die Krone fehlt.*

SOZIALISMUS

*Du hast in meinem Leben
die finsternen Waldungen gerodet,
törichte Menschen,
die noch immer nicht wissen,
woher du kommst, wohin du gehst.*

*Wissend geworden an der Arbeit,
immer dem Irdischen nahe, der Erde,
rufst du die Völker
bei ihrem eigenen Namen.*

*Und hacken auch die Krähen
Tag und Nacht an deinem Himmel,
du bist
„die Umkehr aller Herzen
und die Erhebung aller Hände
für die Ehre des freien Menschen!“*

*In deinem Feuer
brennt meine Einsamkeit
zu Asche.*

*Genossen,
laßt uns im Dornenbusch der Zeit
das rote Herz der Liebe pflücken,
alle Sterne sind herabgestiegen,
und die Himmel brennen!*

DIE ZWEITE LITERATUR

Es gibt in Westdeutschland eine Literatur, die sich in keiner Literaturgeschichte findet; eine Literatur, über die auf den Feuilletonseiten der großen Tageszeitungen kaum gesprochen, die von den Literaturprofessoren und Kritikern, die auf einen Namen Anspruch erheben, mit einem herablassenden Achselzucken abgetan wird. Sie reden von Kafka oder Bennis, von Musil oder Jünger, oder sie widmen lediglich Joyce, Proust, Beckett, Ezra Pound und Saint-John Perse ihre Aufmerksamkeit. Die westdeutsche Gegenwartsliteratur, so scheint es, wird fast ausschließlich von Autoren wie Böll, Koeppen, Nossack, Andersch, Walser, Richter, Weyrauch repräsentiert. Was ein paar Dutzend Kritiker und Redakteure schreiben, was ein paar Tausend oder auch Zehntausende Menschen in Westdeutschland lesen, spiegelt nur einen winzigen Teil der westdeutschen Literatur, nur einen winzigen Teil des literarischen Marktes und des gelenkten Leserinteresses. Neben dieser Literatur des schönen Scheins ist in den letzten Jahren eine zweite Literatur entstanden, deren Qualität in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Quantität steht. Es ist weniger Nichtwissen als Heuchelei, daß man offiziell diese zweite Literatur kaum zur Kenntnis nimmt. Dabei ist ihre Wirkung unendlich größer, umfassender als es Literaturprofessoren oder sich verziert gebende Kritiker wahrhaben wollen.

Allein ein Roman wie Josef Martin Bauers Fluchtgeden „So weit die Füße tragen“, das annähernd eine Halbmillionenaufgabe erreicht hat, das in endlosen Fortsetzungen und Wiederholungen über die bundesdeutschen Fernschirme bis auf die letzte Nordsee-Hallig und bis in die letzte oberbayrische Baude gelangte, hat mehr Breitenwirkung erreicht als die literarische Produktion der gesamten „Gruppe 47“ zusammengenommen.

Was sich hier zeigt, ist der Ausdruck einer immer noch virulenten Elitetheorie im literarischen Bereich: man macht eine Literatur für die „happy few“, die wenigen Auserwählten, und zugleich geht man indigniert über eine so primitive wie aggressive zweite Literatur hinweg, die für den „niederen Standard“ der breiten Massen am Fließband und nach wohldurchdachtem Plan produziert wird. Und gerade diese zweite Literatur ist es, die vom Bonner Staat mit allen Mitteln gefördert und verbreitet wird: Über die Massen-Illustrierten, über Film und Fernsehen, über den Rundfunk, in Form von billigen Serien und billigen Massenaufgaben.

Während gerade der einhundertsevenundzwanzigste Essay über Kafka erscheint, noch subtiler und noch nichtssagender als die einhundertsechszwanzig davor, reißt die Massenflut der zweiten Literatur die letzten Dämme ein und ergießt sich bis in die entlegensten Dörfer der Bundesrepublik. Hinter einem feingewebten Kafka-Vorhang vollzieht sich ein weitreichender Prozeß der Nivellierung und Brutalisierung: das ist die psychologische Kriegführung in literarischer Aktion. Der westdeutsche Staat identifiziert sich mit einer Literatur, mit der man wahrlich keinen Staat machen kann; man kann über die westdeutsche Literatur nicht mehr sprechen, ohne von dieser zweiten Literatur zu sprechen.

Das ist um so dringlicher, als gerade jetzt ein Teil jener westdeutschen Literatur, die sich noch kritisch-realistisch zu verhalten sucht, ihrer Selbstaufgabe entgegengetrieben wird und ihren eigenen Bankrott noch zum Programm erhebt. In der Anthologie „Ich lebe in der Bundesrepublik“ (NDL 3/61) schreibt der Romancier Martin Walser: „Jeder von uns ist ein Schiff, das seine Ausrüstung immer mehr vervollkommenet, das schließlich die Fracht, die es befördern sollte, als eine Störung empfindet und sie deshalb über Bord wirft, um die ganze Kapazität sich selbst zugute kommen zu lassen. Häfen werden nur noch angelaufen, um das Lebensnotwendige zu ergänzen. Idealzustand: eines Tages ganz draußen bleiben, einem absoluten Kurs folgen, über die Funkanlage spielen wir den Kontinenten ein permanentes mechanisches Nein zu.“ Eines Tages ganz draußen bleiben, einem absoluten Kurs folgen und nur noch ein mechanisches Nein produzieren: ein schöner Idealzustand fürwahr, in den übrigen Autoren wie Walser mehr und mehr gedrängt werden. Sie sind Aushängeschild einer freiheitlich-wirkungslosen Negation, hinter dem die Hauptmasse der Literatur mehr und mehr die reaktionäre Bejahung praktiziert. Wenn sie sich nicht einer Literatur der sozialen Verpflichtung, des nationalen Engagements zuwenden, werden sie eines Tages tatächlich „ganz draußen bleiben“, oder sich gar auch in eine reaktionäre Bejahung treiben lassen.

Die zweite Literatur indes ist nicht „ganz draußen“, sie ist im Gegenteil mitten drin: sie formt das Bewußtsein, das Geschichtsbild und die Zukunftsperspektive von Millionen Menschen in Westdeutschland. Sie dringt heute tiefer ein als gestern, sie wird, wenn man nicht den Kampf gegen sie aufnimmt, morgen tiefer eindringen als heute. Auch in der Literatur gibt es einen Zeitpunkt fünf Minuten vor zwölf.

Ein Kennzeichen der zweiten Literatur ist es, daß sie sich nicht völlig offen und unverhüllt als faschistische Literatur darbietet, wie das etwa die Dwinger, Beumelburg, Kern, Wecker, Eisen tun. In der zweiten Literatur fehlt es nicht an allgemeinen Humanitätsphrasen, hin und wieder wird gar eine Träne vergossen, ein klein wenig historische Schuld wird mitunter leise-

verschämt zugegeben, in letzter Not rettet oft ein frommer Augenaufschlag zum Himmel. Zumeist wird nicht direkt die Nazimoral gepredigt, das geschieht mehr versteckt, mit ein wenig Mimikry und viel Salbung. In dieser Literatur wendet man sich wieder, wie das in Bonn erfolgreich vorexerziert wurde, den „ewigen Werten“ des „christlichen Abendlandes“ zu; man handelt zwar nicht christlich, führt aber das Christentum mit seinem ganzen Vokabular häufig im Mund. Es ist eine Literatur, in der sich der Faschismus dem Bonner Klerikalstaat und dem Wirtschaftswunder angepaßt hat; kratzt man aber nur ein wenig, dann kommt die braune Farbe wieder unweigerlich hervor. Viele der Autoren, die sich früher im Braunhemd und mit Militärstiefeln vorstellten, haben heute eine schwarze Kutte übergestreift; Brecht hat diesen Typ schon 1947 in einer Strophe seines Gedichtes „Freiheit und Democracy“ festgenagelt:

*Dann in Kutten schritten zwei
Trugen 'ne Monstranz vorbei.
Wurd' die Kutte hochgerafft
Sab hervor ein Stiefelschaft.*

Mit schwarzer Kutte und Monstranz präsentiert sich heute auch Josef Martin Bauer; den Stiefelschaft, mit dem er in die Literatur eingetreten ist, kann aber auch die längste Kutte nicht verbergen. Bauer ist ein Prototyp dieser zweiten Literatur, eine Schlüsselfigur, die uns diesen ganzen literarischen Bereich aufschließt. Sein „Heimkehrroman“ mit dem Titel „So weit die Füße tragen“ gilt heute in Westdeutschland, wie die Hamburger Studentenzeitschrift „konkret“ sagte, als „das Propagandabuch gegen Rußland“.

Bauer schildert, wie ein kriegsgefangener deutscher Kriegsverbrecher sich in drei Jahren vom Ostkap quer durch Sibirien in das „freie“ Iran durchschlägt und von dort nach Westdeutschland heimkehrt. Was diesem Oberleutnant Forell nach dem Überfall auf die Sowjetunion nicht gelungen ist, das gelingt ihm hier endlich auf seinem Rückmarsch durch Sibirien als entlaufener Strafgefangener: er erweist sich Zoll für Zoll als ein echter deutscher Übermensch, an dem die Unbilden der Eiswüsten und Steppen abprallen. In jeder Lage bleibt er überlegen, mit Hochmut und Herrenstolz blickt er auf die Menschen herab, die ihm während seiner Flucht begegnen. Diesem Forell unterwirft sich alles, die sibirische Natur, die sowjetischen Menschen, nichts ist seiner Kraft, Intelligenz und Stärke gewachsen. Es erscheint geradezu unglaublich, daß eine Wehrmacht, in der solche Forells existierten, von den Armeen der Sowjetunion, die sich nach Bauers Schilderung aus primitiven, eingeschüchterten, apathischen oder gar sowjetfeindlichen Massen zusammensetzte, vernichtend geschlagen werden konnte.

Der ganze Roman ist nichts weiter als eine einzige dumme und bösertige

Paradoxie; der besonders hohe Grad an Dummheit verringert allerdings seine Gefährlichkeit keineswegs: nach der ersten Seriensenkung dieses Buches in einer Fernsehfassung erreichten das westdeutsche Fernsehen angeblich derartig viele begeisterte Zuschriften und Wiederholungswünsche, daß dieser sibirische Siegeszug des Oberleutnants Forell tatsächlich noch ein zweites Mal über die bundesdeutschen Bildschirme flimmerte. Hier endlich konnten alle jene, die seit Stalingrad viel vergessen und nichts hinzuge-lernt haben, die tröstliche Bestätigung erhalten, daß ihre eingebil-dete Herrenmenschen-Überlegenheit größer und unwiderstehlicher sei als je zuvor. Dieser Forell hat wahrlich in den Füßen, was er nicht im Kopf hat: so weit ihn die Füße getragen haben, so kurz reicht sein Verstand. Dieser Typ nun wird Hunderttausenden westdeutschen Lesern, Millionen westdeutscher Fernsehzuschauer als wahrer Held präsentiert, wird idealisiert und glori-fiziert.

Bevor wir uns anschauen, was Bauer den Forell auf seinem Rück-marsch durch Sibirien erleben läßt, wollen wir erst einmal einen Blick zu-rückwerfen auf das, was Bauer selbst bei der Aggression der Hitlerwehr-macht gegen die Sowjetunion erlebt und aufgeschrieben hat. Dieser Bauer nämlich, der heute „das Propagandabuch gegen die Sowjetunion“ geschrie-ben hat, besitzt in seinem Fach einige Erfahrung: 1943 veröffentlichte er im Zentralverlag der NSDAP Franz Eher Nachfolger in München schon ein Propagandabuch gegen Rußland, das den Titel trägt „Unterm Edelweiß in der Ukraine“. Darin ist vom Appell an die Menschlichkeit, von der Be-schwörung des christlichen Abendlandes freilich wenig zu finden: es ist eine faschistische Propagandaschrift völkischen Stils, wie sie ordinärer, ver-logener, maßloser kaum gedacht werden kann.

Wenn man dem Bauer von 1941 Glauben schenkte, dann haben die „braven Gebirgsjäger“ mit dem Edelweiß am Rockarm damals für nichts anderes als für die Freiheit Europas, für den Frieden der Welt, für den Sieg des allumfassenden Hitlerhumanismus gekämpft: „Stundenlang kämpft der brave, kriegserprobte, ehrliche deutsche Soldat gegen hingeduckt schleichende Tiere, in deren dünnen Augenspalten es nur aufleuchtet, wenn ein kühl überlegter Schuß getroffen hat.“ Und: „Das sind nicht Menschen, was hier zu Tode verwundet immer wieder nach dem Sieger schlägt, das ist ein ungeheuerliches Tier, das neunmal erschlagen werden muß, weil es sich immer von neuem mit jähen, längst entseelten Zuckungen hoch wirft, bis endlich das letzte wildkatzenartige Aufbäumen zertreten ist, bis kein Leben mehr ist in diesem Totenpark von Oleszyce.“ Bei einem solchen Gegner, wie Bauer ihn darstellt, ist es nicht verwunderlich, daß seine „braven, kriegs-erprobten, ehrlichen“ deutschen Gebirgsjäger sich weniger im Kriege als auf einem Jagdausflug für wohltätige Zwecke fühlten: „Vorausabteilung

arbeitet sich heran, die Jagd wird nun zur rechten Freude, hier kann kein Schuß sein Ziel verfehlen, wo die Fahrzeuge sich in langen Ketten hinschlängeln auf dem dunklen Straßenband.“

In einem zweiten, 1942 erschienenen Buch gibt Bauer sich „poetischer“ und zynischer zugleich. „Poesie“, wie er sie versteht, äußert sich darin, daß er in der Nacht vor dem Überfall auf die Sowjetunion „Gleisketten durch die Nacht“ rasseln läßt, die „ihre eigene Melodie“ haben, daß nach Beginn des Überfalls in einem Dorf ein Kind schreit, das aus dem Schlaf gerissen wurde, als „der Krieg mit leisen Schritten auf taunassen Füßen am Garten vorbeiging“. Für den Zentralverlag der NSDAP verzichtete Bauer auf derartige „poetische“ Floskeln, dem Piper-Verlag in München, der „Die Kraniche der Nogaia“ 1942 aufsteigen ließ, glaubte er anscheinend die „taunassen Füße“ des Angriffskrieges gegen die Sowjetunion schuldig zu sein. In dem gleichen Buch schildert Bauer auch seine Empfindungen in der Nacht vor dem Überfall auf die Sowjetunion, wo er zusammen mit seiner Einheit unmittelbar an der Grenze auf das Angriffssignal wartete: „Herrlich gelaunt“ war dieser Bauer damals, als eine neue Orgie der Zerstörung und des Todes beginnen sollte; „herrlich gelaunt“ blieb er auch, solange die faschistische Wehrmacht, eine breite Blutspur, eine Bahn von Rauch und Feuer hinterlassend, immer tiefer in die Sowjetunion eindrang. Im Angesicht des Kriegsgrauens, der niedergebrannten Städte und Dörfer, der Ausrottungskommandos des Sicherheitsdienstes spürte Bauer das Bedürfnis, dem Geschehen einen „philosophischen“ Sinn zu geben: „Die Vernichtung, wenn sie dem Leben dienstbar gemacht wurde, kann so schön sein wie der stolzeste Aufbau. Sie ist noch majestätischer, noch eindrucksvoller und zwingt uns in ihrer Härte die Achtung ab, die wir allem Großen schuldig sind.“

Hat Bauer nun nach 1945, nach dem Zusammenbruch seiner Welteroberungsphantasien, nach der historischen Widerlegung seiner Herrenmenschenverherrlichung, wenigstens eine Konsequenz gezogen? Hat er versucht, moralisch mit sich abzurechnen und dadurch einen Teil zu sühnen? Im Gegenteil. Er setzte sich in seinem bayerischen Heimatdorf hin, verdeckte den Stiefelschaft mit einer flugs errafften Kutte und schrieb „So weit die Füße tragen“ – „das Propagandabuch gegen Rußland“.

Darin ist nicht mit einem Wort die Rede von der großen Schuld, die der Hitlerfaschismus auf sich geladen hatte, von dem Unglück, das er über das deutsche Volk und andere Völker brachte. Das alles scheint nicht gewesen zu sein, in dieser Hinsicht ist Bauer anscheinend der Gnade des Vergessens teilhaftig geworden. Und so beginnt er seinen Roman „So weit die Füße tragen“ mit einer fundamentalen Lüge, die schon wieder den Keim neuen Verbrechens, neuer Vernichtung in sich trägt: die wegen Kriegsverbrechen abgeurteilten deutschen Soldaten und Offiziere, die zur Strafver-

büßung an das Ostkap geschickt werden, sind in Bauers Darstellung reine Unschuldslämmer. Er erinnert sich nicht mehr, wie herrlich er selbst ge-
launt war in jener Nacht des 22. Juni 1941, er erinnert sich nicht mehr, daß
die damals beginnende Vernichtung nach seiner Ansicht so „schön“ war
wie der „stolzeste Aufbau“; in dem Roman „So weit die Füße tragen“ wird
die Kriegsschuld Hitlerdeutschlands überhaupt nicht erwähnt, die in diesem
Krieg begangenen Verbrechen werden einfach pauschal bestritten. Forell,
wegen Kriegsverbrechen zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verur-
teilt, behauptet, wie alle, daß er völlig unschuldig sei. Nach seinen Worten
wurde er lediglich verurteilt, weil ihm in einem Gespräch „das Geständnis
entwischte, das ich überhaupt für kein Geständnis gehalten habe: daß mir
russische Gockel und Gänse nicht schlechter geschmeckt haben als deutsche.“

Das ist geradezu ein Gleichnis für die Geschichtsfälschung, wie sie in
der gesamten zweiten Literatur betrieben wird: kein Wort über die histo-
rische, tausendfach belegte Schuld des deutschen Imperialismus, über den
eigenen Anteil an dieser Schuld, sondern ein wehleidiges Ableugnen und
Ausweichen in drittrangige Details. Die moralische und faktische Schuld,
die Verbrechen der Hitlerwehrmacht in der Sowjetunion reduzieren sich
darauf, daß eine Anzahl russischer Gockel und Gänse abgeschlachtet wur-
den. Und Bauer selbst, in seinem bayerischen Dorf, in seinem Bonner Staat
wohlbehütet und gehätschelt, blickt noch voll Stolz auf die eigene Schande
zurück. Im Jahre 1960 schrieb er über sich: „Vor dreißig Jahren habe ich
den Jugendpreis deutscher Erzähler bekommen und konnte so unter fröh-
lichem Wind anfangen, dem Schreiben zu leben. Ich mußte aber noch ein-
mal anfangen, als vor fünfzehn Jahren nicht mehr gefragt war, was ungefähr
meine Lebensjahre zählte. Und als Mann mit fast sechzig Jahren habe ich es,
glaube ich, durchgestanden, mit dem guten alten harten Kopf die Wand
durchstoßen zu haben bis zum Erfolg vor der ganzen Welt . . .“

Es lohnt sich, einen Blick zu werfen auf die Bücher, die Bauer damals
vor dreißig Jahren geschrieben hat: hier wird eine charakteristische Entwick-
lungslinie sichtbar, die von bäuerlichen Blut- und Boden-Produkten, von
mystischen Volkstumsgeschichten über die offene Bejahung des Faschismus
bis zur Anpassung an die westdeutschen Nachkriegsverhältnisse, bis zur Ver-
herrlichung der katholischen Kirche führt. Wir wollen uns damit begnügen,
einige Pressestimmen aus der Hitlerzeit über die ersten Werke Bauers zu
zitieren – sie zeigen zugleich den Tiefstand der damaligen Literaturkritik.

Über Bauers Roman „Das Mädchen auf Stachet“ schrieb damals die
„Grazer Tagespost“: „Der Dichter enthüllt ein Stück von neuem Adels-
menschentum, das auch dort, wo es durch Leidenschaft irregeht, mit sich
versöhnt . . . Im bäuerlichen Erdreich wurzeln die Schicksale der beiden
Menschen, die nach harten Prüfungen ihr Dasein gemeinsam erbauen.“ Der

„Hamburger Anzeiger“ schwang sich des gleichen Buches wegen gar zu poetischer Begeisterung auf: „Seite auf Seite läßt man sich diese herbe, gedrungene und zugleich bildhaft einfache Sprache durch die Seele strömen, es ist, wie wenn einem goldhelles, reifes Korn durch die Hände gleitet: schwer und doch glatt.“ Der Düsseldorfer „Mittag“ entdeckte in Bauers Roman „Die Notthaften“ einen frischen Bergquell: „Bauer erzählt die Geschichte einer Familie mit unvergleichlicher Meisterschaft, die einen immer wieder aufs neue über dies unverfälschte Talent frohlocken läßt, das sich wie ein frischer Bergquell seinen Weg bahnt.“ Natürlich durfte auch die „Deutsche Allgemeine Zeitung“, wo damals der unselige Paul Fechter, des Führers Leiblitterarhistoriker, residierte, bei der Entdeckung Bauers nicht fehlen. Über Bauers Roman „Die Salzstraße“ hieß es dort: „Das Großartige dieses Buches ist, daß hier ein Stück Volkstum unmittelbar und elementar zum Ausbruch kommt. Josef Martin Bauer bestätigte sich als eine große epische Begabung, wie wir unter den Jüngeren keine stärkere kennen. Eine erzählende Dichtung aus dem Wesen des Bodens und des Bauern erlebten wir kaum so stark wie hier.“ Und schließlich gab auch noch die „Kölnische Zeitung“ zu Bauers „Salzstraße“ ihren Senf: „Bauer beweist in dieser naturhaft wachsenden Handlung eine Erzählerkraft von zwingender Anschaulichkeit, von schicksalhafter Wucht und von einer Volkstumskenntnis wie Volkstreue ganz seltener Art.“

Nach dem „Mädchen auf Stachet“, nach den „Notthaften“ und der „Salzstraße“ folgte im Zentralverlag der NSDAP „Unterm Edelweiß in der Ukraine“, es folgten „Die Kraniche der Nogaia“ – dann kam eine Weile nichts. 1955 dann war Bauer anscheinend endgültig zu der Überzeugung gelangt, daß die Restauration im Bonner Staat seine eigene Vergangenheit, seine früheren Bücher rechtfertige, daß er wieder gebraucht werde: Es kam das Buch „So weit die Füße tragen“ und, neben anderem, auch ein Roman, der die Lebensgeschichte eines Kardinals schmückend erzählt: „Der Kranich mit dem Stein“. Hier einige Stimmen der bundesdeutschen Presse zu diesem Buch. Nicht mehr ist die Rede von bäuerlichem „Adelsmenschentum“, von „Volkstum“, „Volkstumskenntnis“ und „Volkstumstreue“; jetzt ist die Leier auf einen anderen Ton gestimmt, mit der alten Stupidität wird nach den neuen Noten gesungen. In den westdeutschen „Bücherkommentaren“ hieß es: „Der umfangreiche Lebensroman des Bischofs und Kardinals Martin von Petuel, der aus unteren Volksschichten aufsteigt bis zur höchsten Kirchenwürde und zum Adel, gibt Zeugnis von der Kraft katholischen Glaubens und katholischer Herrschaft.“ „Wort und Wahrheit“ aus Freiburg gibt kund, daß mit diesem Kardinalsroman endlich die deutsche Vergangenheit „bewältigt“ sei: „Nicht nur im Land selbst haben viele geklagt, daß die deutsche Dichtung die eigene jüngste Vergangenheit noch nicht bewältigt

habe. Josef Martin Bauer hat diese Vergangenheit in seinem großen Roman gebändigt, bewältigt – wie sein Petuel. Deswegen wird der Roman eine Schlüsselstellung in der zeitgenössischen Literatur einnehmen.“ Der „Münchener Merkur“ zeigt sich verblüfft über die Sicherheit, mit der Bauer die „Wesenhaftigkeit der kirchlichen Dinge“ erfaßt: „Josef Martin Bauer ist in diesem Buch über den ihm eigenen Stil hinausgewachsen in eine sprachliche Welt, die zu erfüllen und beherrschen ist, wenn man über die Wesenhaftigkeit der kirchlichen Dinge und ihrer Träger derart verblüffend sicher aussagen will.“

So wie sich früher die Mannen Fechters an dem unmittelbar und elementar zum Ausbruch gekommenen „Stück Volkstum“ begeisterten, so zeigt sich heute der Borromäus-Verein in Bonn über das „religiös packende“ Bild des Kardinalsromans begeistert: „Hier ist aus dem innerkirchlichen Bereich ein ebenso menschlich wie religiös packendes wie auch zeitgeschichtlich tief uns berührendes Bild entworfen, das nachdenklich macht, ja bewegt und erschüttert.“ Und schließlich die Rundfunkstation in Bozen gab in einer Sendung dem ganzen die letzte Weihe: „Das ist in Martin Petuel das Tiefste: die Menschlichkeit, die weint und betet in der Haltung des Psalmisten: „Aus der Tiefe ruf ich, Herr, zu Dir.““

Zurück zu Bauers Hauptmachwerk „So weit die Füße tragen“. Dort allerdings ist von Menschlichkeit wenig zu spüren, dort wird nicht in der Haltung des Psalmisten geweint und gebetet, sondern in der Haltung des Faschisten gelogen, verdreht und verleumdet. Erschienen war dieses, des deutschen Wirtschaftswunderspießers liebste Rußlandbuch im Jahre 1955 in einem etwas dubiosen Unternehmen, dem Franz Ehrenwirth-Verlag in München; „konkret“ berichtete über diesen Verlag, daß er „nach dem Krieg unter merkwürdigen Umständen entstanden ist. Er wurde hauptsächlich dadurch bekannt, daß er sich die Verlagswerke von Verlagen beschaffte, die als ganz große Nazis nach dem Zusammenbruch nicht sofort eine Lizenz bekamen.“

Die Hauptattraktion dieses Buches für den westdeutschen Spießler aller Schattierungen besteht zweifellos darin, daß es ihm nach der vernichtenden Niederlage des zweiten Weltkrieges eine „weltanschaulich-moralische“ Überlegenheit attestierte, die er nie besessen hat, daß es ihn von der Höhe seines wirtschaftswunderlichen Wohlstandes genußvoll auf eine vergrößerte und aufgebauchte technisch-zivilisatorische Rückständigkeit herabblicken läßt, wie es sie zum Teil in der Sowjetunion nach den fürchterlichen Verwüstungen des Krieges, besonders in den relativ unerschlossenen Teilen Sibiriens damals noch gegeben hat. Es handelt sich um Leser, die von der Weltgeschichte genauso wenig verstehen wie Bauer selbst, die sogar noch hinter dem Mond leben, nachdem sowjetische Weltraumschiffe, mit allen

Mitteln modernster Wissenschaft und Technik ausgerüstet, die Rückseite des Mondes zu photographieren vermochten. In diesem Buch können sie aber noch mit Bauer triumphieren, daß der Besitz von Wasserklosetts und Zentralheizung die auserwählte Stellung des christlichen Abendlandes bekunde, oder umgekehrt der Nichtbesitz die gesellschaftlich-kulturelle Unterlegenheit der sozialistischen Sowjetordnung. Damit knüpft Bauer unmittelbar an seinen Darstellungsstil aus der Hitlerzeit an, seine Spekulation auf die Geschichtsblindheit und Borniertheit des westdeutschen Philisters hat sich anscheinend erfüllt.

Hier ein Beispiel für die Technik, mit der Bauer seine Effekte erzielt. In dem 1942 erschienenen Buch „Die Kraniche der Nogaia“ berichtet er in selbstgefälliger Herrenmenschenpose über eine Episode, der er einen tiefen geschichtlichen Sinn unterlegen möchte: „Zwei Zigaretten habe ich noch in einer mit Aluminiumfolie überzogenen Schachtel, die wohl etwas aufgedunsen ist in ihrer Prunkhaftigkeit, aber sonst nichts ist als eine Schachtel. Man wirft sie weg, wenn sie leergeraucht ist. Da wir schon in Fahrt sind, werfe ich sie dem Burschen zu. Der nimmt sie mit einem Sprung vom Boden auf und reißt sie förmlich an sich, mit einer Bewegung, deren sorgsame Gier mir unvergeßlich bleibt. So reich sind diese Deutschen.“ In dem Buch „So weit die Füße tragen“ wird eine ähnliche Episode mit den gleichen Mitteln erzählt – über eine sowjetische Krankenschwester am Ostkap, die von den deutschen Sträflingen im Lazarett „Spinnwebe“ genannt wird, berichtet Bauer mit genußvollem Hohn: „Wie man sich unter Menschen von Kultura kleidet, hat Spinnwebe noch nicht erfahren, sonst hätten die Deutschen damals nicht über sie gelacht, im Winter sechsendvierzig, als Wäsche, Schuhe, frauliche Nebensächlichkeiten aus irgendeinem Beutegebiet ans Ostkap kamen und Spinnwebe sich ein Paar brokatene Ballschuhe und ein charmeuse Unterkleid auswählte. Damit angetan ließ sie sich eines Tages vor den Russen wie den Deutschen sehen, sehr stolz und sehr unerfahren, denn das Unterkleid hatte sie obenauf gezogen.“

Das ist nur ein Beispiel dafür, wie Bauer die Hitlersoldaten, die mit Brand und Mord in die Sowjetunion einfielen, noch nachträglich als Sendboten der Kultur darzustellen sucht, die gänzlich primitiven Menschen erst einmal gesittete Lebensart und die einfachste Zivilisation beizubringen hätten. Da deutsche Krankenschwestern Unterkleider nicht obenauf zu ziehen pflegen, gefällt dem deutschen Spießer diese Episode außerordentlich gut, sie ersetzt ihm ein ganzes Weltbild. Er ist wieder dort, zumindest in seiner Einbildung, wo er am liebsten ist: obenauf nämlich.

Dieses Aufbauschen und Auskosten zivilisatorisch-technischer Rückständigkeiten ist genauso Methode des Buches wie die hochmütige Verachtung, die der Herrenmensch Forell den sowjetischen Menschen zeigt, denen er auf

der Flucht begegnet. Und Methode ist es auch, daß fast alle diese Menschen geradezu begierig sind, dem entflohenen deutschen Strafgefangenen Forell behilflich zu sein: Bauer möchte auf diese Weise den Eindruck erwecken, daß der größte Teil der Bevölkerung der Sowjetordnung unfreundlich oder gar feindlich gegenübersteht, daß die Sympathiebezeugungen für Forell ein Ausdruck der Antipathie gegenüber der Sowjetordnung seien. Auch darin knüpft Bauer an seine Rußlandbücher aus der Hitlerzeit an, freilich ein wenig modifiziert. Damals waren sowjetische Menschen für ihn überhaupt keine Menschen, sondern „asiatische Tiere“; heute versucht er, die Menschlichkeit einzelner Sowjetbürger gegen die angebliche „Unmenschlichkeit“ des sozialistischen Staates auszuspielen. Geändert hat sich aber nicht seine Grundhaltung: Er verachtet weiterhin alle Menschen, die nicht deutsche Herrenmenschen sind. Charakteristisch ist, wie Forell zum Beispiel nomadisierende Rentierhirten verhöhnt, die ihn freundlich aufnehmen – das ist es, was er über die Frau des Hirten denkt: „Wenn man all das Fellzeug von ihr abziehen würde, müßte sie keineswegs häßlich sein. Und wenn die Ferkelherde von Kindern nicht um sie buhlen würdel . . . Es bleibt ihm nicht erspart, Laatmais Nachwuchs zu bewundern, von Laatmais Weib bereitetes Essen hinunterwürgen zu müssen, im gleichen Raum mit der Familie zu schlafen und dem Gastgeber mit allem Aufwand an Überzeugungskraft immer wieder zu sagen, daß er Haus und Weib und Kinder prächtig finde.“

Das ist eine der vielen Passagen, wo der arrogante Antihumanismus des Buches besonders kraß hervortritt. Auch gelegentlich eingestreute Floskeln über Menschlichkeit und scheinheilig frömmelnde Bemerkungen über die Gleichheit vor Gott, die er seinen klerikalen Schutzpatronen abgelauscht hat, vermögen darüber nicht hinwegzutäuschen. Auch Bauers Antikommunismus bricht wieder ganz ähnlich hervor, wie er sich schon zur Hitlerzeit gezeigt hatte; bei einem Streit zwischen entflohenen russischen Sträflingen um einen Klumpen Gold gibt er eine „Definition“ des Kommunismus, wie Goebbels sie nicht besser hätte finden können: „Kommunismus ist das: der brutalste Lummel hat am Ende den gelben Brocken.“

Bauer ist beileibe keine Ausnahme, er ist nur der Prototyp einer umfangreichen, weitverbreiteten Literatur, die sich auf ganz ähnlichen Geleisen bewegt. Wir wollen nur ein weiteres Beispiel aus dieser Literatur der billigen Sonderserien, Illustriertenfortsetzungen, Fernsehfolgen und Verfilmungen herausnehmen: den Schreiber von Illustrierten-Romanen H. G. Konsalik, der neben anderen Erzeugnissen auch den Roman „Der Arzt von Stalingrad“ fabriziert hat. Auch dieses Buch hat eine Auflage von mehr als hunderttausend Exemplaren erreicht und beeinflusste zudem noch durch eine Verfilmung Millionen Menschen in Westdeutschland.

Konsalik geht von den gleichen Grundpositionen aus wie Bauer: auch

bei ihm kein Wort über die Ursachen des Krieges, über die Kriegsschuld des deutschen Imperialismus; kein Wort auch über die ungeheuren Opfer, die diese Aggression die Sowjetunion gekostet hat. Das alles wird mit einer Handbewegung vom Tisch der Geschichte gewischt; was übrigbleibt, ist eine Schilderung des harten Loses der deutschen Kriegsgefangenen, zusammengesetzt aus Wehleidigkeit und penetranter Arroganz. War es bei Bauer die weltbeherrschende Überlegenheit des Herrenmenschen Forell, die demonstriert werden sollte, so hat Konsalik es darauf abgesehen, eine ähnlich wundersame, erlauchte Überlegenheit der kriegsgefangenen deutschen Ärzte vorzuführen. Dabei geht es natürlich nicht nur allein um die Ärzte: Der Leser soll daraus entnehmen, wie unvergleichlich höher der Stand der Wissenschaften, der Grad der Bildung, wie unvergleichlich größer die materiellen und moralischen Potenzen der abendländischen Welt im Vergleich zur Welt des Sozialismus sind. Das ist eine Mär, die schon zu Hitlers Zeiten von manchen Leuten in Deutschland nur zu gerne geglaubt wurde; heute gibt sich die herrschende Klasse in Westdeutschland alle Mühe, diese verhängnisvolle Fehlmeinung wieder aufzufrischen. Konsalik läßt kein Mittel aus, derartige Vorstellungen zu erzeugen, derartige demagogische Effekte zu erzielen, die dem stark lädierten Selbstgefühl des deutschen Spießers schmeicheln. Auf diese Weise wird ein neuer nationalistischer Größenwahn hochgezüchtet, ein neues revanchistisches Abenteuer vorbereitet; diesmal lassen sich die Folgen deutlicher vorausschauen als je zuvor.

Ein besonders aggressiver, bornierter Typ, den Konsalik als einen sympathischen Brausekopf darzustellen sucht, ist der Arzt Sellnow. Mit viel Anteilnahme und Verständnis schildert Konsalik etwa, wie dieser Sellnow, weil er mit einer Maßnahme im Lager nicht einverstanden ist, sich auf den Kommissar Kuwakino stürzt: „Ehe Alexandra bei ihm war oder die Soldaten zugreifen konnten, hatte er sich auf den kleinen Asiaten gestürzt und schlug ihm mit beiden Fäusten ins Gesicht ... Sellnow hieb auf Kuwakino ein, der wimmernd zu Boden fiel. Dann trat Sellnow auf seinem Körper herum, es war, als wollte er ihn in das Eis stampfen. Dabei hielt er die Augen geschlossen und trat ... trat ...“

Sellnows Mordanschlag auf den Kommissar entsprang nicht einer spontanen Unbeherrschtheit, sie ist Ausdruck seiner Haltung und Lebensauffassung überhaupt, wie sie Konsalik schildert. Schon vorher, als er im Lager erkrankte und zur besseren Pflege und Beobachtung in die Klinik von Stalingrad gebracht werden soll, kanzelte er den hilfsbereiten sowjetischen Lagerarzt Dr. Kresin ab: „Als ob die da mehr könnten als Sie“, murrte Sellnow. „Ihr könnt nämlich alle nichts ...“ Und eine Operation im Lager, bei der die sowjetische Ärztin Kasalinsskaja und Sellnow dem deutschen Chirurgen Dr. Böhler assistieren, wird so geschildert: „Die Kasalinss-

kaja hatte zuviel Äther aufgeträufelt, und der Patient war in Gefahr, zu ersticken. Ich griff nach dem Puls und schätzte mindestens hundertsechzig Schläge. Sellnow knurrte mich an: „Nehmen Sie dem Weibsstück die Ätherflasche weg, und führen Sie die Narkose weiter. Zu nichts Vernünftigem sind diese Bestien zu gebrauchen.“

Auch in diesem Buch ist der flagrante Antihumanismus wiederum mit vielen nichtssagenden Phrasen über Menschlichkeit, Gesittung, Glauben und Gott drapiert. Diese Mimikry setzt schon mit dem Vorspruch des Buches ein, das in Anbetracht des Inhalts eine kaum zu überbietende Heuchelei darstellt: „Dieses Buch soll kein Aufruf sein. Keine Anklage und kein Mahnmal. Es soll nicht Haß zwischen den Völkern säen und Zwietracht in die Herzen. Es soll keine alten Wunden aufreißen und keine neuen Wunden schlagen. Es soll nichts sein als ein Hohelied der Menschlichkeit – der Roman vom einsamen, gläubigen, hoffenden, duldenden Menschen.“

Derartige Vorsprüche waren allerdings in ähnlichen Büchern aus der Hitlerzeit nicht zu finden; der Divisionskommandeur beispielsweise, der das Geleitwort zu Bauers Buch „Unterm Edelweiß in der Ukraine“ schrieb, schenkte sich das „Hohelied der Menschlichkeit“ und sprach nur „von Kampf und Sieg im Feldzug gegen Sowjetrußland“. Im Unterschied zu Konsalik hat dieser Hitlergeneral wenigstens gesagt, was er meinte. Heute hingegen, in der ganzen Literatur dieses Schlages, wird die neue Aggression im Namen der christlichen Sanftmut, die neue Unmenschlichkeit im Namen der Humanität vorbereitet; die alte Ware ist nicht mehr in blutbeflecktes Packpapier eingewickelt, sondern wird zeitgemäß in einer glänzenden Zellophanpackung angeboten.

Außer dem Dr. Böhler, der mit einem Taschenmesser spektakulöse Gehirnoperationen vollbringt und sich freut, daß seine sowjetischen Kollegen noch nichts von „retikuloendothelialen Systemen“ gehört haben, außer dem Arzt Sellnow, der einen sowjetischen Kommissar mit den Füßen in das Eis zu stampfen sucht, außer einem verbrecherischen SS-Arzt, der sich zu einem antibolschewistischen „Menschheitsideal“ bekennt, hat Konsalik nicht viel mehr an ewigen Werten gegen die Welt der Steppe aufzubieten vermocht. Er hilft sich dadurch, daß er die Sowjetunion nicht durch die deutschen Kriegsgefangenen, sondern auch durch die Sowjetbürger, wie er sie schildert, ständig verleumden läßt. Hatte Bauer als „Definition“ des Kommunismus anzubieten, „daß der brutalste Lummel am Ende den gelben Brocken“ bekommt, so läßt Konsalik, nicht weniger ehrgeizig, den sowjetischen Arzt Kresin „wiehern“: „Wer nichts zu fressen hat, wird vernünftigt! Das ist das ganze Geheimnis vom fruchtbaren Acker des Kommunismus.“ Nicht genug damit, läßt Konsalik einen jüdischen Sowjetbürger auf die Provokation eines deutschen Kriegsgefangenen im „Stürmer“-Stil so reagie-

ren, daß dabei eine Rechtfertigung dieses Streicher-Antisemitismus herauskommt: „Der Jude Utschomi lächelte zurück. Er hatte es sich abgewöhnt, jemals etwas übelzunehmen. Was nützte es auch, sich aufzuregen. Gott hatte seine Rasse und sein Volk verflucht...“

Alles das genügt dem Konsalik noch nicht. Offensichtlich war er sich noch nicht sicher, ob auch der letzte seiner Leser die turmhohe Überlegenheit des Abendlandes im allgemeinen und des Wirtschaftswunderlandes im besonderen gegenüber der Steppenwelt begriffen hatte. Auf seiner verzweifelten Suche nach einem möglichst einprägsamen Symbol für diesen Wunschzustand verfiel er auf diese Idee: als erhabenstes Sinnbild abendländischen Wesens und kapitalistischer Wunderwelt figuriert – „Eiermanns Schnelldessert“. Das geschieht so: Die deutschen Kriegsgefangenen haben aus der Heimat Pakete erhalten, und darunter befinden sich auch einige Packungen von „Eiermanns Schnelldessert“. Die Wirkung dieses Produkts auf die sowjetische Lagerbewachung, auf das Küchenpersonal ist ungeheuerlich, vergleichbar etwa einer Art emotioneller Atomexplosion. Wie „Eiermanns Schnelldessert“ kam, sah und siegte: Das ist wahrhaft unwiderstehlich, die ganze Weltgeschichte weicht vor diesem westdeutschen Wunderfabrikat zurück. Die sowjetischen Soldaten im Kriegsgefangenenlager von Stalingrad erstarren in Bewunderung:

„Michail Pjatjal riß die Augen auf. Er tippte mit dem Zeigefinger auf den Dessert... er starrte Bascha an, die sprachlos und mit weitgeöffnetem Mund daneben stand... er tippte wieder auf Eiermanns Wunderdessert und schüttelte immer wieder den Kopf. ‚Dessert‘, sagte er erschüttert. ‚Richtiger Dessert!‘ Er stach sich etwas ab und aß es. Er schmatzte und sah Peter Fischer mit glänzenden Augen an. ‚Sehr gut, Brüderchen. Ein Dessert!‘ Er nahm die noch halbvolle Tüte und roch an dem Pulver. ‚Was ist das?‘ fragte er. ‚Dessert‘, sagte Peter Fischer. ‚Deutscher Arbeiterdessert...‘ – ‚Was?‘ – ‚Deutscher Arbeiterdessert. Das kann sich bei uns in Deutschland jeder Arbeiter leisten! Das ist eine Volksspeise.‘ Er lächelte. ‚Wann hast du den letzten Dessert gegessen, Michail?‘ – ‚Vor vier Jahren...‘, seufzte Pjatjal. ‚Und ich bin doch auch ein Arbeiter! Und mein Bruder auch! Der arbeitet in Stalingrad auf dem Bau. Der hat noch nie Dessert gegessen.‘ – ‚Er lebt ja auch nicht in Deutschland! Bei uns essen das alle! So ein Dessert kostet keine zwanzig Pfennig! Das sind rund zehn Kopeken!‘ – ‚Du lügst‘, schrie Pjatjal. ‚Zehn Kopeken?! Das ist ja geschenkt!‘ – ‚Für den Arbeiter wird in Deutschland alles getan... auch ohne Kommunismus! Sieh dir den Dessert an...‘ – ‚Gib her!‘ Pjatjal nahm eine andere Schüssel, schüttete Wasser hinein, schüttete das Pulver hinterher... rührte... der gleiche geheimnisvolle Vorgang vollzog sich wieder vor seinen verblüfften Augen... das Wasser färbte sich, es wurde sämig,

dick, erstarrte. Der Pudding wackelte goldgelb in der Schüssel. Ein köstlicher Pudding! Der deutsche Arbeiterpudding, wie Peter Fischer sagte! Es lebe Eiermann!“

Früher „Heil Hitler“, heute „Es lebe Eiermann“: Kein Satiriker der Weltliteratur hätte den Gemütszustand des westdeutschen Wirtschaftswunderspießers besser charakterisieren können. Auch das ist eine Bankrotterklärung des Kapitalismus, besonders komisch dadurch, daß sie das Gegenteil bewirken sollte: Eiermanns Schnelld pudding als Panier im Kampf gegen den Weltsozialismus, Eiermanns Schnelld pudding als Banner einer westdeutschen Arbeiterklasse, wie Konsalik sie sich wünscht: Heil Eiermann!

Gegen diese Szene, das muß man zugeben, wirkt Bauers Zigaretten-schachtelepisode, der Hochmut in der Aluminiumfolie, geradezu stümperhaft und unzulässig bescheiden: Eiermann ist das letzte Wort einer Literatur, die zeitweilige, historisch bedingte, sich ständig verringernde Vorgaben im technisch-zivilisatorischen Standard, in Ausmaß und Qualität der Konsumgüterproduktion als Ausdruck „ewiger“ und natürlicher“ Überlegenheit des Kapitalismus auszuspielen sucht. In der Hinsicht ist diese Literatur übrigens, auch vom Standpunkt kapitalistischer Ideologen aus, nicht mehr auf dem letzten Stand; angesichts der raschen wirtschaftlichen Entwicklung der sozialistischen Länder lautet die neueste Parole bekanntlich: was nützt es dem Menschen, wenn er sämtliche Kühlschränke der ganzen Welt gewönne und dabei seine privatkapitalistische Seele verlöre – so etwa ließ sich vor einiger Zeit der Herr Erhard aus Bonn vernehmen.

Bauer und Konsalik allein erreichen in Westdeutschland Auflagen, die an die Millionengrenze heranreichen; rein quantitativ sind dagegen die Bücher von Böll, Koeppen, Nossack, Richter, Schallück eine verschwindend geringe Minderheit. Daß man von den letzteren in den Literaturzeitschriften und Literaturgeschichten viel spricht, ändert nichts daran, daß man sie relativ wenig liest. Dabei sind Bauer und Konsalik nur charakteristische Vertreter einer Literatur, die, sowohl ihrer aggressiven Tendenz als auch ihrer primitiven Machart nach, ihnen außerordentlich ähnlich ist. Sie sind sozusagen die erwachsenen Brüder einer Anzahl noch kleinerer Schreiberlinge, die monatlich ihr Soll an Geschichtsverzerrung und Revanchevorbereitung erfüllen. Diese Erzeugnisse werden auf dem westdeutschen Literaturmarkt in fortlaufenden billigen Serien an die Leser herangebracht, allen voran die sogenannten Serien „Der Landser“. Über den erschreckend großen Umfang dieser Produktion schrieb die Hamburger Studentenzeitschrift „konkret“ im Jahre 1960: „Eine genaue Studie vom April dieses Jahres schätzt 20 000 000 je Jahr, davon wirft allein der Pabel-Verlag monatlich 500 000 auf den Markt.“

Etwa zwanzig Millionen solcher Hefte im Jahr: das ist, umgerechnet auf

die erwachsene Bevölkerung Westdeutschlands, je Kopf und Jahr bald ein Landscheff. Diese Hefte haben, im Vergleich zu den Produkten Bauers und Konsaliks, keine wesentlichen Besonderheiten, sie sind nach dem gleichen Muster gefertigt, vielleicht noch primitiver manchmal, noch verlogener, noch aggressiver. Ganz pauschal bestreiten sie die Kriegsschuld des deutschen Imperialismus, ganz pauschal versuchen sie, Hitlers Angriffskrieg in eine „Verteidigung der Heimat“ umzufälschen und nachträglich zu rechtfertigen. So heißt es etwa im Vorspruch des Landscheffes „Zwischen Rhein und Neckar“ von Ulrich Kai: „Die Einsicht in die Sinnlosigkeit des Kampfes jener Tage mag heute möglich sein, wo uns die Kenntnis der damaligen Lage Klarheit gibt. Aber damals – da gab es nur eine Alternativlösung: ausharren und kämpfen, so wie es der Befehl und der Eid erforderten. Und gerade weil das Chaos so gewaltig und die Übermacht des Feindes derartig stark waren, gab es keine andere Entscheidung als diese: ausharren, kämpfen.“

Und in einem ähnlichen Heft aus dem gleichen Pabel-Verlag „Sondereinsatz im russischen Ölgebiet“ wird mit lapidarer Selbstverständlichkeit von dem „für die Deutschen unglücklichen Ausgang der Schlacht um Stalingrad“ gesprochen. Kein Wort darüber, daß das Unglück nicht im Ausgang der Schlacht bestand, sondern darin, daß sich das deutsche Volk von seiner herrschenden Klasse nach Stalingrad treiben ließ, daß gerade diese Niederlage kein Unglück, sondern ein wahres Glück für das weitere Schicksal der Welt und nicht zuletzt auch des deutschen Volkes bedeutete.

Da die Fabrikanten solcher Hefte auch bei dem heutigen westdeutschen Leser nicht einfach eine nachträgliche und zukünftige Kriegsbegeisterung voraussetzen können, wird häufig ein demagogischer Trick angewendet: Die subjektive Schuldlosigkeit oder Unkenntnis des einzelnen deutschen Soldaten wird gleichgesetzt mit einer objektiven „Schuldlosigkeit“ des deutschen Militarismus und der Unerkennbarkeit der Kriegsursachen überhaupt. In dem zuletzt zitierten Heft sieht das so aus: „Die Stimmung ist danach, daß die Männer sich am liebsten gegenseitig verprügelten. Es ist ein geflügeltes Wort in der Truppe: ‚Ich hab den Krieg nicht angefangen, ich hab ihn auch nicht gewollt!‘ Ja, wer, zum Satan, fängt denn eigentlich so etwas an?“

Ja, wer, beim Flick und Pferdenges, fängt denn eigentlich so etwas an: Gerade das ist die Kernfrage, die hier zwar rhetorisch-mystisch aufgeworfen, die aber in dieser ganzen Literatur nirgends beantwortet wird. Eine solche Antwort nämlich, historisch und ökonomisch begründet, wäre tödlich nicht nur für die Fälschungen der Geschichte, sondern auch für die Bonner Aggressionsvorbereitungen der Gegenwart. Diese ganze Literatur findet geradezu ihren letzten Sinn darin, diese Frage nicht zu beantworten,

sondern ihre Leser mit Scheinantworten über die Vergangenheit und Gegenwart zu täuschen. So erstaunt uns auch der im gleichen Heft abgedruckte Brief eines Lesers keineswegs, in dem es heißt: „Ihre Serie ist wirklich großartig und in keiner Hinsicht ‚kriegsverherrlichend‘. Ich kann Ihnen sogar Mitteilung machen, daß sehr viele Angehörige der Bundeswehr gerade den LANDSER lesen.“

Von Josef Martin Bauer bis zu Konsalik, bis zu den Millionenauflagen der Landserhefte! Ihre weitreichende Wirksamkeit wird dadurch nicht verringert, sondern eher noch erhöht, daß eine vornehm tuende professionelle Kritik sie größtenteils ignoriert. Und es ist kein Zufall, keine individuelle Variante, daß zum Beispiel gerade Bauer seine Geschichtsfälschung, seine Revanchevorbereitung im Zeichen des Kreuzes, mit Kutte und Monstranz betreibt. Das ist ein mehr oder weniger ausgeprägtes Wesensmerkmal dieser zweiten Literatur überhaupt. In dem Nachwort zu seinem Buch „So weit die Füße tragen“ schreibt Bauer mit frömmelnder Scheinheiligkeit über seinen „Helden“ Forell: „So, wie er es sich in Omsk auf einer zufälligen und kalten Station vorgenommen hat, ist Clemens Forell in den drei Jahren seither die Kirchen abgegangen, deren Schönheit ihn sein Vater gelehrt hat.“

So wie Forell in den letzten Jahren die Kirchen abgegangen ist, so geht auch Bauer und mit ihm diese ganze Literatur die Kirchen ab: Die Kutte soll den Stiefelschaft verdecken. Aber auch in dieser klerikalen Verkleidung wird der westdeutsche Militarismus nicht seinem historisch bestimmten, gesetzmäßig wirkenden Schicksal entgehen. Seine Zeit ist vorbei, wie auch die Zeit der ihm dienenden Literatur.

Uwe Berger

REMBRANDT-SEMINAR

Richard Hamann gewidmet

*Wir hocken schauend stumm, vom Strich
des Meisters ist die Wand belebt.
Ein grauer Kopf im Dämmer schwebt;
bei seinem Flüstern weitet sich*

*der Raum tief in das Bild hinein:
Der Vater, der den Sohn umarmt
in blindem Sehn – und es erwärmt
der Bloße im Geborgensein.*

*Das Staunen harrt mit blödem Blick.
Zurück weicht der Gewänder Pracht;
das Antlitz weiß durchbricht die Nacht –*

*Ein Sieg, seht, über das Geschick,
ein Sieg des Sehens: Rembrandts Licht.
Hell sieht der Mann, der zu uns spricht.*

DAS LICHT

Zu einer Skizze von Gabriele Mucchi

*Die ihr den Blütentraum
des Lichtes träumt, vom Kleid
der Winde warm umbüllt;
die ihr versunken seid
in Klang und Büchersinn:
das Dunkel steht bereit.
Geht mit dem Volk, und vor
 euch weicht die Dunkelheit.*

WOHIN, TOM UND GRIT?

Senkpur war früher Bäcker gewesen. Nach dem Krieg hatte er sich auf verschiedene Weise verdient gemacht. Man wurde auf sein großes Organisationstalent aufmerksam, und es wurde ihm die organisatorische Leitung eines gewaltigen Aufbauobjekts übertragen. Das war 1949. Damals studierte ich noch. Dieses Objekt war so sagenhaft, daß es unserer Fakultät monatelang Gesprächsstoff lieferte. Die Meinungen gingen konträr auseinander. Die eine Gruppe ereiferte sich über die ungeheuren Möglichkeiten, die so ein Bau den Menschen des umliegenden Bezirks eröffnete, ereiferte sich über das gigantische Ausmaß dieses Aufbauobjekts. Das waren die kleine Gruppe Jungkommunisten sowie die große Zahl solcher, die von der Hitlerzeit die Nase voll hatten und endlich was leisten wollten, ohne sich dabei parteipolitisch zu erregen. Die andere Gruppe waren HJ-Bubis in Zivil, unbelehrbare Faschisten, die dem Bau nicht die geringste Chance gegeben hatten. Dieser Bau wurde mit einem Erfolg beendet, der beispiellos für Deutschland war und der nur seine Parallelen in der Sowjetunion und in den USA kannte. Mich verblüfften die technischen Daten dieses riesigen Bauvorhabens und nahmen mich für ihn ein. Auf diesem Bau hatte Senkpur seine Sporen verdient. Im Anschluß daran leitete er organisatorisch zwei weitere große Unternehmungen. Daß ihm der Aufbau des Warthaer Chemiewerkes verantwortlich übertragen wurde, bedeutete für ihn die Krönung seiner Laufbahn.

Senkpur chauffierte sicher und feinnervig. Ich hatte mich neben ihn gesetzt und saß, die rechte Schulter an die Wagentür gelehnt, mit dem Blick zu ihm. Seit ich in Wartha war, hatte ich mir ein Buch angesehen, in dem von jenem sagenhaften Riesenbau berichtet wurde, und ich hatte drin auch vier Photographien von Senkpur gefunden. Sie zeigten einen schlaksigen Burschen in zerknautschten Hosen mit einem frischen und offenen Knabengesicht. Ich verglich die Vorstellung von diesen Bildern mit dem Senkpur zehn Jahre später. Insofern stimmte beides überein: Die Hauptlinien seines Profils waren rhomboidisch zueinander geordnet, die hängende Unterlippe stimmte vergleichsweise, wie auch die große, fleischige und geradrückige Nase und die kleinen Augen, die blaugrau waren und schmallidrig. Dieser aber, der an jenem Montag neben mir saß, als wir unterwegs waren, um

eine Lehmgrube zu erschließen, war auf besondere Weise anders. Die Stirn war von drei, vier tiefen, waagerechten Falten korrigiert, strahlenförmig liefen schmale Falten von den Augenwinkeln bis zu den Schläfen. An beiden Seiten des (genau in dies Gesicht passenden) breiten Mundes gingen – von den Wulsten der Nasenflügel aus – zwei Kerben bogenförmig vorbei. Dies Gesicht wirkte nicht energisch, wie ich es eigentlich erwartet hatte. Erst die Stimme machte das Gesicht auf neue Art interessant. Diese Stimme war hell, schallend, voller Betonungen, ohne große Nuancen-Skala, sie war polemisch mit Hinneigung ins Pathetische, und sie war es, die mich plötzlich aus meinen Meditationen riß, und da fiel mir ein, was es Interessantes dran gebe. Es waren Gesicht und Stimme eines Agitators.

Wir waren an der Baustelle Zwei vorbei auf die Fernverkehrsstraße gelangt, als Senkspur sagte: „Wir haben nicht viel Zeit. Das beste ist, wir reden etwas ausführlicher über deine Tankfundamente, als es uns telefonisch möglich ist.“

Es rührte mich angenehm an, daß er nicht mit persönlichem Kram Zeit verplemperte, sondern sofort auf den Kern kam. Tatsächlich hatte er sich seit einer Woche nicht mehr auf meiner Baustelle sehn lassen, und unsere Verbindung hatte nur in telefonischen Konsultationen bestanden.

„Was verdienen die Jungs zur Zeit?“

„Wenig“, sagte ich.

„Normerfüllung?“

„Um hundert Prozent.“

„Los, berichte“, sagte Senkspur.

Ich berichtete vom Stand der Arbeit, von Schwierigkeiten und Hemmnissen. Als ich ihm von Fällen schlechter Arbeitsmoral, von Disziplinlosigkeiten und Stümperei erzählte, sagte Senkspur: „Eh ich's vergesse: Ich glaube, es ist gut, wenn du die Betonkurse mit den Jungs machst. Sie gestalten damit ihre Freizeit sinnvoll. Aber du hättest dich erst mal mit uns verständigen müssen. Wir dürfen's uns nicht erlauben, so was sektiererisch, auf eine Baustelle beschränkt, zu beginnen. Wir müssen uns nämlich überlegen, wie wir das gute Beispiel verallgemeinern können.“

Ich brachte vor, daß überhaupt noch nichts begonnen sei, sondern daß die Jungs mich einfach gebeten hätten, so was zu machen, und ich hätte mich dazu bereit gefunden. „Vor allem“, sagte ich, „tu ich das nicht, um den Jungs ihre Freizeit sinnvoll zu gestalten, sondern damit ich meine Tankfundamente fertig bekomme.“

„Das kannst du nicht voneinander trennen“, sagte Senkspur, „jedenfalls sind schon Bestrebungen im Gange, auf der Grundlage, wie du es angefangen hast, weiterzubauen.“

„Wir müssen da überhaupt eine Lösung finden“, sagte ich, „daß wir den

Jungs meiner Baustelle während der Zeit ihres Einsatzes am Beton einen bestimmten Lohnsatz garantieren. Die Normen für Beton sind zwar niedrig, wer aber kein fertiger Betonbauer ist, der verdient dennoch nichts dabei. Ich denke, wenn wir den Jungs zwei Mark in der Stunde garantieren würden, hätten wir die Gewähr, daß nicht begonnen wird zu pfuschen. Es ist schon schlimm, wenn gelernte Betonbauer zu pfuschen beginnen, katastrophal für mich würde es werden, wenn bei den Jungs, die von Beton kaum was wissen, Schluderei vorkäme. Das müssen wir von vornherein unterbinden.“

„Der Gedanke ist nicht schlecht“, sagte Senkpur, „nur – wenn wir das so machen, wie du es vorschlägst, dann würden wir das Leistungsprinzip über Bord werfen. Es gibt aber eine Möglichkeit, deinen Gedanken in die Tat umzusetzen und das Leistungsprinzip nicht zu verletzen, nämlich: . . . wieviel Jugendfreunde hast du für den Beton ausgewählt?“

„Sieben“, sagte ich.

„Dann schlage ich vor, daß wir den beiden Besten zwei Mark in der Stunde garantieren. Sie werden mobilisierend auf die anderen wirken. Wer sind die beiden Besten?“

„Morlock und Dschick zweifelsohne“, sagte ich, „jetzt haben wir aber außer den sieben Ungelernten noch Bästler und Doberge und die kleine Tempel am Beton eingesetzt. Das sind Betonfacharbeiter. Wir sind also neuerdings zehn Mann am Beton.“

„Gut“, sagte Senkpur, „dann garantieren wir auch diesen dreien, also fünf Mann insgesamt, die zwei Mark Stundenlohn.“

„Mit deiner Lösung bin ich nicht einverstanden“, sagte ich.

„Überleg dir's“, sagte Senkpur.

„Das bringt nur Streit in die Mannschaft“, sagte ich.

„Bist du für Gleichmacherei?“

„Nein“, sagte ich, „ich bin für produktive Arbeitsatmosphäre auf der Baustelle.“

„Na, wir kommen noch drauf zurück“, sagte Senkpur.

Wir fuhren eine Weile schweigend. Die Straße hatte Schlaglöcher. Senkpur wich ihnen geschickt aus. Viele Dumper und Großraumfahrzeuge kamen uns entgegen. Sie rasten in ungeheuren Staubwolken mit äußerster Motorenkraft an uns vorbei. Senkpurs Aufmerksamkeit schien nur auf die Straße gerichtet zu sein. Aber unser Schweigen dauerte auch an, als wir über einsamere Straßen zweiter Ordnung fuhren. Ich hatte den Eindruck eines nicht ausgesprochenen Zerwürfnisses zwischen uns. Mir fielen Beobachtungen vom Vortag ein, als Grit und ich im Stadtbad waren. Mich beunruhigte Doberges Einladung an Grit. Wenn bei der Aussprache am Mittwoch Grits Verhältnis zu mir auf der Tagesordnung stand, dann hatte Senkpur dabei seine

Hand im Spiel. Ich kannte seine pädagogischen Ambitionen. Ich kannte seine Agitation in großem Stil vor versammelter Mannschaft. Senkpur schien alles Privaten entledigt. Er war ein Mann der Öffentlichkeit. Es schien, als sei sein Ziel, nicht einen, den es anging, sondern Massen zu überzeugen. Daher war ich sicher, daß Senkpur seine Mißbilligung mir allein nicht aussprechen würde. Ich war sicher, daß er dies tun würde vor einem von ihm eigens dazu einberufenen Kreis. Aber die Gelegenheit, mit mir während der Autotour unter vier Augen über Grit und mich zu reden, war günstig, und ich überlegte mir einige schlagkräftige Argumente. Vielleicht aber hatte die Grit recht, als sie sagte, daß wir uns keine Sorgen zu machen brauchten. Vielleicht wollte sie mich beruhigen. Mir fiel ein, daß Schibulla mir nicht gewinkt hatte im Stadtbad. Es war unmöglich, daß er mich nicht gesehen hatte. Es war aber bequem anzunehmen, es sei alles beim alten.

„Du hast drei Mann von der Baustelle verwiesen?“ fragte Senkpur. Er beobachtete aufmerksam die Straße. Sein Gesicht war ruhig. Seine Augen waren schmal.

„Ja“, sagte ich, „ich dulde keine Disziplinlosigkeiten.“

„Ich schicke sie dir wieder zurück“, sagte Senkpur, „wir können keine Hand entbehren.“

„Du kannst sie schicken“, sagte ich, „ich werde ihnen keine Arbeit geben. Für solche hab ich keine Arbeit.“

„Du bist hier nicht nur Ingenieur“, sagte Senkpur, „sondern auch Erzieher. Ich dachte eigentlich, daß dir dies von vornherein klar war. Wir verlieren bei den Jungs jedes Vertrauen, wenn wir sie zuerst aus ihren Heimatorten herausreißen und dann beim geringsten Vergehen davonjagen. Ich glaub, du müßtest dir das noch mal richtig überlegen.“

„Ich hab es mir überlegt“, sagte ich, „ich brauch sie nicht.“

„Sei nicht voreilig“, sagte Senkpur, „denk, daß du's hier mit jungen Menschen zu tun hast, für die du Vorbild bist. Durch einen Fehler, den du machst, kannst du alles bei ihnen verlieren. Ich hab den Eindruck, daß sie Vertrauen zu dir haben. Aber sie beobachten dich natürlich genau. Sie merken sich jede unbedachte Handlung, und mit einem Schlag kannst du sie alle gegen dich haben.“

Mir kam der Gedanke, daß diese Ermahnungen auf etwas anderes gerichtet seien. Aber vielleicht irrte ich mich.

„Red mit der gesamten Mannschaft drüber“, sagte Senkpur, „sie werden dich gut beraten, davon bin ich überzeugt. Denk auch dran, daß es unsere Klassenbrüder sind, die du von der Baustelle gewiesen hast. Wenn wir uns nicht um unsere Klassenbrüder kümmern, dann kümmert sich unser Feind um sie. Wo sollen sie hin, wenn wir sie vertreiben? Wenn sie nicht spüren, daß ihre Heimat bei uns ist, dann hat der Klassenfeind leichtes Spiel.“

Zwei Lehmgruben, die wir uns ansahen, schieden von vornherein aus wegen offensichtlich schlechter Bedingungen. Dann inspizierten wir eine, die wir in nähere Wahl nahmen. Insgesamt fuhren wir acht Vorkommen ab, von denen sich lediglich zwei als möglich für nützliche Ausbeute erwiesen. Auf dem Rückweg fragte mich Senkpur, zu welchem Zeitpunkt alle Vorarbeiten für die Erschließung beendet sein müßten. Ich sagte: „Die verdamnten Waldbrände haben uns hart zurückgeworfen. Wenn nichts mehr dazwischen kommt, müßten wir mit dem fünften August rechnen.“

„Rechne mit dem Zehnten“, sagte Senkpur.

„Unmöglich“, sagte ich, „am Zehnten wollen wir mit der Lehmschürze fertig sein. Wie denkst du dir das eigentlich mit dem Zehnten. Wir müssen bis zum ersten Oktober fünf Tankfundamente fertig haben . . .“

„Unsere allererste Aufgabe zur Zeit ist, die Baustellen vor Angriffen imperialistischer Banditen zu schützen.“

Ich verstand nicht, wie er das meinte und fragte danach. Senkpur sagte: „Wenn die Waldbrände aufgehört haben, werden wir wieder vernünftig planen.“

„Wie?“ sagte ich, „du denkst doch nicht etwa im Ernst daran, daß . . .“, es ging mir schwer über die Zunge, „imperialistische Banditen andauernd den Wald anstecken.“

„Auch in Wartha hängen wir niemand, wir hätten ihn denn“, antwortete Senkpur.

„Wohl weise“, sagte ich. Und dies Thema ergab zwischen uns beinahe den letzten Gegensatz während unserer gemeinsamen Expedition. Als wir die Baustelle erreichten, war es fünfzehn Uhr dreißig, und ich erfuhr von der Wache, daß die Jungs bis vierzehn Uhr gearbeitet hatten. Dann sei in der Nähe ein Brand entdeckt worden und sie seien abgerückt. Senkpur und ich fuhren sofort hin. Es war aber Kamernus mit den Jungs bereits gelungen, den Brand im Keim zu ersticken. Hinterher machten wir eine Produktionsberatung. Es wurde beschlossen, den durch die Waldbrände verursachten Leistungsausfall durch freiwillige Aufbaustunden wieder wettzumachen. Im übrigen geschah das durch Abstimmung, bei der niemand dagegenstimmte. Senkpur nahm mich dann in seinem Wagen nach Wartha mit.

„Hat Schibulla schon mit dir gesprochen?“ fragte Senkpur.

„Nein“, sagte ich, „sollte er mit mir sprechen?“

„Ja, er hatte den Auftrag von der Parteileitung.“

„Was wollt ihr von mir?“ fragte ich.

„Ich hab jetzt keine Zeit“, sagte Senkpur, „Schibulla wird's dir genau erklären.“ Der Wagen hielt vor dem Haus, wo ich wohnte. „Mach's gut“, sagte Senkpur, „und überleg dir's mit den drei Jugendfreunden, die du weggejagt hast.“

„Mach's gut.“ Ich stieg aus und ging ins Haus. Um siebzehn Uhr dreißig klingelte die Grit.

„Kommst du mit, Tom?“ sagte sie, „ich geh die Regine besuchen.“

Ich hatte mir vorgenommen, der Grit nichts von meinen Befürchtungen zu sagen, daher rümpfte ich nur die Nase und meinte: „Muß das sein?“

„Ach, Tom, es muß nicht sein, aber es wär prima, wenn du mitkommen würdest.“

„Grit, du bist leichtsinnig.“

„Was du denkst“, sagte die Grit, „wir gehn doch nur zur Regine. Das Krankenhaus ist ja gleich um die Ecke. Da sieht uns kein anderer.“

„Ich komm nicht gern mit“, sagte ich, „ich fürchte wirklich, dich in Schwierigkeiten zu bringen.“

„Ach, Tom, das ist Unsinn. Denkst du vielleicht, es kümmert sich jemand um uns?“

„Na schön“, sagte ich, „gehn wir also.“

Aber wir gingen noch nicht gleich los. Ich ging zur Tür und drehte den Schlüssel um. Dann standen wir voreinander und küßten uns. Grit hatte große, aufmerksame Augen.

„Komm“, sagte ich und nahm ihr Gesicht in meine Hände.

„Wollen wir?“ fragte Grit leise.

„Ja“, sagte ich.

Im Krankenhaus waren wir nicht die einzigen Besucher, obgleich wir erst um halb acht dort ankamen. Robert Stoltera war da, von dem ich wußte, daß er sich um die falbe Regine bemühte. Robert Stoltera war Brigadier auf der Baustelle Zwei, wir kannten uns flüchtig, und seiner Initiative war zu danken, daß – außer Bästlein und Doberge – uns auch die kleine Heli Tempel in sozialistischer Hilfe unterstützte. Regine saß halb aufgerichtet gegen einen Berg Kissen gelehnt und war recht munter. Sie würde in einer Woche aus dem Krankenhaus entlassen, sagte sie. Grit hatte einen Strauß Margeriten mitgenommen, und die Regine freute sich. Stoltera war lustig. Er hatte ein breites, kantiges Gesicht mit sanften braunen Augen, mit Grübchen am Kinn und an den Wangen. Ich schätzte ihn auf Anfang Dreißig und mochte ihn. Er machte, wie es schien, mächtigen Eindruck auf Regine, allerdings war sie sich auch ihrer eigenen Anziehungskraft auf ihn bewußt. Beim Aufbau des Chemiewerkes spielte Stoltera eine bedeutende Rolle, da er vom FDJ-Stab beauftragt war, eine Ordnungsgruppe ins Leben zu rufen und sie zu leiten. Diese Aufgabe hatte er mit großem Geschick gemeistert, und es gab kaum Schlägereien zwischen den Jungen. Als Leiter dieser Ordnungsgruppe hatte er ferner freiwillig die Generalaufsicht über sämtliche Veranstaltungen im Monplaisir übernommen. Wer aber glaubt, daß die Ordnungsgruppe eine brutale Schlägergarde war, der ist im Irrtum. Es

war nicht einmal eine richtige Gruppe mit feststehender Mitgliederzahl, sondern sie hatten vielmehr eine große Anzahl Jungen dafür geworben, dort, wo Streit entstand, weniger mit roher Gewalt als mit Überzeugungskraft dazwischen zu gehn. Wie es hieß, war ein hoher Prozentsatz der Bauarbeiter für die Ordnungsgruppe gewonnen worden, und ständig wurden es mehr. Stoltera war derjenige, der das aufgebaut hatte und der weiter daran baute. Grit und das Mädchen Regine aber bewohnten gemeinsam ein Zimmer.

Grit sagte: „Wenn du wieder auf dem Posten bist und nach Hause kannst, werde ich ein Freudenfest in unserm Zimmer organisieren.“

„Ja, auf alle Fälle“, meinte Stoltera.

Regine lächelte ihn entzückend an.

Grit sagte: „Was meinst du wohl, wie du mir fehlst? Es ist erstaunlich, wie man sich doch aneinander gewöhnt.“ Sie sprach zu Stoltera und zu mir: „Jetzt meckert keiner mit mir, wenn ich mir die Schuhe im Liegen abstreife und sie auf den Fußboden bummern lasse, allerdings macht's auch gar keinen Spaß mehr; jetzt werde ich nachts nicht geweckt, wenn ich zu laut geschnarcht habe...“

„Wie?“ fragte ich, „du schnarchst?“

„Stimmt ja gar nicht“, sagte Regine, „die Grit schläft so leis, daß ich manchmal denke, sie sei gestorben.“

„Ich und sterben!“ rief Grit, „das könnte dir so passen.“

„Wieso sollte mir das wohl passen?“

„Weiß man's?“ sagte die Grit, „was für Vorteile so eine aus dem Tod eines unschuldigen Mädchens zieht?“

„Frau meinst du wohl“, sagte Regine. So wie sie es sagte, war das kein Scherz mehr. Grit schien es nicht zu bemerken. Sie sagte: „O was bin ich doch beklagenswert, daß ich mit jemand in ein und demselben Zimmer wohnen muß, der mir nach meinem jungen Leben trachtet.“

Grits Lustigkeit schien gekünstelt und wirkte auf mich wie Eis. Auch die Regine sah unterkühlt aus. Nur Stoltera schien nichts gemerkt zu haben. Er hielt sich beide Ohren zu und sagte lächelnd zu mir: „So geht das bei den beiden die ganze Zeit, wenn sie zu Hause sind. Ich glaub, sie lieben sich.“

„Tun wir auch“, sagte Grit, und sie umschlang die Regine und küßte sie auf die Wange. Regine lächelte. Es war aber ein trauriges Lächeln. Stoltera sagte zu Grit: „Bleibt's beim Freudenfest?“

„Na klar“, antwortete die Grit, „was denkst du denn? Wir müssen doch unsere tapfere Kleine würdig empfangen.“

„Du bist natürlich eingeladen“, sagte Stoltera zu mir.

„Danke“, sagte ich, „es wird aber leider nicht gehn. Die Waldbrände

haben uns ziemlich zurückgeworfen, und ich werde viel Überstunden machen müssen.“ Ich war sicher, daß sie alle merkten, wie mies mir zumut war. Grit sah mich an. Auf Regines Gesicht stand Zorn. Stoltera sah aus, als sei ihm endlich bewußt geworden, welche Situation bestand. Um die Geschichte nicht noch peinlicher zu machen, sagte ich nichts weiter. Grit und ich gingen dann bald. Stoltera blieb noch.

Als wir auf der Straße standen, meinte Grit: „Du, Tom, hast du gesehen, wie die sich mit den Augen verschlungen haben? Ich glaub, sie sind sehr verliebt ineinander.“

„Ich glaub das auch“, sagte ich.

„Du, ich seh gern verliebte Paare. Es gibt ja einige toll verliebte Paare bei uns auf der Baustelle. Stoltera und Regine sind eins, Schibulla und die Heli Tempel das zweite. Wir beide sind das dritte Paar. Ich find's aufregend, daß wir beide zu so verliebten Paaren gezählt werden müssen.“

In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch rückte die gesamte Mannschaft des Chemiewerkes aus, um Waldbrände zu löschen. Diesmal war es offensichtlich Brandstiftung. Feuer war an einigen weit voneinander entfernten Stellen gelegt worden. Das erschwerte die Löscharbeiten und zersplitterte die Mannschaft. Um Mitternacht etwa wurde das Barackenlager alarmiert, und eine halbe Stunde später waren wir an Ort und Stelle. Um ein Uhr zehn Minuten brachten uns Melder Nachricht von weiteren Bränden. Auf der LPG in Bergschmiede war eine Scheune in Brand gesteckt worden, und eine Scheune am unteren Kanal brannte. Nach hitziger Diskussion beschloß die Löschleitung, dreißig Mann nach Bergschmiede zu schicken. Die Scheune am Kanal wurde als unrettbar verloren gegeben. Um zwei Uhr waren bereits einige Brandstellen gelöscht. Die Brände verbreiteten sich in jener Nacht langsam. Wir rechneten damit, bis kurz nach Sonnenaufgang mit allem fertig zu sein. Um zwei Uhr vierzig Minuten kam ein weiterer Melder mit der Nachricht, das Barackenlager stehe in Flammen. Bei den Jungs brach Panik aus. Sie ließen ihre Arbeit im Stich und rannten auseinander. Es dauerte lange, bis die Löschleitung das Kommando wieder in der Hand hatte. Das wichtigste und schwierigste war, die Gruppen, die im Umkreis von mehreren Kilometern arbeiteten, zu verständigen. Melder überbrachten ihnen die Weisung: Das und das ist geschehn; jeder bleibt auf seinem Posten, bis neue Anordnung von der Löschleitung kommt. Als die ersten Lastwagen eintrafen, hatte die Löschleitung beschlossen, auf vollständige Niederringung des Waldbrandes zu verzichten. Ein Sonderkommando von fünfzig bis sechzig Mann sollte lediglich die katastrophale Ausbreitung des Waldbrandes verhindern. Das Gros der Mannschaft, etwa hundertfünfzig Mann, wurde nacheinander von allen Löschstellen im Wald

zum Wohnlager zurückgezogen. Die Meldung aber war übertrieben. Es stand nicht die gesamte Wohnstadt in Flammen. In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch brannten die Baracken Vier D und Vier A bis auf die Grundmauern ab. Die Baracke Vier B wurde zum Teil zerstört, und die Baracke Vier C kam mit Wasserschäden davon. Jede Baracke war hunderttausend Mark wert. Die Jungs retteten aus den Baracken Vier D und Vier A nichts. Der Brand wurde festgestellt, als diese Baracken bereits in Flammen standen. Das war dadurch zu erklären, daß in beiden Baracken von den Brandlegern nach den späteren Ermittlungen der Polizei mindestens fünfzig Liter Benzin verwandt worden waren. Zum persönlichen Eigentum der Jungs, das vernichtet wurde, gehörten unter anderem: insgesamt vierhundert Bücher, siebenundzwanzig Fahrräder, neun Mopeds, zwei Motorroller, fünfzehn Radioapparate. Einige Radios waren im Besitz von Kollektiven. Die Baracke Vier D war zu einem Teil als Kulturbaracke eingerichtet gewesen. Außer dem Mobiliar wurden neben anderen Dingen vernichtet: die Fernsehruhe in der Lesestube sowie vier Rauchtische und sechzehn Sessel, in der Bibliothek sechstausend Bücher, ferner ein Billard, sämtliche Sportgeräte und Unterhaltungsspiele, wie auch drei Spielautomaten. Die Spielautomaten waren erst seit etwa einer Woche in Betrieb. Ein Teil der Jugendlichen hatte den Ankauf als Verschwendung von Investitionsmitteln öffentlich angeprangert, und es hatten mehrere FDJ-Versammlungen deswegen stattgefunden. Andere hatten Spielautomaten als kapitalistische Erfindung aus Profitsucht bezeichnet und verlangt, daß solche Art von Unterhaltungsgerät auf einer Großbaustelle des Sozialismus nicht geduldet werden dürfe. In jener Nacht wurde der Streit um die Spielautomaten endgültig begraben. Es gelang, ein Übergreifen des Feuers auf die Barackenkomplexe Eins, Zwei und Drei zu verhindern. Die Löscharbeiten gingen so vonstatten, daß begonnen wurde, die Barackenwände niederzureißen. Dies geschah von einem Spezialistenkommando, dem vor allem Zimmerleute angehörten. Der Arbeit dieses Kommandos war es zu danken, daß nach relativ kurzer Zeit das Feuer niedrig gehalten wurde, die Gefahr einer Verbreitung auf umliegende Bauten wurde dadurch verringert. Weiterhin erwies es sich als günstig, daß außer den in allen Baracken befindlichen Schaumlöschgeräten seinerzeit auf Anregung von Senkpur ein feuersicheres Löschgerätelager eingerichtet worden war. Während der Löscharbeiten wurden sämtliche Schaumlöschgeräte aus den Baracken sowie aus dem Löschgerätedepot verbraucht. Die Feuerwehr war schnell mit ihren beiden letzten Löschzügen angerückt, und zwei weitere Löschzüge waren aus der Kreisstadt unterwegs. Allerdings hatten die Brandstifter auch die Wasserleitung zum Wohnlager zerstört. Glücklicherweise war auf dem Gelände des Lagers ein neuer Brunnen geteuft worden,

aus dem die Feuerwehr Wasser entnahm. Der Brunnen war aber nicht sehr ergiebig. Und so, wie wir diese Geschichte erlebten, war jedem klar, daß es ein von langer Hand vorbereiteter Angriff auf uns gewesen war. Seit jenem Tag wurde die Wachabteilung der Volkspolizei verstärkt, in den Zügen und in den Bussen, die auf Strecken nach Wartha eingesetzt waren, wurden Kontrollen eingeführt. Damals fanden zahlreiche Verhöre statt, und es gab eine Reihe von Verhaftungen. Im Sieb der Verhaftungen blieben zwei Mann hängen. Durch sie wurde die Verbindung zu sechs anderen in verschiedenen Orten der Umgebung aufgedeckt. Die waren aber schon geflohen, und auch einer vom Chemiewerk – ich kannte ihn vom sehn –, von den Verhafteten als Rädelsführer bezeichnet, war seit jenem Tag nirgendwo zu finden.

Dieses Ereignis erzeugte in uns hartnäckigen Mut. Wir waren erschöpft und verbittert, aber ich habe keinen verzweifelt gesehn. Sicher gab es Verzweiflung in einigen Herzen, aber keiner zeigte sie. Es war, als rankten die Jungs aneinander empor. Als wir daran gingen, die Trümmer auf der Brandstätte zu beseitigen, im Wald die gefährdeten Stellen zu sichern und die letzten Glutnester mit Sand zu bedecken, geschah es schweigend und mit finstern Gesichtern. Wenn ich einen ansah, hatte ich das Gefühl, als ob er anfangen würde zu weinen oder ein Kampflied zu singen. Ständig waren wir auf neue Katastrophenmeldungen gefaßt. Wir hatten noch einige Katastrophen durchzustehn in jenem Sommer. Aber Waldbrände gab es von da an keine mehr.

An allen Abenden, die von jener Woche übrigblieben, besuchte mich die Grit. Wir wurden sehr vertraut miteinander. Wir stritten maßlos und vertrugen uns wieder, waren glücklich und traurig, und wir eroberten uns einige Kontinente. Ich fragte die Grit, was jene Aussprache in der FDJ-Leitung ergeben habe.

„Nichts“, sagte Grit, „ich habe den ganzen Mittwoch nachmittag bis in die späte Nacht beim Aufräumen der Trümmer geholfen. Um achtzehn Uhr machte ich 'ne Pause und ging ins Leitungszimmer. Es war aber niemand da. Ist ja auch kein Wunder nach allem, was passiert ist. Vielleicht war's überhaupt 'ne Fehlanzeige.“

Sie sah mich nicht an dabei.

„Wie geht's eigentlich der Regine?“ fragte ich.

„Ich glaub, gut. Sie wird ja bald aus dem Krankenhaus entlassen“, sagte Grit.

„Wenn sie herauskommt, müssen wir vorsichtiger werden“, sagte ich, „ich glaub nicht, daß wir dann nachts so lange zusammenbleiben können.“

„Ach, Tom“, sagte die Grit, „was du dir wieder ausdenkst. Die Regine kümmert sich 'n Dreck um mich. Die hat doch mit ihrem Robert zu tun.“

Eines Abends sah die Grit still und bitter aus. Ich dachte, sie sei von der Arbeit erschöpft und sagte, sie solle sich niederlegen. Sie tat es. Ich setzte mich neben sie und beugte mich über ihr Gesicht. Ich streichelte es, und als ich sie küssen wollte, sagte sie: „Georg hat geschrieben.“

Ich blickte in Grits ängstliche Augen, und eine Reihe von Schlußfolgerungen schoß mir durchs Hirn.

„Kommt dein Mann her?“ fragte ich.

„Nein“, sagte Grit müde.

„Ist ihm was passiert?“

„Aber nein“, sagte Grit, „ihm passiert nie was.“

„Hat er von uns beiden erfahren?“

„Nein.“

„Sollst du nach Oelsnitz zurück?“

„Nein“, sagte die Grit, „im Gegenteil. Georg bittet mich, einen Monat nicht nach Oelsnitz zu kommen.“

„Dann weiß er also von uns beiden.“

„I wo“, sagte Grit, „er weiß überhaupt nichts. Er hat von der Bezirksleitung der Partei einen wichtigen Auftrag bekommen.“

„Und deswegen sollst du nicht nach Oelsnitz? Du, da ist doch was faul. Hat er eine Freundin?“

Grit lächelte traurig.

„O Liebster, wir sollten lieber nicht von uns auf andere schließen.“

„Das war eine Deutung“, sagte ich.

„Der Wunsch als Vater der Deutung“, sagte Grit, „nein, Geliebter, so bequem macht man's uns nicht. Ich gebe zu, daß es eine schöne Deutung ist. Dadurch würde unsere Liebe in eine zehn Klassen höhere sittliche Stufe rutschen.“

Ihre Redeweise behagte mir nicht. Ich überlegte.

Da sagte Grit: „Ich weiß nicht, ob ich's dir erzählen darf. Sicher darf ich's dir nicht erzählen. Aber so, wie's um uns beide steht, ist kaum noch was wichtig. Der Georg ist Mitglied einer Parteibrigade geworden, die einen Monat lang von Schacht zu Schacht reist, um die Planerfüllung zu kontrollieren.“

Sie holte aus ihrer Rocktasche einen Brief heraus.

„Hier, lies.“

Ich zögerte. Ich hab immer Scheu vor fremden Geheimnissen gehabt. Grit sah mein Zögern.

„Lies, Tom“, sagte die Grit sanft, „ich hab doch eben gesagt, daß jetzt alles unwichtig ist. Was ich weiß, darfst auch du wissen. Wir gehören zusammen und sind nicht mehr zu trennen. Wir beide sind die intimste Zelle der Gesellschaft.“

Ich nahm den Brief und überflog ihn. Es stand viel von Liebe und Vertrauen drin, viel von Zukunft und Bessermachen und von Bitte-um-Verzeihung. Der Brief erschütterte mich, und etwas wie Eifersucht regte sich. Ich wußte, daß ich solche Liebesbriefe nicht zu schreiben verstand. Ich hätte erst lernen müssen, solche Briefe zu schreiben. Ich gab den Brief zurück.

„In der nächsten Woche hab ich von Freitag bis Dienstag Heimreise. Da wollte ich mich mit Georg aussprechen“, sagte Grit.

„Wie oft bist du bisher nach Hause gefahren?“ fragte ich.

„Wie jeder andre, fünf Tage in jedem Monat.“

„Und jetzt fährst du nicht?“

„Soll ich?“

„Kannst du nicht versuchen, deinen Mann irgendwo zu erreichen?“

„Wo sollte ich ihn erreichen? Wenn ich ihn in Zwickau suche, dann ist er in Lugau, such ich ihn in Lugau, dann ist er in Freital, such ich ihn in Freital, dann steckt er vielleicht in Oelsnitz. Nein, Tom, das ist aussichtslos. Georg weiß genau, daß so was aussichtslos ist, denn er schreibt nicht ohne Grund, daß ich lieber hierbleiben sollte. Du, er verzichtet nicht leichtfertig auf die Nähe seiner geliebten Frau, glaub mir das. Er weiß sicher abends nie, wo er am übernächsten Tag sein wird.“

„Schreib ihm“, sagte ich, „wir müssen was tun. Auch die Lilo sagte, daß wir Klarheit schaffen müssen.“

„Das Schicksal ist gegen uns“, sagte die Grit. Sie lächelte ironisch. „Ich kann ihm doch nicht schreiben, mein Herzallerliebster, ich kann ihn doch nicht mit so was belasten. Bei so einer Aufgabe muß einer ein Herz haben, das nicht schmerzt.“

Sie war in einer bösen Verfassung. Ich bemühte mich sehr um sie an jenem Abend. Ihre bittere Stimmung aber blieb. Wir gingen dann noch etwas spazieren. Ich begleitete sie bis nah ans Wohnlager.

Das Ergebnis der Abschlämmproben war, daß von allen Lehmgruben, die Senkpur und ich gefunden hatten, nur eine für uns in Frage kam. Sie war schwer zugänglich, und wir mußten von einer Straße zweiter Ordnung eine befahrbare Trasse bis an einen Steilhang herstellen. Die Trasse führte durch Wald und über weite Flächen weißen Sandes wie auf Dünen. Wir schlugen zuerst einen Weg durch den Wald, richteten dann die geschlagenen Stämme für die Wegbefestigung her und als Bauhölzer für eine Brücke über den Hohenziesener Graben. Die Bäume wurden gefällt, entästet, in Längen von fünf Metern geschnitten und provisorisch gestapelt. Sobald der Weg durch den Wald fertig war, legten wir über die dünnen Stellen Rundhölzer dicht aneinander und befestigten sie mit Pflöcken. Es waren ungefähr dreihundert Meter Sand zu überwinden. Hinzu kamen umfangreiche Planierarbeiten, und

an manchen Stellen mußten die Stämme mit Schotter unterstopft werden. Dann bauten wir die Brücke über den Hohenziesener Graben.

Inzwischen hatte an der Lehmgrube ein Sprengkommando die Arbeit aufgenommen, und als wir mit der Trasse fertig waren, hörten wir Detonationen. Die Sprengungen dauerten drei Tage, und während der Zeit stand ein Teil meiner Mannschaft den Sprengleuten für Räumungsarbeiten zur Verfügung.

Einmal fuhr ich abends ins Barackenlager. Es war halb acht, und die Sonne war noch nicht untergegangen. Im Barackenlager war es ruhig. Einige waren in der Stadt im Kino, andere waren im Monplaisir, wo ein Fernsehgerät stand und wo es Bier gab. Die meisten waren zu Haus. Ich wußte, daß es Leseratten unter den Jungs gab. Am Barackenensemble Vier machte eine Brigade freiwillige Aufbaustunden. Ich kannte sie nicht und blieb nur wenige Sekunden stehn. Schibulla und Stoltera hatten aufgerufen, durch Spenden, durch freiwillige, unentgeltliche Arbeit einen Teil des Schadens wiedergutzumachen. Nach vielen Diskussionen hatte sich dieser Aufruf auf den drei Baustellen durchgesetzt. In Wartha sowie in den Landgemeinden der Umgebung schlossen sich ihm Handwerksmeister und Bauern an, auch solche, die nicht Mitglieder von Genossenschaften waren. Den Jungs, die vom Feuer geschädigt waren, wurde Verlorenes ersetzt. Ich weiß aber nicht, ob sie in jedem Fall den vollen Wert ihres Verlustes zurückerhalten haben.

Ich lehnte mein Fahrrad an die Baracke Drei und ging im Flur von Tür zu Tür, suchte auf Namenschildern Morlocks Namen.

Plötzlich brüllte jemand: „Ein erbärmlicher Betrüger bist du.“

Eine leise und wütende Stimme antwortete: „Geh du nicht zu weit mit deinen Äußerungen, das sag ich dir. Viktor und Martin und Anton sind meine Zeugen, daß ich dich gewarnt habe.“

„Was du getan hast, ist Fälschung! Fälschung ist Betrug, also bist du ein Betrüger.“

Ich hörte wie ein Bett knarrte. Die zweite Stimme war zu vernehmen: „Sag das noch mal.“

Eine dritte Stimme mahnte: „Du, Ulli, fang keine Schlägerei an. Du weißt genau, daß du im Unrecht bist.“

„Ich brauch es mir nicht gefallen zu lassen, wenn einer mich Betrüger schimpft.“

Die erste Stimme: „Soll ich es dir noch einmal sagen? Du bist in meinen Augen ein Betrüger, ein Verbrecher, ein Lump.“

„Was ich gemacht hab, das hab ich nicht für mich allein gemacht. Die ganze Brigade hat ihren Vorteil davon.“

Die erste Stimme wurde leiser und schärfer. „Das ist nicht weniger ver-

brecherisch. Außerdem bist du ein Verbrecher aus persönlicher Habgier. Du hast dir die doppelte Zahl Stunden angeschrieben. Du bist ein Feigling, ein Lügner, weil du von Anfang an alles bestritten hast. Stimmt das?“

„Ja, ja“, sagten leise einige Stimmen. Dann meinte einer: „Hört jetzt endlich auf zu schreien.“

„Du hast recht. Was wir auszuhandeln haben, geht niemand was an, aber daß dieser Verbrecher die Summe, die er sich angeeignet und andern zugeschanzt hat, zurückzahlen wird, ist für mich auch klar. Wenn er Schwierigkeiten macht, so werden wir das Schwein aus dem Verband ausschließen.“

Ein dumpfer Schlag war zu hören und: „Dies für das Schwein.“

Poltern begann. Ich klinkte die Tür auf und wurde Zeuge einer wüsten Prügelei. Der Brigadier der Gruppe, die dem Sprengkommando zugeteilt war, hieß Ulrich Tenser, und ich sah, wie dieser und der FDJ-Sekretär Harri Doberge wild aufeinander losschlügen. Ich sah mir das 'ne Weile an. Aber als Tenser sehr blutete, sagte ich: „Was ist bei euch los. Wißt ihr nichts anderes anzufangen, als euch zu kloppen?“

Im Nu waren sie auseinander. Sie gingen aber sofort wieder aufeinander los, als Doberge sagte: „Was wir hier machen, geht dich nichts an, Tom, das ist unsere Angelegenheit. Ich bin mit dem Schwein Tenser noch nicht fertig.“

„Bitte“, sagte ich, „ich seh mir gern an, wie ein FDJ-Sekretär argumentiert.“

Die andern im Zimmer waren Morlock, Dschick und Bästlein. Da es aussah, als würden die beiden Prügelnden nicht von selbst auseinandergehen, verständigten sich Morlock und Bästlein und trennten die beiden. Doberge blutete etwas, und sein Gesicht war zerschrammt. Tenser blutete aus der Nase, und sein hübsches Gesicht war blau und geschwollen. Ich schloß die Tür. Es war Morlocks Zimmer, in dem außerdem noch Dschick und vier andere aus meiner Mannschaft wohnten. Bästlein ging mit Tenser in den Waschraum. Dschick erzählte mir leise auf meine Frage, daß Tenser in der Zeit, da er mit seiner Brigade fürs Sprengkommando eingeteilt war, Überstunden geschrieben hatte, die in Wirklichkeit nie gemacht worden waren. Es war ein Betrug, wie er seit Jahr und Tag auf 'ner Menge Baustellen so oder ähnlich bei ausgebufften Brigadiers üblich war. Daß sich aber Leute deswegen prügelten, hatte ich noch nie erlebt.

Doberge wischte sich mit dem Ärmel das Blut vom Gesicht. Er saß auf einem Stuhl und blickte mich böse an.

„Es ist kein Wunder, daß solche Sachen bei uns passieren“, sagte Doberge, „schlechte Beispiele verderben die beste Moral.“

Doberge stierte mich also böse an, und es gab für mich keinen Zweifel, was er meinte.

„Allerdings“, sagte ich freundlich, „ein FDJ-Sekretär, der prügelt, kann nicht als Vorbild bezeichnet werden.“

„Du übersiehst, daß sich der FDJ-Sekretär prügeln mußte, da der leitende Ingenieur sich mit allerlei Unmoral beschäftigt, aber überhaupt nicht mit seiner Aufgabe, junge Menschen zu erziehen“, sagte Doberge.

Ich wandte mich an Morlock. „Ich erwarte von euch, daß ihr dazu Stellung nehmt, andernfalls höre ich mit dem Betonkurs auf.“

„Genauso hab ich dich eingeschätzt“, rief Doberge.

Ich sah sofort ein, daß ich das nicht hätte sagen dürfen. Zum erstenmal spürte ich Unsicherheit.

In Wirklichkeit dachte ich nicht daran, den Betonkurs aufzugeben. Ich hing an ihm in einer Art Leidenschaft. Ich hab nie pädagogischen Ehrgeiz gehabt. Und auch bei dem Betonkurs war es dies nicht. Es war auch nicht die alte Frage: Wie sind sie eigentlich? Was geht hinter ihren Stirnen vor? Warum, zum Teufel, machen sie das in Wartha? Sie hätten doch zu Hause bleiben können, wo es bequem ist und sauber. Ich hing in einer tieferen Leidenschaft daran. Es berauschte mich zu sehn, wie sie rangen, wie sie wuchsen, wie sie sich Stück für Stück emporarbeiteten, einem Ziel entgegen, das sich mir nicht eröffnete, das aber sicher existierte, da sie es offenbar vor Augen hatten, und daß ich ihnen helfen durfte. Und mit einemmal sah es aus, als hätte ich mir alles versperrt.

Morlock trat an Doberge heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Indes kamen Bästlein und Tenser aus dem Waschraum zurück. Tensors Gesicht war nicht mehr blutig, sondern nur noch blau und geschwollen, und er begann, in seinem Schrank zu kramen, während Bästlein versuchte, die veränderte Situation zu begreifen. Morlock sprach leise auf Doberge ein. Ab und zu blickte er hoch. Aber er sah mich nicht an, während er hoch blickte.

Doberge wandte sich schnell zu Morlock um und schrie ihn an: „Was sollen wir uns eigentlich noch alles gefallen lassen? Es genügt wohl nicht, wenn einer hurt und der andere betrügt? Sollen wir drüber hinwegsehn, nur weil wir ihn veranlaßt haben, Betonkurse mit uns zu machen?“

„Hör doch auf damit“, sagte Morlock leise.

„Ich bin nicht hergekommen“, sagte ich, „um mich auf solche Diskussionen einzulassen.“ Ich sprach zu Morlock und Bästlein. „Ich bin hergekommen, um mit euch zu bereden, was wir tun sollen. Ihr müßt aus eurer Brigade zwei Mann freistellen für die Arbeit an der Lehmgrube. Nach dem, was ich eben gehört habe, muß auch Tenser als Brigadier abgelöst werden. Ich will das nicht allein entscheiden. Überlegt es euch, wen ihr als neuen Brigadier vorschlagt für die Lehmgrube und wen ihr freistellen wollt. Ich würde Bästlein vorschlagen als neuen Brigadier. Aber vielleicht habt ihr einen besseren Vorschlag.“

„Gut“, sagte Morlock leise, ohne mich anzusehn, „morgen früh sagen wir dir Bescheid.“

Danach war Stille. Niemand sah mich an. Ich wartete einige Sekunden. Dann wandte ich mich um, sagte „Gute Nacht“ und ging hinaus.

Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, da begann Doberge zu schreien: „Jetzt ist endgültig Schluß! Die nächste Leitungssitzung ist übermorgen, und da muß dieser Fall endlich geklärt werden. Die Grit muß vom Bau.“

Am nächsten Morgen fuhr ich mit Bästlein und mit noch einem zur Lehmgrube. Bästlein war der neue Brigadier, und wir berieten, wie wir die Arbeit an der Lehmgrube forcieren könnten. Bästlein erwies sich als umsichtig und als ein Bursche mit brauchbaren Ideen. Als wir die provisorische Brücke über den Hohenziesener Graben passierten, ließ ich halten, und wir untersuchten, ob sie wirklich stabil genug sei.

„Was sollen wir machen?“ fragte ich Bästlein, „sollen wir warten, bis wir die Genehmigung in Händen haben?“

Bästlein lachte und sagte: „Bis die Genehmigung da ist, sind wir mit den Tankfundamenten fertig.“

„Paß auf“, sagte ich, „ich kann nicht jeden Tag zur Lehmgrube kommen. Ich denke, es genügt, wenn du kontrollierst. Sobald wir die Lehmtransporte beendet haben, reißen wir die Brücke ab. Dann kann uns keiner. Aber bis es soweit ist, mußt du höllisch aufpassen.“

„Mach dir keine Sorge“, antwortete Bästlein, „ich paß schon auf.“

Wir stellten uns zu beiden Seiten der Brücke und gaben dem Fahrer ein Zeichen, und als der Lastwagen hinüberfuhr, beobachteten wir die Brücke. Sie ächzte ein bißchen und dröhnte unter den Rädern. Aber sie erschien uns für unsere Zwecke gut genug, und wir sprangen auf den Lastwagen und fuhren weiter. Als ich wieder auf der Baustelle war, beobachtete ich eine Weile die Arbeit an den Fundamenten. Na, dachte ich, das geht jetzt flott. Wenn kein Waldbrand mehr kommt, dann brauchen wir nichts zu fürchten. Dann sah ich Doberge. Doberge spürte, daß ich ihn beobachtete, und er arbeitete finster und verbissen. Ich kann sagen, daß ich an jenem Tag zufrieden mit mir gewesen wäre, wenn mich nicht die Drohung von Doberge beunruhigt hätte. Ich machte mich auf den nächsten Tag gefaßt und versuchte, die Grit zu erreichen, um sie zu warnen, um sie zu trösten, um ihr zu versichern, daß ich sie liebe. Ich traf sie aber nicht an, und als ich nach Hause ging, hörte ich von Frau Weinlaub, daß die Grit eine Stunde auf mich gewartet habe und dann ins Stadtcafé gegangen sei. Aber auch im Stadtcafé traf ich sie nicht mehr, und da es bereits zweiundzwanzig Uhr dreißig war, ging ich nach Hause, und ich war darauf gefaßt, daß am fol-

genden Tag der Teufel los sei. Am folgenden Tag war dann tatsächlich der Teufel los, aber auf einem Gebiet, wo ihn niemand erwartet hatte, und in einer Art, die jeden entsetzte und die mich mit etwas Galgenhumor erfüllte.

Mittags rief Senkpur an. Seine Stimme war außergewöhnlich erregt, und er sagte, daß ich sofort zur Baustelle Eins beordert sei.

„Was denn?“ fragte ich aufsässig, „ich kann doch nicht die Arbeit hier im Stich lassen.“

„Hör zu, Tom“, sagte Senkpur, „diskutieren werden wir später. Du machst dich jetzt sofort auf den Weg hierher. Vorher übergibst du Kamernus die Baustelle. Und sag Kamernus, er soll sofort aus eurer Mannschaft eine Gruppe von zehn Mann auswählen, die um fünfzehn Uhr am Heizhaus eine wichtige Arbeit übernehmen muß.“ Dann sagte Senkpur schnell und leise: „Schibulla und Marke sind verhaftet, beeil dich.“

Senkpur hatte aufgehängt. Ich stand eine Weile wie blöd. Dann rannte ich hinaus und gab Senkpurs Anweisung an Kamernus weiter. Ich sagte ihm auch, daß Marke und Schibulla verhaftet seien, und dann charterte ich den erstbesten Dumper und ließ mich zur Baustelle Eins fahren. Das Heizhaus war ein Trümmerhaufen, und ringsum sperrte Volkspolizei das Gelände ab. Senkpur war kreidebleich, und als er mich am Arm faßte, spürte ich, daß seine Hand zitterte.

Es war eine böse Geschichte. Kurz vor halb zwölf waren plötzlich in dem einundzwanzig Meter hohen Schornstein des Heizhauses Risse entstanden, und Sekunden später war der Schornstein aufs Heizhaus gestürzt; mehr wußte niemand. Die Polizei hatte auf alle Fälle erst einmal die Verantwortlichen der Baustelle verhaftet und noch einige andere, die ihnen verdächtig erschienen. Aus der Kreisstadt war eine Untersuchungskommission unterwegs. Nach den Brandkatastrophen war Sabotage als einzige Ursache des Unglücks denkbar. Unser aller Nerven waren nach den Ereignissen der letzten Wochen nicht mehr die besten. Die Baustelle wurde gesperrt. Nur Polizei, die Untersuchungskommission aus der Kreisstadt und Morlocks Brigade durfte hinauf. Mir war die Leitung der Aufräumarbeiten übertragen worden, und wir arbeiteten beinahe Tag und Nacht. Alle standen vor einem Rätsel. Obwohl wir jeden Stein einzeln wegräumten und beschnüffelten, wurde nichts festgestellt, das dies Rätsel lösen geholfen hätte. Marke und Schibulla leugneten hartnäckig, wie wir hörten, und ich mußte darüber lächeln, denn im Grunde hielt ich Schibullas und Markes Verhaftung für einen Witz. Parteiversammlungen, FDJ-Versammlungen, Produktionsberatungen fanden statt, tausenderlei Spuren wurden verfolgt, aber ohne Ergebnis. Seit dem Unglückstag wurden zwei Rohrleger vermißt, und man hatte bereits eine Großfahndung nach ihnen eingeleitet, aber als wir am dritten Tag die Leichen der beiden aus den Trümmern des Heizhauses bargen, war

auch diese Spur zu Ende. Nach einer Woche hatten wir die Trümmer beseitigt, und wir begannen die Fundamente bis zum gewachsenen Boden abzutragen. Und da sahen wir, daß die Fundamentsteine des Schornsteins auf seltsame Weise um eine senkrechte Achse verschoben lagen, und als wir alles abgetragen hatten, stießen wir auf Erde, die in die Tiefe rutschte. Wir brauchten dann nicht lange weiter zu schachten, bis wir festgestellt hatten, daß hier ein unterirdischer Gang war. Da wußte mit einemmal jeder Bescheid. Denn jeder hatte von den Gerüchten gehört, daß der Markgraf Heinrich Emanuel III. für seine ins Monplaisir verbannte Gemahlin in jenen kriegesischen Zeiten einen Fluchtweg schaffen ließ, und jahrzehntelang hatten die Warthaer nach diesem unterirdischen Gang gesucht, bis er zur Sage geworden war und niemand mehr ernstlich an das Bestehen dieses Stollens glaubte. Die Aussteifung des Stollens war verfault, und an einigen Stellen, wie sich später herausstellte, waren hohle Stellen geblieben; die ungleichmäßige Verdichtung des Bodens durch das Eigengewicht der neuen Bauwerke hatte schließlich den Einsturz des Schornsteins bewirkt. Es wurden sofort Bagger angesetzt, um den gesamten Stollen freizulegen und mit Steinen zu verfüllen. Aber da hatten Morlock mit den zehn Jungs und ich bereits wieder unsere Arbeit an den Tankfundamenten aufgenommen, und natürlich waren Schibulla und Marke freigelassen worden. Das Heizhaus wurde an derselben Stelle neu begonnen; es mußte in Rekordzeit gebaut werden, denn sonst wären die Baracken im Winter unbewohnbar gewesen.

„Sieh mal an“, sagte Grit, „wer sich alles gegen uns verschworen hat.“

„Gegen uns?“ fragte ich.

„Ja, gegen uns, gegen das Chemiewerk“, sagte die Grit, „sogar der Markgraf macht da mit. Adenauers Ostbüro und Heinrich Emanuel – gleiche Brüder, gleiche Kappen.“ Dann, nach einer kleinen Pause: „Aber sind wir beide denn nicht eigentlich auch auf ihrer Seite?“

„Wir“, fragte ich, „wieso?“

„Ach, Tom, frag nicht“, sagte die Grit, „du weißt doch genau, daß ich mich vor meiner Partei verstecke, wenn ich dich liebe.“

„Wir wollten alles in Ordnung bringen“, sagte ich.

„Wir wollten alles in Ordnung bringen, und wir werden alles in Ordnung bringen“, sagte Grit, „wir haben aber noch nichts getan. Nichts.“

„Hat Doberge schon mit dir gesprochen?“

„Nein“, sagte Grit, „wann hätte er das tun können.“

„Schibulla, der mit mir sprechen wollte“, sagte ich, „war dazu außerstande.“

„Du bist von einem reizenden Humor“, sagte die Grit.

„Dazu haben wir Grund“, sagte ich, „Doberge hat keine Zeit, Schibulla war in Haft, und dein Mann kontrolliert.“

„Ja, Georg kontrolliert“, sagte Grit, „wer aber kontrolliert seine Frau?“
„Tatsächlich“, sagte ich, „wer?“

Jener Sommer hatte uns fest in der Hand, und es gab kein Entweichen. Es ist heute bitter, sich daran zu erinnern, wieviel wir gebaut haben, damals, und wieviel uns verlorenging. In vier Monaten war das Heizhaus aufgebaut worden, und in vier Sekunden blieb nichts als ein Trümmerhaufen und eine Staubwolke drüber. Und dann standen wir eines Tages am Hohenziesener Graben, stierten verständnislos auf den Lastwagen, der bis zum Verdeck im Wasser lag, stierten auf die zusammengebrochene Brücke. Das Wasser spülte den Lehm aus dem Laderaum in langsamen braunen Wolken. Doberge stierte, Kamernus, Bästlein und Morlock stierten, und der Fahrer, bis über die Ohren mit Schlamm bedeckt, saß unten am Wasser und stierte, und ich stierte und zerbiß mir die Lippen. Hier konnte niemand sagen: der Klassenfeind hat das getan, und der Klassenfeind sitzt drüben, unerreichbar; oder: der Markgraf hat das getan, aber der Markgraf ist tot. Hier gab es einen Schuldigen, den man fassen, fassen und festhalten konnte. Diese Gelegenheit, endlich einen Schuldigen zu fassen, würden sich einige nicht entgehen lassen. Ich brauchte mich nur umzusehn. Hinter mir stand im Halbkreis die Mannschaft der Baustelle Drei, bereit, den Schuldigen zu fassen, festzuhalten: mich. Ich brauchte nur in Doberges Gesicht zu sehn. Da stand alles drin. Auch in Morlocks Gesicht. Ich überlegte eine Weile, was ich getan hätte, wenn mir früher schon einmal so was passiert wäre, und ich wußte, daß ich diese Brücke auch dann gebaut hätte. Ich hätte sie vielleicht stabiler gebaut. Sicher hätte ich sie stabiler gebaut. Mit einem höheren Sicherheitskoeffizienten. Aber ich wußte, daß ich nicht darauf gewartet hätte, bis sie genehmigt worden wäre. In so einem Fall, wie damals in Wartha, war es einfach unmöglich, auf Genehmigungen in der Tasche zu pochen. Die Genehmiger haben immer mehr Zeit, und sie haben immer die solideren Nerven. Aber das zu begreifen waren Leute wie Doberge nicht imstande, dessen war ich genauso gewiß, als ich drüber nachdachte. Und dann fiel mir ein, daß es mir nun nicht einmal mehr nützte, versichert zu sein. Ich dachte daran, daß ich mich manchmal geärgert hatte, wenn ich meine Versicherungsbeiträge zahlte, denn ich war überzeugt, daß mir nichts passieren würde. Für diese Sache aber würde keine Versicherung gradestehn. Ein Zettelchen mit zwei oder drei Unterschriften fehlte mir. Lächerlich.

Aber in Wirklichkeit fehlte mir Vertrauen. Die Viertelstunde, die wir benötigt hatten, um von der Baustelle zum Hohenziesener Graben zu fahren, hatte Vertrauen in mir getötet. Seit Pillau an jenem Abend nach dem Lagerfeuer gesagt hatte, daß die Jungs mir vertrauten, waren viele Wochen vergangen. Ich hatte begonnen, Grit zu lieben, und von da an hatte ich mehr Vertrauen eingebüßt als neu errungen. Als wir vor der eingestürzten

Brücke standen und ins Wasser stierten, glaubte ich, daß nichts mehr geblieben sei. Die Jungs hatten kein Vertrauen zu mir, ich hatte kein Vertrauen zu ihnen. Wir waren also quitt. Wir waren mit und wir waren ohne Zettelchen quitt.

Ich hörte, wie Senkpur mit seinem Wagen kam, hörte, wie er die Tür zuknallte, und ich sah ihn neben mir stehn und ins Wasser stieren.

„Wieviel Lehm ist noch drüben?“ fragte Senkpur.

Ich sah Bästlein an, und Bästlein sagte: „Ungefähr drei Lastwagen.“

Senkpur ging zum Fahrer des abgesoffenen Lastwagens. „Bist du wenigstens heil?“

„Fünfundneunzigtausend Kilometer bin ich ohne Generalreparatur gefahren“, sagte der Fahrer.

„Und für hunderttausend Kilometer wolltest du 'nen Orden haben, stimmt's?“ fragte Senkpur. Er wies mit der Schuhspitze auf den Lastwagen im Wasser. „Du mußt es nun mit einem andern Wagen noch mal versuchen. Der da macht nicht einen Meter mehr. Auch nicht, wenn du bis zum Jüngsten Tag hier sitzen bleibst und trauerst. Los, pack dich in meinen Wagen. Aber mach mir nicht die Polster dreckig.“

Senkpur hatte Bewegung in die Mannschaft gebracht. Senkpur brachte immer Bewegung in die Jungs. Hinter mir lachten einige trocken.

„Was meinst du, Tom“, sagte Senkpur, „habt ihr genug Lehm für die Tankfundamente auf der Baustelle?“

„Woher soll ich das jetzt wissen?“ fragte ich grob.

Senkpur sah mir interessiert ins Gesicht. „Das weißt du nicht?“ fragte er, „na, dann müssen wir das schnellstens feststellen.“

Ich setzte mich hinten neben den Fahrer des abgesoffenen Lastwagens. Der hatte sich in eine Decke gewickelt und sah traurig durchs Heckfenster, als wir losfuhren. Es dauerte aber vier Stunden, bis ich ausgerechnet hatte, daß wir genug Lehm auf der Baustelle hatten, denn einen Teil der Lehm-schürzen hatten wir bereits begonnen, und wir hatten mit 'ner Masse Lehm angefangen, Formsteine herzustellen. Das war eine Sache, die Kamernus und ich ausgeknobelt hatten, um den Lehm schneller und besser einzubringen, und es war keine Kleinigkeit, von all diesen verschiedenen Mengen ein einigermaßen genaues Aufmaß zu machen. An der eingestürzten Brücke aber waren, als wir wieder eintrafen, zwei Autokräne eifrig an der Arbeit, und der abgesoffne Lastwagen lag halb auf der Böschung, und nach weiteren zwei Stunden konnte er dann abgeschleppt werden. Da wir nun genug Lehm hatten, rissen wir die Brücke vollends ab, und ich formulierte in Gedanken meine Kündigung. Der Schaden betrug fünftausend Mark, und ich war entschlossen, ohne mit der Wimper zu zucken, dafür gradezustehn und dann abzutreten aus Wartha. Aber keine Überraschung war bitterer als jene,

die ich bei der Verhandlung erlebte; denn nachdem ich mit der bestmöglichen Sachlichkeit berichtet hatte, stellten sich FDJ-Leitung und Partei hinter mich. Den Beschluß der FDJ-Leitung las Doberge mit unbeweglichem Gesicht vor; er sah mich nicht an dabei, und er betonte wirkungsvoll, daß der Ingenieur Breitsprecher an der zur Verhandlung stehenden Geschichte keine Schuld trage, an der nicht. Den Standpunkt der Partei erläuterte Senkpur, und er nahm dabei Gelegenheit, eine seiner agitatorischen Reden zu halten, was mich ausnahmsweise nicht sehr störte.

Als die Kampagne des Zentralrates der FDJ zur verlustlosen Einbringung der Ernte begann, sammelte Doberge die Hälfte meiner Mannschaft und verpflichtete sich zur Erntearbeit in Bergschmiede, und die Zurückgebliebenen gelobten feierlich, die Arbeit der Delegierten zu übernehmen.

„Du hast gezweifelt, Tom, ja?“ fragte Grit, als ich ihr die Geschichte von der Brücke erzählte. Ich erzählte sie ihr vor allem, um mir noch einmal alle Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen und meine Reaktion zu kontrollieren.

„Gezweifelt? Ich weiß nicht“, sagte ich, „Doberge hatte mich mit seiner Drohung nervös gemacht.“

„Und du hättest gekündigt?“ fragte Grit.

„Ja“, sagte ich, „uns beiden wäre damit am meisten geholfen. Ich habe überlegt, ob ich dich nicht bitten sollte, mitzukommen.“

„Ich wäre nicht mitgekommen“, sagte Grit, „Tom, ich wäre nicht mitgekommen. Ich hätte meine Pflicht gegenüber der Partei und dem Verband nicht verraten.“

Wir sahen uns nicht an dabei.

„Tom, glaub mir“, Grits Stimme klang wie Beschwörung, „wenn Georg wieder in Oelsnitz ist, bring ich alles in Ordnung. Was soll ich denn jetzt machen, da ich nicht weiß, wo er steckt?“ Und als hätte sie einen Entschluß gefaßt: „Tom, ich fahr ihn suchen. Soll ich?“

„Nein“, sagte ich, „das hat nun zwei Wochen Zeit.“

„Tom, ich versprech es dir, in zwei Wochen bring ich alles in Ordnung. Laß uns noch diese beiden Wochen.“

„Ja“, sagte ich, „zwei Wochen haben wir noch. In zwei Wochen aber ist dein Mann wieder in Oelsnitz, und in zwei Wochen ist Doberge wieder in Wartha.“

„Doberge fährt auch zum Ernteeinsatz?“

„Ja“, sagte ich, „gestern war Abstimmung darüber.“

„Bei uns war heute Abstimmung“, sagte Grit leise.

Ich bekam einen Schreck.

„Grit, du hast gesagt, daß wir jetzt zwei Wochen für uns haben. Nach allem, was wir erlebt haben, dürfen wir uns diese zwei Wochen gönnen. Wo könnten wir uns treffen, wenn du in Bergschmiede bist? Von hier bis

Bergschmiede sind es dreißig Kilometer. Schade“, sagte ich, „diese zwei Wochen hätten mir sehr geholfen.“

Ich sah, wie Grits Gesicht langsam rot wurde. Ich sah, wie die Ader an ihrem Hals bläulich hervortrat und pulsierte. Ich sah, wie sie für Sekunden die Augen schloß und die Lippen fest zusammenkniff. Dann zeigten sich auf ihrem Gesicht mitten im Rot weiße Flecke, und Grit sagte kaum verständlich vor Erregung: „Beruhige dich, Liebster, ich hab meine Hand nicht gehoben.“

Nachts leuchteten in mein Zimmer die Lichter des Bahnhofs. Der Körper lag im Bett reglos, das Hirn arbeitete. Manchmal lauschte jede Faser auf das Vibrieren der Mauern, das vom Auflösen des Güterzuges herrührte, vom Rangieren; und wenn der neu zusammengestellte Güterzug aus dem Bahnhof fuhr, dann vibrierten die Mauern wieder. Es war aber ein dumpferes Vibrieren, eins mit mehr Pathos, so als seien die Geräusche eines jeden Waggons sentimentale Instrumentenstimmen in einem riesenhaften Orchester; und auch die Lokomotive schnaufte pathetischer als vorher. Wahrscheinlich aber erschien mir das alles nur aus dem Grunde so, da ich wußte, wenn die letzten Geräusche dieses Zuges verstummten, dann war auf dem Bahnhof nur noch das Donnern der Dumper, der Großraumfahrzeuge und das schlichte Heulen der Lastwagen zu hören, nur die Geräusche beim Aufladen oder beim Abladen der Frachten. Deshalb mochte ich diesen nachts hinausfahrenden Zug nicht. Bevor er aber hinausfuhr, waren die Piffe der Rangierer zu hören, die in erregend ungeregeltem Rhythmus und in unberechenbarer Willkür scheinbar zusammenhanglos aus den überraschendsten Richtungen kamen, die rätselhaft auf ewig schienen in ihrem Ursprung, geheimnisvoll in ihrem Grund, die wie verschlüsselte Signale eines imaginären Bundes klangen und die mich wundervoll beunruhigten in der gediegenen Sicherheit meines winzigen Zimmers. Über die Decke des Zimmers fuhren Lichtflecke. Sie hatten seltsame Umrisse, und sie regten die Phantasie an zu kombinieren. Oft hatten die Lichtflecke keine sofort erkennbaren Konturen, sondern Schatten rings und dazwischen gingen allmählich in Licht über und Schatten wechselten streifig, spiralig, geringt oder gegittert drüber weg. Diese regten die Phantasie am meisten an. Manchmal waren es einsame rousseausche Landschaften, manchmal wüste Szenen auf einer transparenten Straße von einem nie erfahrenen Standpunkt an die Decke projiziert, manchmal waren es Gesichter, nie gesehen, nie je wiedererkannte, die vorbeifuhren. Manchmal fuhren diese Landschaften, Szenen, Gesichter an verschiedenen, gelegentlich wechselnden Stellen die Wände hinab bis zu einer unsichtbaren Barriere, wo sie sich auflösten. Meist fuhren sie alle in derselben Richtung, und es war selten, und es gab zu den gewagtesten Spekulationen

Anlaß, wenn sich die Bewegung oben entgegengesetzt dem üblichen Ritus vollzog. Wenn ich den linken Arm regte, hob Grit den Kopf um Millimeter.

„Ist dein Arm eingeschlafen?“

„Nein“, sagte ich.

„Und wenn er eingeschlafen wär? Würdest du ihn wegnehmen?“

„Nein“, sagte ich.

„Liebst du mich?“

„Nein“, sagte ich.

Grits Kopf legte sich wieder voll gegen meine Schulter.

„Na, dann bin ich ja beruhigt.“

Grits Haar, das gelöst war, lag mir in langen Strähnen auf Brust, auf Arm und Hals. Fäden lagen in meinem Gesicht, Fäden lagen unter meinem Rücken. Wenn Grit ihren Kopf bewegte, kitzelten die Fäden und die Strähnen.

„Liebst du mich?“ fragte ich.

Sie führte ihre Hand vor mein Gesicht, schnippte den Mittelfinger vom Daumen. „Nicht so viel.“

„Na, dann bin ich ja beruhigt.“

Das Fenster stand immer offen, und der Duft der Augustpollen, vermischt mit dem Geruch von Zement und frischem Holz, drang herein, mischte sich mit dem Geruch unserer Leiber. Wenn die Zimmertür ringsum von einer gelben Borte umgeben war, wußten wir, daß Frau Weinlaub noch unten in der Küche war. Sie hatte ihr Schlafzimmer neben meinem Zimmer, und sie machte das Licht auf dem Treppenflur erst aus, wenn sie sich zum Schlafen in ihrem Zimmer einriegelte. Sie ging um zehn oder um halb elf schlafen. Die Wand zwischen den Zimmern war nicht sehr dick, und manchmal hörten wir Frau Weinlaub husten.

Es war warm im Zimmer, obwohl das Fenster nach Norden wies und obwohl die Flügel geöffnet waren. Und die Bettdecke hatten wir am Fußende zusammengeschoben.

„Woran denkst du?“

„Ich dachte daran, daß ich zum erstenmal unendlich viel Zeit habe. Und du?“

„Ich dachte, daß der Sommer zu Ende geht.“

„Was kümmert uns der Sommer?“

„Glaubst du, daß wir Sommer und Winter haben werden und wieder Sommer?“

„Und wieder Winter.“

„Und Sommer?“

„Und Sommer“, sagte ich, „ich glaub ja.“

Wir beobachteten die Lichtflecke, die oben vorbeifuhren.

„Du, Tom, sieh mal, das sieht aus wie ein Einhorn, was da langfährt.“

„Einhorn“, sagte ich, „so ein Unsinn. Solche Tiere gibt's ja gar nicht. Hast du je ein Einhorn gesehen?“

„Du bist ekelhaft, Tom, – du bist genau so ekelhaft wie der Mathematiklehrer im Märchen vom Glücklichen Prinzen.“

Ich kannte kein Märchen vom Glücklichen Prinzen und fragte danach.

„Aber Tom, du kennst den Glücklichen Prinzen nicht?“

„Nein“, sagte ich, „keine Spur.“

„Na, der Glückliche Prinz war doch ein Standbild, das ganz und gar mit Gold bedeckt war und das auf einer hohen Säule mitten in einer Stadt stand und das zwei Saphire als Augen hatte, Erinnerst du dich?“

„Nein“, sagte ich, „so ein Märchen kenne ich nicht. Was hat übrigens ein Mathematiker in so 'nem Märchen zu suchen?“

„Na, das war doch so: Als die Waisenkinder aus dem Waisenhaus zusammen mit ihrem Mathematiklehrer die Kathedrale verließen, sahen die Kinder das Standbild des Glücklichen Prinzen, und sie sagten: Er sieht aus wie ein Engel. Der Mathematiklehrer fragte: Woher wollt ihr das wissen, ihr habt doch nie einen Engel gesehen. Und da sagten die Kinder: Natürlich haben wir welche gesehen. Im Traum sehn wir so oft welche. Und da runzelte der Mathematiklehrer die Stirn, denn er konnte Kinderträume nicht leiden. Und du bist genau wie dieser Knacker.“

Unterm Fenster meines Zimmers stand eine Linde. Es war mir unbekannt, wie sich Nachtigallen akustisch äußern, aber manchmal glaubte ich, eine zu hören. Doch wenn ich es mir hinterher recht überlegte, schien mir so was unwahrscheinlich.

„Wie spät ist es, Tom?“

„Halb drei.“

„Bist du nicht müde?“

„Nicht viel.“

„Ich hab so 'n bißchen gedrimmelt.“

„Hast du eben den Vogel gehört?“

„Ja, 's war 'n verirrter Pirol.“

„Ich dachte schon, 'ne Nachtigall.“

„Nachtigallen sind ganz anders. Nachtigallen sind so ...“ – sie machte mir vor, wie Nachtigallen sind. Es erschien mir nicht besonders hübsch. Ich nahm mir vor, nicht mehr an Nachtigallen zu denken.

„Es ist kühl geworden.“

Ich zog die Bettdecke hoch. Wir lagen still drunter und wurden wieder warm.

„So besser?“

„Unvergleichlich.“

Das war nachts.

Tags aber war Glut und Dürre, und früher als um achtzehn Uhr kam ich nie weg von der Baustelle. Dann fuhren wir zum Baden an einen der Teiche hinterm Kanal. Nur wer lange suchte, fand manchmal einen schmalen Steg durch das Schilf. Vielleicht waren das Wildwechsel für durstige Tiere. Vielleicht hatten Angler diese Stege angelegt, um ans Wasser heranzukommen, denn die Teiche waren dick voller Fische. An den Teichen war nur Schilf. Es war kein weißer Sand dort und keine Weidenbüsche waren dort, sondern Brombeergestrüpp und jenes harte, braune und kahle Dornengehäu. Der Boden an den Teichufern, drei, vier Meter außerhalb des Schilfgürtels, war weich und wäßrig, und inmitten des Schilfs fiel der Boden ins Wasser um mehr als fünfundvierzig Grad ab, und das Bein versank bis zur halben Wade in Schlamm, der schwarz hochwolkte im Wasser. Aber das Wasser in der Mitte, wo nichts den Grund aufrührte, war so klar, und weit und breit war kein Mensch zu sehn, und wir konnten uns ganz ausziehen. Wir fuhren den Motorroller so weit durchs Gestrüpp, bis wir an einer Grasfläche waren. Dort hängten wir die Kleider über die Dornen. Wir hatten drei solcher Badestellen in Teichen ausgekundschaftet, und wir suchten sie heim, wie es uns paßte. Ich tauchte mehrmals, aber ich fand keinen Grund. Nachdem wir heraus hatten, daß an Stellen, wo Seerosen zu sehen waren, Schlinggewächse bis nah an die Oberfläche reichten, verzichteten wir darauf, Blüten abzureißen. Es gab noch einige andere gefährliche Stellen mit Schlingkraut. Aber wir kannten bald die besten Stellen im Wasser und hielten uns nur dort auf. Grit schwamm schnell und leise, und sie hatte nie eine Badekappe mit. Wenn sie durch das Wasser zog, das Haar gelöst, naß und glatt, dachte ich: Ophelia. Ich versuchte sie oft zu fangen. Sie schwamm mir aber immer unter den Fingern davon, und ich begnügte mich damit, ihr einige Wassersalven hinterherzuspritzen, und immer schrie sie los: „Tom! Bist du wahn-sinnig? Und wenn nun alle meine Wellen aus 'm Haar rausgehn? He? Bezahlst du mir dann den Friseur?“

„Warte mal, Grit, ich muß dir was Wichtiges erzählen.“

„Spritzt du?“

„Ich denk nicht dran.“

„Schwöre.“

Ich hob eine Hand aus dem Wasser und zeigte zwei Finger. Grit schwamm langsam heran und umkreiste mich mißtrauisch.

„Willst du mir wirklich nur was Wichtiges erzählen?“

„Ja, natürlich“, sagte ich.

Sobald sie in Reichweite war, packte und tunkte ich sie. Wenn sie prustend hervorkam, begann sie zu lamentieren: „O-o-o, so 'ne Gemeinheit. Das nennt sich nun Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. O du ruchloser Kerl. O meine schönen, schönen Wellen.“

Dies war wochentags nach Feierabend. Sonntags machten wir Fahrten mit Grits Motorroller zu entfernteren Zielen. Natürlich fuhren wir auch mal das Naturwunder besichtigen, von dem Grit mir andauernd die Ohren vollfaselte.

„Willst du mir endlich sagen, was das für 'ne geheimnisvolle Geschichte ist?“

„Aber, Tom, das hab ich dir doch schon zehnmal erklärt.“

Natürlich, sie hatte es mir zwanzigmal erklärt, aber ich hatte kein Wort begriffen. Ich bat sie, es noch mal zu versuchen.

„Na, paß mal gut auf.“

Sie malte auf ein Stück Papier etwas, das wie ein T aussah. Der Stammstrich war kurz, und der waagerechte Balken war ziemlich lang und hatte an beiden Enden Pfeile.

„Gucke mal, Tom“, sie wies auf den Stammstrich, „dieser Fluß hier fließt an dieser Stelle nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander.“

„Na und?“

„Toll, was?“

„Wieso?“

„Ja, begreifst du denn nicht, daß das geradezu sensationell ist: ein Fluß teilt sich an einer Stelle und fließt nach zwei Richtungen.“

„Im Winkel von hundertachtzig Grad.“

Grit sah mich mißtrauisch von der Seite an.

„Wieviel ist das: hundertachtzig Grad?“

Ich zeigte es ihr.

„Ja“, sagte sie, „stell dir das mal vor, der Fluß teilt sich, und die Arme fließen in einem Winkel von hundertachtzig Grad auseinander. Ist das nicht erschütternd?“

Na, ich sagte nichts weiter dazu und faßte mich in Geduld.

Wir fuhren auf der Chaussee, die gesamte Länge des künftigen Werkes schneidend, das waren acht Kilometer. Wir fuhren am Wohnlager vorbei, vorbei am Monplaisir. Hinterm Monplaisir, das im Park versteckt lag, kamen wir an Tabakfeldern vorbei, an einer kleinen Gruppe von Siedlungshäusern, und unmittelbar dahinter stand das erste Schild:

Chemiewerk
Betreten nicht gestattet

Die Aufbauleitung

Dort lag eine weite, abgeholzte Fläche, die für ein Gleissystem bestimmt war. Dann fuhren wir an Wald vorbei. Es war ein gutes Gefühl, daran zu denken, daß gerade an dieser Stelle das Kraftwerk stehn würde mit einem hundertvierzig Meter hohen Schornstein. Auf der Baustelle Zwei sahen wir

das provisorische Wirtschaftsgebäude. Das Erdgeschoß war fertig. Im Hintergrund lag weißer Sand zu Dünen aufgeschüttet, und hinter den Dünen, genau dort, wo inmitten des Kahlschlags ein Fleckchen Kiefern zu sehn war, befand sich meine Baustelle, wo wir das erste und das zweite Tankfundament beendet hatten zu dem Zeitpunkt, als wir vorbeifuhren. Hinter der Baustelle Zwei war wieder Wald. Der war ab und zu von ruchfrischen Schneisen geteilt. Und dann fuhren wir am letzten Schild des Chemiewerkes vorbei. Drei Dörfer passierten wir. Kaum waren wir hinter dem dritten, da bog Grit von der Chaussee ab auf einen Katzenkopfweg. Von dort fuhren wir auf einen Bahnsteig kleinsten Ausmaßes, und am Ende des Bahnsteigs hielt Grit an.

„So, da wären wir also.“

„Bist du sicher, daß es hier ist?“

„Hast du die Landkarte oder ich?“

Ich hatte die Landkarte, und wir setzten uns auf einen Haufen alter Eisenbahnschwellen und suchten auf der Karte einen Weg zu unserem Naturwunder. Als wir glaubten, die Stelle gefunden zu haben, gingen wir los.

„Dort, wo die Reihe Sträucher steht, muß es sein.“

Es war dort tatsächlich ein Fluß. Wir gingen den Fluß entlang und gelangten an einen Nebenfluß. Da war eine Brücke aus Rundhölzern, und die Grit spuckte von dort ins Wasser hinein, und wir verfolgten die Spucke bis zur Einmündung in den Hauptfluß. Aber so oft Grit auch hineinspuckte, jedesmal floß das nach rechts, nie nach links.

„Du, hier ist das nicht“, sagte die Grit, und ich mußte ihr recht geben. Wir stakten über eine Wiese.

„Dort hinten ist wieder eine Buschreihe. Dort ist es ganz bestimmt.“

Die Buschreihe, wie man sie oft an kleinen Flüssen durch Weidegelände findet, war etwa fünfhundert Meter weit weg. Grit lief immer einige Schritte voraus, und wenn sie langsam ging, wackelte sie mit den Hüften.

„Du, provoziere mich nicht.“

Sie provozierte weiter.

„Los, komm zurück an meine Seite.“

Sie machte einen großen Bogen und kam langsam von hinten heran. Einmal hörten wir es im Gras piepsen. Wir blieben stehn.

„Hast du das gehört?“

„Natürlich, bin doch nicht taub.“

„Was mag das sein?“

„Gib mir mal den Stock.“

Ich hatte Grit vorher eine Weidengerte geschnitten, und mit der stocherte ich vorsichtig im Gras. Unter einem Büschel verfaulenden Heus fand ich ein

Mäusenest. Die Mäuse waren zwei bis drei Zentimeter lang. Ich nahm eins in die Hand. Es war noch blind.

„Bist du verrückt, Tom?“

„Hab dich nur nicht so. Ich tu ja den Dingen nichts.“

„Leg das Junge sofort wieder weg. Na, wirst du? Das Junge sollst du weglegen! Oder soll ich dir erst ein paar überziehn?“

Sie hob den Stock.

„Was soll denn seine Mutter dazu sagen, wenn sie sieht, daß da einer drangewesen ist? Los, leg's wieder hin.“

Ich legte das Mäusejunge ins Nest und deckte es zu.

„Na, siehst du. So ist's richtig. Und nun trampel nicht noch auf die Kinder zu guter Letzt. Geh hübsch rum.“

Wieder kamen wir an einen Nebenfluß und an eine Brücke, und als die Grit keine Spucke mehr hatte für ihre Art der Messung des Verlaufs von Strömungen, mußte ich hineinspucken. Aber auch das nützte nichts, denn alles floß nur nach rechts ab, nicht nach links. Hinterher spazierten wir noch etwa drei bis vier Kilometer am Fluß entlang, bis nahe an einen Höhenzug, an dessen Fuß ebenfalls so eine Buschreihe entlangführte. Dann gaben wir es auf. Wir setzten uns ans Wasser, und Grit quengelte und schob mir die ganze Schuld an unserer Pleite in die Schuhe.

„Nicht mal Landkarten richtig lesen kann der. Und so was nennt sich Ingenieur.“

Wir gingen darauf querfeldein bis zur Eisenbahnstrecke und von dort zu unserem Motorroller zurück. Grit jammerte andauernd über ihre kaputten Füße, aber ich wurde während der ganzen Zeit unseres Rückweges den Verdacht nicht los, daß sie sich freute, mich mal richtig hochgenommen zu haben.

Wenn wir nicht Motorrad fuhren oder badeten, dann paddelten wir auf dem Kanal. Meist paddelten wir stromaufwärts, ließen uns ins Teichennetz durchschleusen, und wenn wir in den manchmal nur armbreiten Verbindungsbächen zwischen den Teichen mitten durch Schilf paddelten, war das beinahe noch besser als gemeinsam baden oder gemeinsam Motorrad fahren. Und manchmal machten wir nach Feierabend überhaupt nichts von alledem, sondern hielten uns in meinem Zimmer auf. Grit brutzelte in der Küche gemeinsam mit unserer Frau Weinlaub irgendwas, und wir saßen dann oft stundenlang zusammen und aßen stundenlang, zuerst aus Hunger, dann, damit es alle werde und nicht verderbe. Ich erzählte ihr einiges von dem, was mich so beschäftigte, und einmal hätte sie beinahe sogar den Aufbau eines Atoms begriffen. Wenn Grit erzählte, ging es meist um ihren Heimatort Elsterwerda, den sie sehr liebte, wo sie geboren war und wo sie gewohnt hatte, bis sie zu ihrem Mann nach Oelsnitz gezogen war. Wir waren

also beinahe in jeder Stunde unserer Freizeit zusammen, ich kann aber nicht sagen, daß es mir je zuviel geworden wäre, kann nicht sagen, daß wir uns je überdrüssig gewesen wären.

Indes war die Wildheit jenes Sommers verrauscht. Er war stiller geworden, übersichtlicher, nachsichtiger, und er näherte sich allmählich einer schönen Phrase. Er war noch heiß, der Sommer, aber ohne Schwüle, und er hatte jetzt ein Licht, das scharfe Konturen von Landschaften und Begebnissen schuf. Es war nichts mehr von flimmernder Luft und von Ohnmachten da. Zusammenhänge, Durchdringungen schienen aufgehoben. Alles hatte seinen Platz, sein Merkmal. Oben war der Himmel, und er war blau. Die Erde war unten und gelb. Um uns herum war der Wald.

An einem dieser Tage rollte in einer Staubwolke die Neutz auf die Baustelle. Die Ereignisse der vergangenen Wochen hatten bewirkt, daß ich an meinen Berliner Stammbetrieb kaum noch dachte. Jetzt fühlte ich mich zum Chemiewerk gehörig, und ich fand es gut so. Die Neutz kam wieder mit dem grauen Wartburg, und auch der Fahrer war derselbe wie damals, als ich zum erstenmal nach Wartha fuhr. Sie stieg aus, ging aber keinen Schritt vom Wagen weg. Na, ich war sowieso schon auf dem Wege, und als ich heran war, sah ich die Bescherung. Sie hatte Pumps mit hohen Absätzen an, und sie hätte in dem knöcheltiefen Sand nur einen Schritt zu machen brauchen, dann wäre sie umgefallen.

„Hallo“, sagte ich.

Wir gaben uns die Hand.

„Wie geht's dir?“ fragte sie.

„Unverändert großartig“, sagte ich, „ich muß in einer halben Stunde am Wasserturm sein.“

„Ich fahr dich hin“, sagte die Neutz, „wir können im Wagen miteinander reden. Besoffen bist du ja diesmal nicht.“

Ich dachte, sie juxe, aber ihr Gesicht war ernst. Da nahm ich mir vor, auf der Hut zu sein.

„Ich bin heute bei dir vor allem vorbeigekommen, um dir was mitzuteilen“, sagte sie.

„Schlimm für mich?“ fragte ich.

„Ich glaub nicht. Warst du schon mal im Ausland?“

„Ja“, sagte ich, „in Polen. In die Tschechoslowakei möchte ich gern.“

„Nicht nach Ungarn?“

„Sicher, auch nach Ungarn“, sagte ich.

„Schön“, sagte sie, „du wirst also ab Vierzehnten eine zweiwöchige Studienreise durch Ungarn machen.“

Ich tat ihr den Gefallen und zeigte mich überrascht und erfreut.

„Dann warst du also zufrieden mit der Auskunft über mich?“ fragte ich. Sie antwortete nicht.

Am Wasserturm hatten wir vor nicht langer Zeit mit dem Ausschacht für eine Rohrleitung zum Chemiewerk begonnen, und als wir eintrafen, war der Teufel los. Die Jungs waren auf Schwemmsand gestoßen; jetzt schufteten sie an ein und derselben Stelle seit Tagen. Keine Aussteifung, keine Schalung war dicht genug, den Schwemmsand abzuhalten. Wir hatten längst gefugte Bohlen anfertigen lassen für die Wandbefestigung. Nun sumpfte der Sand unter der Fugwand durch und schwemmte den Ausschacht von unten voll. Wir hatten es mit Zwei-Millimeter-Blechen versucht. Die gingen aber nicht tief genug in den Boden hinein, als daß sie den Sand abgehalten hätten. Dann hatten wir uns Zwölf-Millimeter-Stahlplatten besorgt – woher, werde ich nicht verraten, um niemand in Schwierigkeiten zu bringen – und zwei Handrammen, und die Jungs waren dabei, die Platten in den Boden zu donnern.

Als ich aus dem Ausschacht sprang, sah mir die Neutz neugierig ins Gesicht. „Dir gefällt es also hier?“

Ich versuchte die Frage zu umgehen.

„Was heißt: gefallen? Ich mach meine Arbeit.“ Aber dann sagte ich: „Na gut, ich kann's ja eingestehn: es paßt mir.“

Die Neutz sagte leise: „Wir haben in Berlin erwogen, dich hier loszu-eisen.“

„Wie? Jetzt, da ich hier bin, soll ich wieder zurück? Daraus wird nichts. Ich glaub auch nicht, daß die Aufbauleitung mich freigibt.“

Die Neutz wandte sich um und ging langsam zum Wagen.

Wir fuhren in die Stadt, um im Stadtcafé zu essen. Dort setzten wir uns an einen Ecktsch.

„Weiß Senkpur, daß ich nach Ungarn fahren soll?“ fragte ich.

„Ja“, sagte die Neutz, „er ist einverstanden.“

Ich hatte mir ausgerechnet, daß die ersten fünf Tankfundamente etwa um die Mitte des Monats fertig sein würden, und ich begann, mich auf Ungarn vorzubereiten. Ich erzählte von meiner Polenreise vor drei Jahren, und der Fahrer, der Briefmarkensammler war, erzählte von wertvollen polnischen Marken, die er hintenrum erhandelt hatte.

Ich fragte die Neutz: „Warst du schon mal im Ausland?“

„Ja.“

„Wo?“

„Frankreich, Spanien, Kanada, England, Sowjetunion . . .“

Ich erinnerte mich, daß sie mir mal was von sich hatte erzählen wollen.

Ihre bössartige Laune war offenbar gewichen, und ich sagte: „Wie kommt denn das?“

„Da ist nicht viel zu erzählen“, sagte die Neutz, „mein Vater war Soziologe. Ihm wurde ein Lehrstuhl in Toronto angeboten. Aber als wir uns in Lissabon einschiffen wollten, wurde in Spanien die Volksfrontregierung ausgerufen, und da fuhren wir nach Spanien, statt nach Kanada. Mein Vater war ein Schwärmer, und er hatte die fixe Idee, die Demokratie in Aktion zu studieren. Bei den Kämpfen nachher sind er und meine Mutter gefallen, und ich floh aus dem Internierungslager und mogelte mich nach Kanada ein.“

Ich fand das abenteuerlich und sagte es ihr.

„Toronto, Madrid“, sagte ich, „Kampf um die Freiheit. Aber warum, zum Teufel, ist dein Vater in Spanien geblieben? Er war doch Theoretiker. War er Kommunist?“

„SPD“, sagte die Neutz, „als Franco einmarschierte, empfand er es als seine Pflicht, in Spanien zu bleiben, bis über Freiheit oder Tod entschieden sei, über etwas, wovon viel in seinen Schriften drin stand. Aber unter Freiheit verstand er immer nur ein verschwommenes Symbol. Nicht umsonst war eines seiner Lieblingslieder: ‚Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt.‘ Du kennst es, nicht wahr? ‚Komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild.‘ Das geht dann weiter: ‚Magst du nie dich zeigen der bedrängten Welt? Führest deinen Reigen nur am Sternenzelt.‘ Schön, was? Und der Mann, der Freiheit als etwas außerhalb der Gesellschaft Existierendes begriff, hatte ein Zipfelchen dieser Freiheit plötzlich auf der Erde in Spanien entdeckt.“

Ich schwieg eine Weile und sagte dann lächelnd: „Wenn ich Walter Ulbricht wäre, würde ich dich zum Minister befördern.“

„Richtig“, sagte sie, „bei dem, was du dir alles erlaubst, würde mich so was nicht wundern.“

Ich fand das amüsant und lachte. Das machte sie wütend.

„Im Ernst, Tom, wir erwägen wirklich, dich nach Berlin zurückzuholen.“ Dann lächelte sie mild. „Aber die lassen dich ja hier nicht los. Du bist immerhin ein guter Ingenieur.“

Als sie weg war, blieb ich noch eine Weile sitzen. Dann machte ich mich auf den Weg ins Barackenlager. Ich fühlte mich aber nicht sehr wohl in meiner Haut. Sicher lag das daran, daß ich nicht begriff, was die Neutz eigentlich von mir gewollt hatte. Auch das: Toronto-Madrid! ging mir nicht aus dem Kopf. Als die Grit kam, erzählte ich ihr davon.

Grit sagte: „Gestern war eine bei uns auf der Baustelle in einem apfelsinenfarbenen Strickkleid in Sackform, war sie das?“

„Ja“, sagte ich.

„Sehr elegant“, sagte die Grit, „na, aber mit Pumps auf eine Baustelle zu fahren? Wie findest ’n das, Tom?“

„Idiotisch“, sagte ich, „weiß der Henker, was so ’ner Kaderleiterin im Kopf herumgeht.“

Unsere größte Sorge war, daß die Arbeit am Wasserturm sich endlos dahinschleppte. Beim Einrammen der Stahlplatten waren wir auf ein unüberwindbar scheinendes Hindernis gestoßen. Die saugende Wirkung des Schwemmsands hatte an den Seiten der Platten eine Barriere geschaffen, und zwar derart, daß die eingeramnten Platten weder tiefer gingen noch sich herausziehn ließen. An den Rammen hatten wir längst die Rambahären durch doppelt so schwere ersetzt. Wir mußten die Platten mindestens noch einen Meter tief einschlagen. Dann würden sie auf einer Tonschicht stehn und die notwendige Dämmung des fließenden Sandes bewirken. An Schächten war nicht zu denken, da die Jungs in der Grube bis zu den Schenkeln im Wasser standen. So blieb nur noch die Möglichkeit, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Wir schalteten die drei Motorpumpen, die nun schon tagelang Wasser in der Grube absaugten, auf Hochtour und erhielten Wasserstrahl von einigen Atü, die wir auf den Grund richteten und die den Sand los- und hochschwemmt. Bei gleichzeitiger intensiver Bedienung der Rammen gelang es uns, millimeterweis hinabzukommen. Das war sehr langsam und mühevoll, und die Jungs konnten ihre Arbeit in der Grube nur in Ölzeug ausführen, aber es war schließlich die letzte Möglichkeit, die wir sahen, und wir hofften, in zwei Wochen die Arbeit geschafft zu haben.

Als am Sonnabend die Grit nicht kam, legte ich mich aufs Bett und wartete. Bisher hatte sie alle Verabredungen eingehalten, und sie war meist pünktlich. Ich nahm ein Buch und las bis zweiundzwanzig Uhr. Dann schlief ich ein. Etwa um zwei Uhr morgens erwachte ich, und im Halbschlaf entkleidete ich mich und löschte die Lampe aus. Den ganzen Sonntagvormittag verbrachte ich mit Warten, aber ich kann nicht sagen, daß ich beunruhigt war. Ich gehöre nicht zu denen, die beim ersten außerhalb des Üblichen stattfindenden Ereignis nervös werden und schreckliche Ursachen vermuten, und außerdem war ich noch müde von den Tagen am Wasserturm, denn ich hatte natürlich dort tüchtig mit angepackt. Als die Grit sich dann auch mittags nicht sehen ließ, ging ich ins Stadtcafé, um zu essen. Es waren viele Gäste anwesend, von denen ich die meisten kannte. Auch einige Jungs von meiner Baustelle waren da. Als ich fertig war mit essen, wußte ich nichts rechtes mit mir anzufangen. Ich schlenderte über die Stadtbrücke und setzte mich auf die Bank unter der Linde, von der ich nur wußte, daß sie etwas historisch war. Von der Bank aus konnte ich bis mitten in die Stadt hineinsehn, denn in der Sichtlinie war alles niedergebombt. Ich sah junge Frauen Kinderwagen schieben, auf denen farbige Decken lagen. Junge Ehepaare spazierten auf den Straßen, von einem Kind, oder von zwei, drei Kindern begleitet. Gruppen von Jünglingen und Gruppen von Mädchen, immer zu Unrecht als Halbstarke oder Teenager beschimpft, schlenderten auf der breiten Kastanienallee hinunter zum Jahn-Park, oder sie kamen die

Dornröschenstraße entlang und bogen links die Steinstraße ein zur Stadtbrücke und spazierten den Kanal entlang. Radler mit langen, ungeschützten Angelruten kamen aus dem Polder herausgefahren. Sie trugen Rucksäcke auf den Rücken, oder ausgebauchte, von Fischschuppen und Schlamm schmutzige Ledertaschen hingen an den Lenkstangen: ein Idyll. Seit einigen Wochen standen an der Kastanienallee zwei Rohbaublocks in Großplatten. Sie waren bis zur dritten Etage aufgestellt, und zwei neuartige Turmdrehkräne standen davor. Das war auf der Nordseite der Kastanienallee. Auf der Südseite, wußte ich, waren seit derselben Zeit Bagger an der Arbeit, die Fundamente der alten, niedergeworfenen Stadt zu entfernen, Platz zu schaffen für die neue Stadt. Wir hatten davon gehört, daß bisher drei Blindgänger entdeckt worden waren. Einen Blindgänger hatte einer der Baggerfahrer bereits im Greifer gehabt, als er ihn bemerkte. Er hatte die Maschine gestoppt und war aus der Kabine geklettert. Ich hatte das selbst nicht miterlebt. Als längst alles vorbei war, erfuhren wir davon. Wir hörten, dies sei eine der gefährlichsten Entschärfungen gewesen, die das Sprengkommando zu erledigen gehabt hatte. Die wenigen noch teilweise erhaltenen Häuser in kleinem Umkreis wurden geräumt. Dann war die Bombe von einem erfahrenen Sprengmeister unter Lebensgefahr wieder auf die Erde hinabgelassen worden, wo sie entschärft wurde. Auf dem Friedanger weit außerhalb der Stadt wurde sie dann gesprengt. An jenem Sonntag aber, als ich auf der Bank am Kanal saß und nichts mit mir anzufangen wußte, standen die als Raupenfahrzeuge konstruierten Bagger still mit ihren schräg gerichteten Auslegern, an denen mit stählernen Zähnen bewehrte Greifer an kurzem Drahtseil hingen. Die Turmdrehkräne standen still, und die Zeit stand still, die Zeit in dieser kleinen Stadt, die äußerlich wie vor Jahren sich im schäbigen Sonntagsnachmittagsglanz versammelte und in ameisenhafter Gier ihre Kleinstadtlangeweile in ausschweifendem Idyll beschloß. Ich dachte: Wenn jetzt die FDJ anmarschiert käme, mit blauen Hemden und blauen Fahnen anmarschiert käme, und wenn sie Krach machen würde mit ihren Trommeln, Herrgott nochmal, wie herrlich würde das diesen Kirchhofsfrieden stören! Aber sie kam nicht. Ich wußte, daß sie einmal kommen würde. Vielleicht würde sie bereits am nächsten Sonntag anmarschieren. Bis dahin aber blieben der Stadt fünf Kneipen, drei Kirchen, ein zerbombtes Schloß, ein Kino in der MTS weit außerhalb der Stadt, wo dreimal in der Woche uraltes, schon streifiges Zelluloid abgehaspelt wurde. Es blieben die von Spaziergängern belebten Sommersonntagsnachmittagsstraßen. Und es blieben die seltenen Sonntagvormittagsfestivitäten, wenn Schlagerkoryphäen, aus der Hauptstadt engagiert, männlichen Sex zeigten. Und mehr nicht? Mehr nicht? Was hatte die Killmer an jenem Abend am Lagerfeuer vorgelesen? Wir bauen einen Giganten. Jawohl! Wir bauen einen Giganten!

Ich erhob mich von der Bank und ging in die Stadt zurück. An der Ecke der Neusiedlerstraße sah ich Schibulla.

„Ich war heute nachmittag schon zweimal bei dir, Tom.“

„Ich bin essen gegangen, und dann war ich spazieren“, sagte ich, „tut mir leid, mein Alter, daß du warten mußt.“

„Hast du nicht etwas Zeit für mich?“

„Natürlich“, sagte ich, „komm, wir lustwandeln etwas.“

„Gut“, sagte Schibulla.

Wir gingen die Kastanienallee entlang in Richtung auf das Schloß. Die Bänke, die am Straßenrand standen, waren dicht besetzt. Wir gingen bis zum Schloß und dann die Dornröschenstraße wenige Schritte nach rechts und dann in den ehemaligen Schloßpark, der von der Organisation der Jungen Pioniere der Stadt zu einem kleinen botanischen und zoologischen Garten umgewandelt worden war. Es gab dort einige seltene Bäume mit mächtigen Kronen. Die Wege waren gut gepflegt, und der Kies knirschte unterm Schuh.

Ich erzählte Schibulla von unseren Schwierigkeiten am Wasserturm und fragte: „Was hättest du dagegen gemacht?“

Schibulla sagte: „Das kann ich jetzt nicht sagen. Ich glaub nicht, daß mir deine Methode eingefallen wäre. Weißt du noch, was damals los war, als wir die Betonwanne für die Grundwasserabdichtung in Heinrichsdorf begannen und dann auf Schwemmsand kamen?“

„Du hast recht“, sagte ich, „da ging es uns noch ein bißchen dreckiger. Und wie standen wir nachher da, als wir fertig waren?“

„Na, großartig“, sagte Schibulla.

„Ich bedaure nur, daß ich nicht in Wartha sein werde, wenn wir die letzten Arbeiten an den Tankfundamenten machen, denn ich fahre am Vierzehnten nach Ungarn.“

„Ich weiß“, sagte Schibulla.

„Wieso? Woher weißt du denn das?“

„In der Parteiversammlung wurde kurz drüber geredet.“

Ich war verstimmt und schwieg.

Schibulla hatte ich seit seiner Freilassung nicht gesehen. Wir schlenderten durch den Park. Schibullas eckiger Schädel stak tief zwischen den Schultern und war leicht nach vorn geneigt. Seine kurzen dicken Arme ruhten, die Hände übereinandergelegt, auf dem Rücken. Er trug einen hellgrauen Anzug aus Gabardine mit zerbeulten Hosen und einem Sakko, dessen spitze Revers vornüberkippten. Unter dem Anzug hatte er eine grobmaschige Strickjacke an mit Reißverschluß und darunter ein rot-grün-blau kariertes Hemd. Wir gingen sehr langsam, und Schibulla ging mit hochgeschobenen Schultern, unbeirrt, stark, beharrlich seinen Weg. Wir gingen über die hellen Parkwege, und der Kies knirschte, und er war blank und sah neu aus.

Schibulla sagte: „Ich wollte noch über was anderes mit dir reden, Tom.“

„So?“ sagte ich, „na, schieß los.“

„Wir hatten am Freitag Parteiversammlung, und da haben wir eine unangenehme Sache erledigen müssen.“

In diesem Augenblick wußte ich Bescheid, was mit Grit los war. Meine Gedanken gingen schnell alle möglichen Taktiken durch, deren ich mich Schibulla gegenüber bedienen könnte. Ich entschloß mich vorerst zu: „Ich hoffe, du verrätst mir keine Parteigeheimnisse.“

„Keine Angst, das ist eine Sache, die besonders dich angeht.“

„Dann gab es ja bei eurer letzten Parteiversammlung eine umfangreiche Breitsprecher-Diskussion. Zuerst meine Ungarnreise, dann jetzt deine geheimnisvollen Andeutungen . . .“

Schibulla sagte: „Wir haben der Grit eine Parteirüge erteilt.“

Ich schwieg einige Sekunden. „Das ist euer gutes Recht“, sagte ich dann, und Schibulla drehte seinen Kopf zu mir. Er kannte meine Art, und er wußte, daß ich mich mit solchen Wendungen in Streitstimmung brachte.

„Sei vernünftig, Tom“, sagte Schibulla, „das, was ihr beide angestellt habt, ist eine sehr, sehr miese Geschichte . . .“

„Du bauschst das auf“, sagte ich, „wozu? Grit und ich, wir lieben uns, und das geht die Partei, geht niemand irgend etwas an.“

„Grits Mann ist Genosse, Grit ist Genossin. Es geht uns also was an.“

Ich sagte: „Wir lieben uns.“

„Ja“, sagte Schibulla, „für mich steht es auch fest, daß sie dich liebt.“

„Wir lieben uns“, sagte ich.

„So?“ fragte Schibulla.

„Ja“, sagte ich.

„Warum redest du so zu mir, Tom? Zu allen kannst du so reden, aber doch nicht zu mir. Ich glaub dir gern, daß du der Grit was von Liebe erzählt hast.“ Pause. Und dann: „Welcher hast du so was nicht erzählt?“

„Fängst du jetzt mit den alten Geschichten an?“

„Ich fang mit keinen alten Geschichten an, Tom. Du hast mit einer ganz neuen Geschichte angefangen, und dafür hat Grit eine Parteirüge erhalten, und die Grit wird nach Oelsnitz zurückgeschickt.“

„Was?“ rief ich, „ihr schickt sie weg?“

Schibulla lächelte schmerzlich.

„Ja“, sagte er. „Sie darf natürlich nicht mehr hierbleiben.“

„Ihr schickt sie also zu ihrem Mann zurück, nach alldem, was geschehn ist.“

„Ja“, sagte Schibulla. „Die Grit wird nach Hause fahren, und sie wird sich mit ihrem Mann aussöhnen.“

„Und wenn sie sich nicht aussöhnen?“

„Sie werden sich aussöhnen.“

Ich war ganz ruhig. „Weißt du, daß ihr feig seid?“ sagte ich.

Schibulla antwortete nichts.

„Grit und ich, wir sind niemand ausgewichen. Jeder hat alles von Anfang an gesehn und gewußt.“ Ich machte eine Pause.

„Ja, Tom, ich glaub, du hast recht. Natürlich habe ich schuld.“

„Von deiner persönlichen Schuld habe ich nicht geredet.“

„Aber ich“, sagte Schibulla, „wenn ich Schuldige suche, dann fang ich erst immer bei mir an. Oder hast du das vergessen?“

Ich antwortete nicht auf die letzte Frage, sondern fuhr fort: „Natürlich wußte ich, daß so was nicht ein für allemal gut ausgeht, daß von euch mal was kommen würde deswegen. Die Grit sagte immer, ich solle mir solche Gedanken aus dem Kopf schlagen. Und tatsächlich: es kam nichts. Ich kann dir ruhig sagen, Karl, wir liebten uns im Bewußtsein euer aller stillem Einverständnis. Und jetzt kommt ihr mit einemmal mit der Moral. Mit einemmal? Plötzlich aus heiterm Himmel? So als ob ihr erst jetzt darauf gestoßen wärt? Da ist doch was schief dran.“

„Hör auf, Tom“, sagte Schibulla, „du hast natürlich recht. Denkst du, daß wir nicht auch darüber am Freitag gesprochen hätten? Wir haben darüber gesprochen, besser und gründlicher, als du es je könntest. Aber wir haben doch hier zwei Dinge voneinander zu trennen: erstens hat Grit ihren Mann, einen Genossen ihrer Partei, betrogen. Dafür wurde sie gerügt; zweitens haben die Genossen unserer Grundorganisation einen Fehler gemacht. Besonders ich. Beim ersten Verdacht hätte ich mit dir reden müssen, und die Regine hätte beim ersten Verdacht mit der Grit reden müssen. Ich weiß nicht, wie es kommen konnte, daß wir das nicht taten.“

„Wir haben viel erlebt in den letzten Wochen, und jeder war mit sich selbst beschäftigt“, sagte ich.

„Sicher war es wohl so.“

„Und jetzt möchtet ihr es ungeschehen machen.“

„Ich glaub ja“, sagte Schibulla.

„Jetzt glaubt ihr, daß ihr nur die Grit zurückzuschicken braucht, und alles ist in Ordnung.“

„Ich glaub, Tom, ungefähr so lautet unser dritter Fehler.“

„Fehlschluß“, sagte ich.

„Gut“, sagte Schibulla, „also Fehlschluß. Was schlägst du vor?“

„Die Grit natürlich in Wartha zu lassen.“

„Gut“, sagte Schibulla, „ich werde das der Parteileitung mitteilen. Weißt du übrigens, daß die Grit von der Gruppe den Auftrag hat, sich von dir . . . na, wie sagt man dazu . . . zurückzuhalten?“

„Nein“, sagte ich.

„Na, ich glaub, Tom, das dürfte dir klarsein. Es steht noch nicht einmal so sehr die Frage zur Debatte, die Grit zurückzuschicken. Unbedingt fest steht, daß du und Grit nichts mehr miteinander haben dürft.“

Mir fiel etwas ein, und ich sagte: „Werde ich etwa nach Ungarn geschickt, damit Grit und ich uns eine Zeitlang nicht sehn?“

„Du bist sehr von dir eingenommen“, sagte Schibulla, „du hältst dich für den Nabel der Welt. Im Grunde noch nicht einmal eine unbedingt verdammenswerte Regung. Du hast so was Genialisches. Aber gehst du nicht etwas zu weit in der Selbstüberschätzung, anzunehmen, der Arbeiter-und-Bauern-Staat stelle aus seinem Haushaltsplan, na sagen wir grob, fünftausend Mark zur Verfügung, um dich von deiner Geliebten zu trennen? Sei kein Frosch, Tom. Bei aller Wertschätzung der Intelligenz, so was kann man vom Arbeiter-und-Bauern-Staat nicht erwarten. Nein, Tom“, Schibullas Lächeln wurde abgründig traurig, „dein alter Berliner Stammbetrieb schickt dich, deiner außerordentlichen Verdienste wegen, zu einer Studienreise nach Ungarn, und die Aufbauleitung des Chemiewerkes wie auch die Grundorganisation der SED haben nichts dagegen.“

Darauf habe ich dann nichts mehr entgegnet. Wir redeten noch einiges Belangloses und trennten uns etwa um siebzehn Uhr. Gut, ich würde also nach Ungarn fahren. Gut, ich würde mich also von Grit . . . wie sagte Schibulla? ach so . . . zurückhalten. Ich fragte mich: Aber wird uns das trennen?

Die erste Hälfte der Woche verging schnell. Es sah tatsächlich aus, als ob wir zum Fünfzehnten oder zum Sechzehnten mit dem fünften Tankfundament fertig würden. Am Vierzehnten sollte ich losfahren nach Ungarn. Ich bat mir von Senkpur Urlaub ab Elften aus, da ich noch einiges in meiner Berliner Wohnung zu ordnen hatte. Am Neunten war große FDJ-Versammlung im Wohnlager, und ich wurde eingeladen. Es ging um etwas, das Programm der jungen Generation für den Sieg des Sozialismus genannt wurde. Dort sah ich auch Grit zum erstenmal seit dem Krach. Wir vermieden uns anzusehn. Die Versammlung dauerte drei Stunden. Hinterher ging ich als einer der letzten hinaus. Ich hatte es so eingerichtet, daß niemand mich begleitete. Als ich um die Ecke der Baracke Eins A bog, kam mir die Grit mit einigen schnellen Schritten entgegen. Ich ergriff ihre Hand und sagte: „Am Vierzehnten fahre ich nach Ungarn.“

„Ich weiß. Wann fährst du von hier weg?“

„Abends am Zehnten fahre ich nach Berlin. Dort bleibe ich bis zum Vierzehnten.“

„Ich fahre morgens am Zwölften nach Oelsnitz zu meinem Mann.“

„Für immer?“

„Nein, ich darf hierbleiben. Ich soll nur für drei Tage nach Hause, um mit meinem Mann alles in Ordnung zu bringen.“

ICH GLAUBE AN DAS GUTE IM MENSCHEN

Porträt einer Jugendrichterin

Sie sitzt hinter ihrem Schreibtisch: klein, grauhaarig, schlicht gekleidet, auf den ersten Blick wirkt sie fast unbedeutend. Doch dann fängt sie an zu sprechen. Ihre Hände mühen sich währenddessen mit den Blumen ab, die die Schreibtischplatte bedecken, versuchen, die verspäteten Geburtstagsspenden in eine Ordnung zu zwingen. Es gelingt ihr nicht, und die Sekretärin muß ihr zu Hilfe kommen. Die Sekretärin bereitet ihr das Frühstücksbrot, schiebt ihr Akten zu, blättert Seiten um. Den Grund dieser Fürsorge erfahre ich erst später: Beide Hände der Richterin sind gelähmt. Sie erzählt es mir fast beiläufig, so als sei es nicht der Rede wert, daß ihre groben, verarbeiteten, breiten Hände heute wie zwei leblose Steine sind; Erbe der verruchten Hitlerzeit. Schon die Unterschrift unter ein Urteil zu setzen, bereitet ihr Pein. Welche Willenskraft hat erst dazugehört, als sie sich nach dem Kriege, damals schon siebenundvierzigjährig, entschloß, auf Vorschlag der Partei noch einmal die Schulbank zu drücken, sich auf einem nur achtmonatigen Lehrgang in Potsdam in intensiver Arbeit, bei schlechtester Ernährung und durch das körperliche Leiden wieder und wieder gehemmt, das Rüstzeug zu holen für den künftigen Richterberuf.

Es wurde Elisabeth Samain nicht an der Wiege gesungen, daß sie einmal als Richterin fungieren würde. Viele Umwege waren nötig, bis es dazu kam; viele Etappen, die das ehemalige Landarbeiterkind durchlaufen mußte. Aber wer Frau Samain heute sieht, wie sie in der Strafkammer des Berliner Jugendgerichts den Vorsitz führt, wer ihr zuhört, wenn sie den Jugendlichen ins Gewissen redet, die Eltern behutsam ermahnt, wer erlebt, wie sie um jeden straffällig Gewordenen ringt – der weiß, daß keiner ihrer Umwege sinnlos war, keine Etappe ihres erlebnisreichen Daseins überflüssig. Wer hier Recht spricht, ist ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist; eine Frau, die als Hausangestellte und Serviererin, als Widerstandskämpferin und als liebende Ehefrau, als Kuhmagd und als Illegale alle Höhen und Tiefen des Lebens durchkostet hat; die sich über alles Schwere hinweg ihren Humor bewahrt hat; die die Jugend liebt und der hinter der großrandigen runden Brille hervor nachsichtige Güte aus den Augen strahlt. –

Man trifft sie selten allein in ihrem Richterzimmer. Als ich den Raum betrete, schiebt sie eben der jungen Staatsanwältin einen Brief über den

Tisch. Eine alte Frau hat sich in ihrer Sorge um den Enkel an Frau Samain gewandt: Der Junge sei republikflüchtig geworden. Längst habe er seinen Irrtum erkannt, doch aus Furcht, bei seiner Rückkehr eingesperrt zu werden, wage er nicht, den einzig richtigen Schritt zu tun. „Raten Sie mir, was ich tun soll, Frau Richterin. Sie sind Genossin, und Sie haben ein Herz für die Jugend“, heißt es in dem Brief der einfachen Frau, deren krakelig hingemalte Buchstaben verraten, daß sie nur selten zur Feder greift. Frau Samain berät sich mit der Staatsanwältin; gemeinsam entwerfen sie den Antwortbrief: Natürlich soll sie den Enkel zurückkommen lassen ... Lebhaft wendet sie sich sodann an die beiden Schöffen, einen Lehrer und eine Arbeiterin, die ihr für die Dauer von vierzehn Tagen bei den Verhandlungen zur Seite stehen. „Wir haben uns gerade gestritten“, sagt sie erklärend zu mir, „konnten auf keinen gemeinsamen Nenner kommen. Was ist denn Ihre Meinung? Welche Frau ist ihrem Kinde die bessere Mutter: die berufstätige oder die, die sich nur den häuslichen Pflichten widmet?“ – Während ich noch überlege, sagt sie schnell: „Natürlich braucht man gewisse Zeit dafür, um ein Kind sauberzuhalten, ihm das Essen zu kochen, die Hemden zu waschen. Aber Erziehung ist nicht unbedingt zeitraubend. Wichtig ist das rechte Wort im rechten Augenblick. Meine Mutter hat dauernd geschimpft, das ging am Ohr vorbei. Vater sah ein paarmal sehr traurig aus. Das geht mir heute noch nahe.“

Sie wirft einen Blick auf die Uhr, springt elastisch auf. Die Verhandlung ruft ...

Die beiden jugendlichen Angeklagten, Rainer und Lutz, die heute vor dem Richtertisch stehen, sind kaum der Schule entwachsen. Sie sind Fünfzehn und Sechzehn, beide von Hause aus behütet, beide bringen als Lehrlinge im Monat fast hundert Mark nach Hause. Sie werden beschuldigt, während des Urlaubs in eine Laube eingestiegen zu sein und einige Sachen entwendet zu haben. „Wären Sie bereits Achtzehn, würde Ihre Straftat mit Zuchthaus geahndet“, belehrt sie die Richterin. Waren sich die Jugendlichen darüber klar? Offensichtlich nicht. Rainer schildert, wie es zu der strafbaren Handlung kam. Die Jungen hatten zusammen gezeltet. Eines Tages zogen sie aus, „um Äpfel zu klauen“. Aber die Äpfel waren zu sauer. Enttäuscht ließen sie von dem Apfelbaum ab, entdeckten plötzlich, daß an dem unbewohnten Wochenendhaus ein Fensterladen lose war. Von der Entdeckung bis zum Entschluß einzusteigen, war nur ein Schritt. Eine Büchse Fisch stand in der Wohnküche auf dem Tisch. Einer ließ sie in der Hosentasche verschwinden ...

„Waren Sie sehr ausgehungert?“ fragt Frau Samain. „Hatten Sie tagelang nichts gegessen?“

„Doch“, sagt der Junge verdutzt, „wir hatten genug zu essen.“

„Warum stehlen Sie dann?“

Der Junge senkt den Kopf.

„Erzählen Sie uns mal“, beginnt die Richterin nach einer Weile, „wie es bei Ihnen zu Hause aussieht. Sie leben also bei Ihren Eltern. Wie wohnen Sie denn? Im Keller?“

„Nein. Vorn eine Treppe. In einer Dreizimmerwohnung. Vater geht arbeiten, Mutter besorgt den Haushalt . . .“

„Wie alt ist denn Mutter?“ will die Richterin wissen. „Achtundvierzig? Also ist sie manchmal schon ein bißchen müde . . . Sagen Sie mal: Wer macht denn Ihr Bett? Wer putzt zu Hause die Fenster?“

„Na, Mutter doch“, sagt Rainer verdutzt.

„So? Ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, daß Sie ihr das abnehmen könnten?“ Ihre Stimme wird, da er schweigt, um eine Nuance schärfer. „Es ist unanständig, Mütter für sich arbeiten zu lassen. Junge Leute lassen sich nie bedienen; auch alte sollten es nicht tun, es sei denn, sie sind krank. Mit welcher Note haben Sie in der Grundschule abgeschlossen?“

Rainer gesteht, daß es nur eine Drei war. „Warum keine Zwei?“ fragt sie zurück. „Das hätte Mühe gekostet. Man muß immer das Äußerste aus sich herausholen.“

Später steht die Mutter des zweiten Angeklagten vor dem Richtertisch. Sie ist alleinstehend, verdient als Sachbearbeiterin etwa sechshundert Mark. Lutz braucht zu Hause nichts abzugeben, tut keinen Handschlag im Haushalt, seine Freizeit verbringt er mit seinem Moped. „Haben Sie Ihren Jungen nicht ein bißchen verwöhnt?“ fragt die Richterin. „Sie müssen mehr von Ihrem Sohn verlangen. *Das* ist Liebe.“

Später fragt sie Lutz: „Was lesen Sie?“ Der hochaufgeschossene Bursche muß lange überlegen. Endlich fällt ihm etwas ein: in „Nathan der Weise“ habe er mal hineingesehen. Die Richterin beugt sich interessiert herüber. „Erzählen Sie, was ging darin vor?“ Wieder beklemmende Stille. Er kann sich nicht mehr erinnern. „Das ist auch nicht einfach“, sagt Frau Samain. „Sehen Sie sich's noch zehnmal an, dann begreifen Sie's vielleicht.“ Sie erzählt, wie sie selbst vor vielen Jahren Lessing entdeckt hat. Vierzehn war sie damals und bereits in Stellung. Wahllos entnahm sie dem Bücherschrank ihrer „Herrschaft“, was ihr gerade in die Hände geriet. Schopenhauer war darunter. Den verstand sie nicht. Aber dann stieß sie auf Lessing. Er wurde ihr Lieblingsdichter. –

Es gibt Menschen in dem großen grauen Haus in der Littenstraße, die der Ansicht sind, Frau Samain sei zu milde als Richterin. Ihre Urteile beweisen das Gegenteil. Sie ist nicht milde; sie ist gerecht. Und sie hat jedes Urteil, bevor sie es verkündet, hundertmal abgewogen. Nie ist ihr Arbeitstag abgeschlossen. Am Vorabend der Verhandlung gegen einen Jugend-

lichen, der bereits das zweitemal rückfällig geworden ist, bin ich mit Frau Samain verabredet; sie will mir Einzelheiten aus ihrem Leben erzählen. Doch die Sätze kommen nur stockend, sie scheint zerstreut und gesteht endlich, daß ihre Gedanken bei der morgigen Verhandlung sind. „Was mache ich mit dem Jungen?“ fragt sie gequält. „Einsperren? Ist das die Lösung? In hundert Jahren wird man über unsere Methoden lachen. Erzieht man einen Menschen, indem man ihm die Freiheit nimmt? Wir machen es uns zu einfach . . .“ Sie kommt nicht los von dem Problem, führt das Gespräch immer wieder darauf zurück. „Ich möchte Sie durchschütteln!“ sagt sie am nächsten Morgen zu dem jungen Angeklagten. „Ich möchte Ihnen übers Haar streichen, Junge – und ich möchte Sie durchprügeln! Was ist nur in Sie gefahren?“

Der Jugendliche, wie er da vor ihr steht, hat die graue Gesichtsfarbe eines Menschen, der seit Wochen in Haft ist. Schon in Moabit hat er eine Strafe absitzen müssen. Jetzt hockt er hier in Untersuchungshaft, mit drei anderen in einer Zelle, tatenlos. „Ist das schön“, fragt Frau Samain, „nichts zu tun zu haben?“ Er schüttelt den Kopf. „Arbeit ist Glück“, fährt sie fort, „wissen Sie das jetzt? Nicht arbeiten dürfen ist das schlimmste, was einem passieren kann.“ Sie fragt nach seiner Vorbildung. Klaus ist von der siebenten Klasse der Grundschule abgegangen. „Warum haben Sie die achte nicht absolviert?“ fragt die Richterin. „Ich wollte arbeiten.“ – „Ist Lernen keine Arbeit? Wer in der Schule gut lernt, kann denken“, erklärt sie. „Wer denkt, wird nicht straffällig. Wissen Sie jetzt, was Ihr Grundfehler war? Mit dem Schuleschwänzen hat es angefangen . . .“

Sie stellt ihm präzise Fragen. Sie beginnt alles aus ihm herauszuholen. Sie erspart ihm nichts. Schonungslos zieht sie seine Schwächen ans Tageslicht. Das Gericht – sie selbst – hat ihm zweimal vertraut, zweimal hat es ihm Bewährungsfrist zugebilligt. Dennoch hat er dem Arbeiter-und-Bauern-Staat, der es gut mit ihm meinte, den Rücken gekehrt. Zusammen mit einem Freund, der wegen strafbarer Handlungen von der Volkspolizei gesucht wurde, ging er nach Westberlin, kam nach Marienfelde ins Lager. Von hier aus verübte er gemeinsam mit zwei ehemaligen Legionären die Einbrüche, deretwegen er sich jetzt zu verantworten hat. „Erzählen Sie doch mal, wie es zu den Straftaten kam“, fordert ihn die Richterin auf. Der Jugendliche zögert mit der Antwort. „Wir hatten es uns besser vorgestellt im Lager“, sagt er endlich.

Die Eltern des Angeklagten treten vor den Richtertisch. Frau Samain winkt auch den Jungen heran. „Sehen Sie Ihre Mutter an!“ sagt sie leise und eindringlich. „Sieht sie glücklich aus? Nein, nicht wahr? Ihre Mutter weint, sie weint um Ihretwillen. Jede Mutter, die um den Sohn weinen muß, altert früher. Sind Sie sich darüber klar, was Sie Ihrer Mutter angetan haben? Sie

haben nicht nur Pullover gestohlen. Sie haben Ihrer Mutter ein paar Jahre ihres Lebens gestohlen.“ –

Im Zuhörerraum sitzen Jugendliche, Jungen und Mädchen einer achten Grundschulklasse. Atemlos, wie den Szenen eines Schauspiels, folgen sie den Vorgängen da vorn an dem Richtertisch, lauschen sie dem Dialog zwischen Richterin und Angeklagten. Man muß ihre Gesichter sehen, um ermessen zu können, was in ihrem Innern vorgeht. „Wer ist schuld daran, daß der Junge so geworden ist?“ fragt Frau Samain, nachdem der Jugendliche vom Wachtmeister wieder hinausgeführt wurde. Und da sich niemand regt, gibt sie sich selbst die Antwort: „Alle, die mit ihm leben; seine gesamte Umwelt.“

Eines der Mädchen rafft sich schüchtern zu einer Frage auf. „Wie kommt es, Frau Samain, daß Sie dem Jugendlichen noch immer vertrauen? Er hat Sie doch schon zweimal enttäuscht. Wenn ich seine Richterin wäre . . .“

„Was meinen Sie, Kind, wer strenger ist . . .“, fragt Frau Samain statt einer direkten Antwort. „Ein junger Mensch oder ein alter Richter?“

„Der alte Richter natürlich“, erwidert das Mädchen, ohne zu überlegen.

Frau Samain schüttelt lächelnd den Kopf. „Ein alter Richter wird immer nachsichtiger sein, mein Kind. Er kennt das Leben, darum wird er die Verfehlungen des jungen Angeklagten stets zu verstehen suchen. Er ist gütiger und milder. Und sofern er ein echter Richter ist, wird er nie aufhören, an das Gute im Menschen zu glauben. Und ich sollte diesen Jungen fallenlassen?“ –

Wer ist diese Frau, die soviel Güte und Weisheit ausstrahlt? Die nicht einfach Recht spricht, sondern die auch die seltene Fähigkeit besitzt, jungen, haltlosen Menschen einen Kompaß fürs Leben zu geben? Die die Paragraphen behutsam handhabt und die mit den Gestrauchelten verfährt wie mit einem kostbaren Schatz, der ihr zu treuen Händen anvertraut ist?

Der Ruf dieser Frau drang in die Sowjetunion und bis ins ferne China. Ein indischer Professor, der kürzlich einer ihrer Verhandlungen beiwohnte, kam in der Pause auf sie zu und umarmte sie. „Erzählen Sie mir etwas von Ihrem Werdegang! Wie viele Semester muß man hier studieren, um so großartig richten zu können? An welcher Hochschule waren Sie? Bei welchem Professor?“ Frau Samain antwortete gelassen: „Die Juristerei habe ich in acht Monaten erlernt, auf einer Richterschule. Was man sonst noch zum Richten braucht, über den Formelkram hinaus, hat mich das Leben gelehrt. Und meine Partei.“

Frau Samain ist Sozialistin. Ihr ganzes Leben hat sie den Zielen geweiht, die allein ihr erstrebenswert schienen: dem Kampf gegen jegliche Unterdrückung, dem Ringen um die Menschwerdung des Menschen. Es war 1918 oder 1919, als sie zum erstenmal mit den Ideen des Kommunismus in Be-

rührung kam. Sie war damals als Hausgehilfin bei einer sozialdemokratischen Familie tätig. Bei einer Geburtstagsfeier, in vorgerückter Stunde, fielen unflätige Worte gegen Rosa Luxemburg. Das kleine Dienstmädchen hatte noch nie Rosas Namen gehört, aber die Schmähungen eines Menschen, der sich nicht verteidigen konnte, empörten sie, und sie ergriff leidenschaftlich Partei für die Abwesende. Wenige Tage später erhielt sie von Rosa Luxemburg einen in warmherzigen Worten gehaltenen Dankesbrief; einer der Anwesenden mußte ihr den Vorfall auf der Geburtstagsfeier geschildert haben. Bald darauf wurde Rosa ermordet. Und jetzt erst begann sich das Dienstmädchen Samain dafür zu interessieren, für welche Ziele ihre große Freundin gestorben war, deren Brief sie von jetzt an hütete wie ein Heiligtum. So wurde sie Kommunistin.

Ihr Leben, an der Seite eines einfachen Mannes, der in der Zeit der Wirtschaftskrise kaum die Margarine aufs Brot zu verdienen vermochte, war das einer hart arbeitenden Proletarierfrau. Viele Jahre lang scheuerte sie die Treppen in einem Bürgerhaus des Berliner Westens. Dann arbeitete sie als Servierer, als Köchin; schließlich nahm sie wieder eine Hauswartstelle. „Unsere Ehe war trotzdem sehr glücklich“, sagt Frau Samain. „Ja, wir haben uns auch gestritten. Wir waren beide temperamentvoll, und wir waren durchaus nicht immer einer Meinung. Aber nie sind wir unausgesöhnt eingeschlafen. Man wußte ja nicht, ob man die Nacht überleben würde...“

Als der Mann von der Ostfront nicht zurückkehrte, übersiedelte Frau Samain aufs Land. Sie hatte Juden in ihrer Wohnung Unterschlupf gewährt – jetzt war es für sie an der Zeit, unterzuschlüpfen. Sie verdingte sich als Magd. „Es war meine härteste Zeit“, sagt sie jetzt in der Erinnerung. „Man schanzte mir die schwersten Arbeiten zu. Aber ich hatte mir das Ziel gesetzt, durchzuhalten. Und ich schaffte es. Ich habe den Krieg überlebt.“

In der kleinen Gemeinde Carlsdorf bei Luckau wählte man sie nach dem Zusammenbruch zum Bürgermeister. Jeder hatte die kleine zähe Frau mit den grauen Haaren schätzengelernt, die nicht zimperlich war wie andere Städter, die sich vor keiner Arbeit drückte, die auf jede Frage, ob sie dieses oder jenes übernehmen könne, zur Antwort gegeben hatte: „Ja, das kann ich.“ Jetzt lernte sie sogar regieren, mit eisernem Besen Ordnung schaffen – zunächst in ihrer kleinen Gemeinde. Einer Bäuerin, die sie mit einer großen Schlackwurst bestechen wollte, entgegnete sie ruhig: „Du behältst die Wurst, und ich behalte meinen Kunstdünger. Denn darum kommst du doch.“ Und einem sowjetischen Genossen, der sie zu einem Erholungsurlaub in der Sowjetunion überreden wollte, gab sie zur Antwort: „So lange Deutschland hungert, will ich gleichfalls hungern.“ Der sowjetische Offizier erzählte später oft mit großer Ehrerbietung, daß er nach dem Kriege in Deutschland einen wahrhaften Kommunisten getroffen habe: die Bürgermeisterin von

Carlsdorf. Frau Samain lebte zu jener Zeit, als er das erzählte, längst nicht mehr in Carlsdorf. Sie war dem Ruf der Partei gefolgt und besuchte in Potsdam die Richterschule. –

Frau Samain ist heute über Sechzig. Seit zehn Jahren wirkt sie am Berliner Jugendgericht. Sie hat es nicht leicht gehabt zu Anfang. Auch an der Richterschule gab es – neunzehnhundertsechszvierzig – noch Übergangerscheinungen, die es zu bekämpfen galt. So wurde nach den alten bürgerlichen Begriffen Latein gelehrt. „Richter und Rechtsanwalt müssen sich verständigen können, ohne daß das Publikum sie versteht“, sagte der alte Lehrer, der vom Neuen in der Justiz noch nichts begriffen hatte. Um so mehr begriff Elisabeth Samain. „Mein ganzes Leben lang bemühe ich mich, von den Menschen verstanden zu werden“, erwiderte sie flammend, „und jetzt soll ich eine Sprache lernen, damit man mich nicht versteht?“ Sie hat inzwischen Latein gelernt, aber sie benutzt es nicht als Geheimsprache zwischen Berufskollegen. Sie spricht, was sie zu sagen hat, klar und offen aus. Sie liebt ihren Beruf. „Dennoch werde ich bald umsatteln müssen“, meint sie lächelnd. „Die Jugendkriminalität geht zurück, wir haben bald nichts mehr zu tun. All das Verworrene der Nachkriegsjahre haben wir glücklicherweise überwunden . . .“

Wir sitzen in ihrer gemütlichen Wohnung am Teetisch, als sie dies sagt, und sie nickt dabei einem jungen Menschen zu, der am Schreibtisch über seinen Büchern sitzt. Heinz, so wollen wir ihn nennen, ist Student der Humboldt-Universität. In Kürze wird er sein Examen ablegen. Es ist fast auf den Tag zehn Jahre her, da war Heinz noch ein berühmter Bandenführer, schob mit Buntmetallen, kam vor das Jugendgericht. In Frau Samain fand er eine Richterin, zu der er Zutrauen faßte. Sie nahm sich des Jungen an, entzog ihn dem schädlichen Einfluß der Mutter, nahm ihn schließlich bei sich auf. „Wir haben nächtelang miteinander diskutiert“, erzählt Frau Samain. „Ich hab um den Jungen gerungen. Manchmal wollte ich verzweifeln. Aber ich glaube, jetzt ist er auf dem Wege, ein Mensch zu werden.“

Frau Samain hat auch andere Jugendliche – frühere Angeklagte – vorübergehend aufgenommen. In ihrer Wohnung ist immer Leben, und ihr Tagewerk ist nicht abgeschlossen, wenn sie das Gerichtsgebäude verläßt. Nicht alle haben ihr die Fürsorge so gut vergolten wie Heinz. Aber diese Frau ist in ihrem Optimismus unerschütterlich. „Was ist unsere Jugend wert?“ fragte sie kürzlich die Schüler einer achten Klasse, die der Verhandlung gegen einige auf Abwege geratene Jugendliche beigewohnt hatten. Ein Junge äußerte zaghaft, es gebe doch auch Vernünftige – worauf sie temperamentvoll erwiderte: „Unsere Jugend ist prächtig, mein Junge. Sieh dich doch um!“

WIR STELLEN VOR

Darüber streitet heute niemand mehr, daß in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat eine junge Schriftsteller-Generation heranwächst und wirkt, die für die gute Sache der werdenden sozialistischen Nationalliteratur gerade steht. Aber bemühen wir uns mit dem gebotenen Ernst über die beifällige Anerkennung der Sachlage hinaus um echte Anteilnahme? Wie diese Schriftsteller wurden und woher sie kamen – wissen wir das? Überdenken wir, wohin wohl ihr weiterer Weg gehen wird?

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir Lektoren als Nächstbeteiligte nicht Kritiker sozusagen in eigener Sache sein können. Wir sind „befangen“. Wir haben uns aus diesem oder jenem Grunde entschlossen, Werken der Vorzustellenden zum Druck zu verhelfen. Wir sind also auf Positives festgelegt und können nicht wieder zurück in unparteiische Neutralität. Deshalb erdreisten wir uns nicht, der zünftigen Literaturkritik vorzugreifen. Ja, wir hoffen sehr, daß gerade auf diese Vorstellung hin die kritische Auseinandersetzung mit jenen jungen Erzählern und Lyrikern vielfältig und vielerorts entbrennt – durchaus zu deren Vorteil, auch wenn es dabei hart auf hart gehen sollte.

In dieser ersten und kleinen Auswahl sind sowohl Schriftsteller vertreten, von denen – meist seit Bitterfeld – bereits eigene Werke vorliegen, als auch solche, deren Erstlinge jetzt im Druck sind. Die Mehrzahl gehört den Jahrgängen an, die entweder noch selbst die Uniform der faschistischen Wehrmacht angezogen bekamen oder als Jugendliche die Niederlage des Faschismus erschüttert erlebten. Wie sie aus der Verwirrung herausfanden und meist nach Qualen und Zweifeln zur Bejahung des Neubeginns kamen, das spricht fast stets aus den ersten Veröffentlichungen. Aber daneben stehen auch schon Erzählungen, in denen die unmittelbare Gegenwart gestaltet wird. Keiner ist darunter, der ins Unverbindliche ausweicht. Alle gelangen zu einer das Jetzt und Hier bejahenden Position. Kaum einer schließlich, in dessen Leben und Werk das Verhältnis zur Arbeiterklasse und zu ihrer Partei nicht als grundsätzliche Frage auftaucht.

In diesem Sinne möchte unsere erste Auswahl programmatisch bewertet sein: In dieser Richtung gedenken wir weiterzuarbeiten.

Lektorat des Mitteldeutschen Verlages, Halle

Werner Bräunig

Den Teilnehmern der Bitterfelder Konferenz lag der Brief eines bis dahin nur wenig bekannten jungen Schriftstellers vor, mit der inzwischen zur allgemeinen Parole gewordenen Überschrift „Greif zur Feder, Kumpel!“ Der Briefschreiber war Werner Bräunig, und er hat in diesem Brief u. a. folgendes gesagt: „Schreiben ist wie Bergmannsarbeit. Tief in die Stollen des Lebens eindringen muß der Schriftsteller; im geringsten Querschlag schürfen und dabei das Ganze nicht aus dem Auge verlieren, zutage fördern, was verborgen keimt. Der sozialistische Schriftsteller ist seinem Volk, seiner Zeit, ist dem Leben verantwortlich – und Verantwortung ist kein leichtes Gepäck. Weil es aber, wie Maxim Gorki sagte, noch nie einen Leser auf der Welt gab, der das Recht auf Liebe und Achtung so sehr verdient hätte wie *unser* Leser, weil die höchste Forderung an den Schriftsteller lautet, das Leben, die Arbeit und die Menschen zu lieben – eben deshalb ist das Schreiben eine schöne, zutiefst menschliche Aufgabe.“

Diese Worte hat Bräunig in seinen eigenen Arbeiten wahr gemacht, und auch seine persönliche Entwicklung stimmt mit alldem überein. Er wurde 1934 im damaligen Chemnitz geboren; aus Konflikten im Elternhaus ergab sich die Notwendigkeit der Heimerziehung. Aus der Volksschule entlassen, lernte er Schlosser, arbeitete als Monteur; er erzählt aus dieser Zeit, daß er dem Typ des Halbstarken damals sehr nahegekommen sei und daß er den schwarzen Markt mitbevölkerte. Von da aus war es nicht weit bis zum „Abhauen“ nach dem Westen 1951/52. Dort hat er sich als Gleisbauer, Handlanger auf Rummelplätzen durchgeschlagen – die Besinnung kam rasch. 1952 ist er wieder in unserer Republik. Es setzt ein ernsthaftes Mitarbeiten im sozialistischen Aufbau ein, und zwar an den Brennpunkten: im Steinkohlenwerk „Karl Liebknecht“ in Oelsnitz, in der Wismut, im Braunkohlenwerk Deutzen. Nach 1954 ist für ihn die Entscheidung gefallen: Er tritt in die Freie Deutsche Jugend ein. Nach einer Zwischenperiode von 1955 bis 1957, in der er die Gewerkschaftsschule besucht und bereits als Volkskorrespondent für die Presse schreibt, wird er Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Entscheidend wird die Delegierung zum Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig. Bald erscheinen nun auch erste Reportagen, Skizzen, Gedichte und Erzählungen in der Tagespresse und in Fachzeitschriften. Einer breiteren Öffentlichkeit wird er bekannt mit der novellistischen Erzählung „Waffenbrüder“ (1959), in Heft 2/59 der NDL vorabgedruckt; das ist ein Versuch, in konzentrierter Zuspitzung einen Stoff aus dem Bereich des Militarismus spannungsvoll zu behandeln. – Eigentliches Anliegen aller inzwischen erschienenen Arbeiten von Bräunig aber sind die menschlichen Probleme der Übergangszeit, die Konflikte beim Aufbau des Sozialismus. Insbesondere sein 1960 erschienener Erzählungsband „In diesem Sommer“ ist dafür Zeugnis. 1961 sollen die besten Gedichte der letzten Jahre in einer Anthologie veröffentlicht werden.

Werner Bräunig hat von seinem Werdegang in dem genannten Erzählungsband (Abschnitt „Vom I. Schritt“) sehr selbstkritisch erzählt. Vieles scheint uns davon symptomatisch für die Situation junger Schriftsteller; deshalb lassen wir ihn abschließend selbst sprechen:

„Es war kurz bevor ich von der Kohle ins Wismutgebiet übersiedelte. Ich hatte, ermutigt durch einen Volkskorrespondenten der ‚Freien Presse‘ in Zwickau, einen ‚Leserbrief‘ geschrieben. Dann begann ich kleine Geschichten zu schreiben. Einige zeigte ich meinen Kumpeln und unterhielt mich mit ihnen darüber. Eines Tages kam ein Mann zu mir, der die Geschichten sehen wollte – er hatte durch meinen Hauc davon erfahren. Der Mann war Rudolf Fischer – sein Roman ‚Martin Hoop IV‘ war gerade erschienen. Er kritisierte, lobte, gab Hinweise, kurz und gut: er ermutigte mich, weiterzuschreiben. Als ich nach Schneeberg zog, wurde ich Volkskorrespondent der ‚Volksstimme‘ Karl-Marx-Stadt. Angeregt durch Olaf Badstübner begann ich, Reportagen zu schreiben. Die Partei wurde mein literarischer Lehrmeister . . .

Ja, wo wäre ich wohl hingekommen ohne die Partei, ohne all die Genossen, die mir halfen. Das war kein ‚Parteimäzenatentum‘, wie das in westlichen Literaturgazetten mit Vorliebe genannt wurde, hier war ein echter gesellschaftlicher Auftrag unter gesellschaftlicher Kontrolle. Sollen die Menschen, die mir ermöglichen, dem schönsten Beruf nachzugehen, den ich mir vorstellen kann, sollen diese Menschen nicht das Recht haben, mich zu kontrollieren und zu kritisieren? Die Partei holte mich aus dem Betrieb und schickte mich in eine landwirtschaftliche Genossenschaft; Auftrag: Schreib! Sie lehrte mich, komplizierte Zusammenhänge zu verstehen, sie lehrte mich, daß die Veränderung der Welt mit der eigenen Veränderung beginnen muß, sie machte mir klar, daß die Literatur farblos sein muß, wenn der Mensch farblos ist – ja, sie erzeugte in mir einen tiefen Haß gegen alles Schlechte, alles Faulende, gegen die Ausbeutung und die

Unterdrückung, aber sie legte auch den fruchtbaren Keim einer großen Liebe zum Menschen und zur Zukunft. Die Partei lehrte mich, richtige Träume zu träumen...

Oft werde ich auf Lesungen nach literarischen Vorbildern gefragt. Und manchmal habe ich das Gefühl, daß bei dem Fragesteller eine kleine Unzufriedenheit zurückbleibt, wenn ich nicht kategorisch einen ganz Großen der Weltliteratur nenne. Nein, ein Vorbild im eigentlichen Sinne des Wortes habe ich nicht. Aber es gibt eine ganze Reihe Bücher, die ich sehr liebe, zu denen ich wieder und wieder greife, aus denen ich gelernt habe. Gorki, Scholochow, Balzac und Andersen Nexö, in der deutschen Literatur Georg Weerth, Scharer, Hans Marchwitza und Becher; der tschechische Dichter Jiri Wolker; Garcia Lorca, Nazim Hikmet, Julius Fučík. Einer aber ist dennoch vor allen anderen zu nennen. Die Literaturkritik nennt ihn oft im Schatten von Namen, die in aller Munde sind – ein wenig verschämt, scheint mir. Er war mein größtes literarisches Erlebnis; einer der wunderbarsten Menschen unseres Jahrhunderts – Louis FURNBERG. Durch ihn fand ich zur Musik und zur bildenden Kunst, er lehrte mich, in Rilkes Opiatversen den großen Sprachbeherrscher zu finden, ihm und F. C. Weiskopf verdanke ich das fruchtbare Verhältnis zur tschechischen Literatur. In seiner letzten, von Kuba vollendeten Dichtung fand ich Antwort auf brennende Fragen; seine Antworten waren es, die mir den Kopf klarmachten.“

Walter Werner

Louis FURNBERG hat vor Jahren einem damals völlig unbekannten jungen Lyriker die verheißungsvolle Bemerkung mit auf den Weg gegeben, er glaube, daß in ihm einmal die deutsche sozialistische Poesie einen neuen Dichter haben werde. Das war eine kühne Prognose. Würde sie auf den jungen Menschen anspornend und lenkend wirken oder würde er der Bürde einer solchen Verpflichtung erliegen?

Dieser junge Dichter war Walter Werner. Geboren 1922 als Sohn einer Landarbeiterin, erlernte er den Malerberuf und lebte in bescheidensten Verhältnissen. Er hat selbst einmal gesagt, daß der Soldatenmantel, den man ihm dann im faschistischen Krieg umhängte, sein erster Mantel überhaupt gewesen sei. Nach 1945 hat er sofort tatkräftig zugepackt. Er war mit dabei, als die Bauern zu neuer Tatkraft aufgerufen werden mußten, er überwachte Getreide- und Viehablieferungen in den Dörfern. Er arbeitete in volkseigenen Gütern, und er schrieb gleichzeitig auch schon für Wandzeitungen und für die Tagespresse. Er kam dann auf weiterbildende Schulen und eignete sich gute gesellschaftliche Grundkenntnisse an. Als er bei Veröffentlichung seines ersten Gedichtbandes „Licht in der Nacht“ mit Louis FURNBERG bekannt geworden war, nahm er auf, was der gereifte Dichter ihn lehren konnte, und die mit FURNBERGs Worten ihm zugewiesene Verantwortung wurde von ihm ernst genommen. Seine Begegnung war erkannt, er kam auf das Literaturinstitut „Johannes R. Becher“. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Untermaßfeld bei Meiningen, sehr tätig in der kulturellen Arbeit, seinerseits nun an schriftstellerische Neulinge weitergebend, was er sich an Erfahrung und Können in den letzten Jahren erarbeitete.

Nach jener ersten Lyriksammlung erschienen von ihm „Dem Echo nach“ (1958), „Bewegte Landschaft“ (1959) und dann das Poem, das ihn auch weiteren Kreisen nähergebracht hat, „Sichtbar wird der Mensch“ (1960). Dieses Poem ist auch gleichzeitig die Widerspiegelung des gesamten Entwicklungsprozesses, den er durchlebt hat. Wir können darin ablesen, wie das Erlebnis eines Arbeiters war, der mit unserem Staate wuchs und diesen Staat selbst mit aufbaute. Aber das Entscheidende dabei ist, daß Walter Werner sich durchrang von dem individuellen Erlebnis der Zeit zur gewichtigen Verallgemeinerung. In seiner heutigen Lyrik werden die schöpferischen Elemente der

Arbeiterklasse sichtbar. Dabei bleibt unverkennbar die thüringische Herkunft. Mit liedhaften Versen hatte Walter Werner begonnen, nicht viel anders, wie sie in manchen Liedern des Thüringer Waldes erklingen und wie sie allzuoft zu billigem Klischee geworden sind. Bei Walter Werner bekommt diese von der Heimat und ihrer Geschichte her bestimmte Lyrik ein neues Gesicht, sie wird emporgehoben, tatsächlich zur nationalen Poesie. Unechte Gefühle, wie sie gewiß in einigen seiner ersten Gedichte aus schlechter Tradition heraus noch zu finden waren, werden abgetan. Es geht um die innere Bewegung, nicht um überkommene allgemeine Gefühlsäußerungen. Werner bemüht sich um eine eigene Sprach- und Gefühlswelt und fordert die ganze Aufmerksamkeit des Lesers. Der Umkreis seiner Dichtung ist sehr groß. Über das persönliche Erleben, insbesondere der Kindheit, hinaus, besingt er unsere Heimatstädte, findet er schlichte und echte Verse über befreundete Länder.

Das Kriegserlebnis, das auch bei Walter Werner im Hintergrund steht, ist bewältigt. Und so hilft seine Lyrik entscheidend mit zu einer neuen Erkenntnis der nationalen Werte unseres Volkes. Es ist kein Zufall, daß er sich für seine nächsten Arbeiten insbesondere die nationale Frage vorgenommen hat: Ihn, der an der Grenze unserer Republik lebt, beschäftigt dieses Problem unmittelbar.

Erik Neutsch

Unter den Einsendungen zum Chemiepreisausschreiben von 1959 fiel der Jury eine „Regengeschichte“ auf. Sie fand einhelligen Beifall, und sie wurde bald danach – in der NDL Heft 1/60 vorabgedruckt – als Treffpunkt-Heft weithin bekannt. Der Verfasser war ein junger Arbeiterjournalist: Erik Neutsch.

Man kann Erik Neutsch mit einiger Sicherheit sonntags am Tribüneneingang des Stations treffen, wenn der Favorit der Hallenser Fußballanhänger, Chemie, eines seiner Punktspiele hat. Und es ist hundert zu eins zu wetten, daß man ihn in den Tagen, da jährlich die Friedensfahrt abrollt, am Fernsehschirm zu Hause findet. Fragt man den Redakteur der „Freiheit“ nach seinem nächsten literarischen Anliegen, so wird er uns begeistert von einem Plan erzählen, der in romanhafter Form die Friedensfahrt und hier wieder den Sieg des sozialistischen Kollektivgeistes im Sport behandeln soll.

Einstweilen hindern ihn daran aber noch andere Verpflichtungen. Vor Jahresfrist, gerade zur Bitterfelder Konferenz, arbeitete er in einem Produktionsbetrieb, und zwar, für einen Hallenser das Nächstliegende, im EKB Bitterfeld. Er schloß herzliche Freundschaft mit den Kumpeln und steckte seine Nase in die urreigensten Angelegenheiten der dortigen Brigade. Das Ergebnis: die „Regengeschichte“, die die Entstehung einer sozialistischen Brigade zur Vorlage hat. Erik Neutsch wurde Mitglied jener Gemeinschaft im Chlorbetrieb, die in diesem Jahr den Ehrentitel „Brigade der sozialistischen Arbeit“ erhielt.

Oft fand man ihn im Kreise der Bitterfelder. Sie diskutierten mit ihm die „Regengeschichte“, gaben ihm Ratschläge und Hinweise, und Erik Neutsch seinerseits revanchierte sich, indem er die Arbeiter aufforderte, selbst zur Feder zu greifen, und indem er ihnen dabei half. Sein Dank aber besteht auch darin, daß er sich in der Freizeit hinsetzte und einen Zyklus in Angriff nahm, der sich „Bitterfelder Geschichten“ nennt und dessen erster Beitrag eben jene „Regengeschichte“ ist. „Ich will“, so sagt er dazu, „in diesen Geschichten das neue moralische Antlitz unserer Werktätigen festhalten, den neuen sozialistischen Menschen.“

Erik Neutsch ist Arbeiterkind. Sein Vater, Former, war 1918 Mitglied des Arbeiter- und Soldaten-Rates und politisch als linker Sozialdemokrat aktiv, so wie die ganze Familie klassenbewußt organisiert war. Des Vaters antifaschistischer Einfluß wirkte inten-

siv bis zu dessen frühem Tod 1943. Danach gab es Schwankungen, als der Junge, auf sich allein gestellt, die Verlockungen der Hitler-Jugend nicht sogleich durchschaute. Aber des Vaters proletarische Vergangenheit wirkte über den Tod hinaus: man lehnte Eriks Aufnahme in eine prononcierte Nazischule ab und „erlaubte“ nur Mittelschulbildung. Aus der Verwirrung, in die den Führungslosen der Zusammenbruch des Hitlerregimes stürzte, führt ihn ein sowjetischer Kommandant heraus. Und der Junge findet zu seiner Klasse zurück. Er wird auf die Oberschule geschickt. Von den etwa 300 Oberschülern ist er das einzige Arbeiterkind. Er hat es sehr schwer gegenüber den alten Lehrern, die aber bald abgelöst werden. Der Junge ist sehr ehrgeizig. Er wird einer der besten Schüler der Klasse, beteiligt sich am Laienspielzirkel. Er tritt in die FDJ ein, wird Schulgruppensekretär; 1949 Eintritt in die Partei. Neutsch bewirbt sich an der Theater-schule in Weimar, wird angenommen, aber er entschließt sich dann für das Studium Gesellschaftswissenschaft in Leipzig, Richtung Kulturpolitik, und wird 1953 Redakteur der „Freiheit“. Als Reporter ist er ab 1958 an der Einführung neuer Arbeitsmethoden in einigen Betrieben beteiligt.

In diesen Jahren beginnt er seinen ersten Roman, der nie gedruckt wurde und auch des Druckes nicht wert war. Beachtung finden aber neue Gedichte und kleinere Erzählungen. Seinen ersten Versuchen, besonders dem Roman, merkte man die mangelnde Lebenserfahrung an. Aber in dem Maße, wie er sich selbst dem Leben zuwendet, gewinnen auch seine literarischen Versuche an Gewicht.

Kurt Steiniger

Auch Kurt Steiniger gehört zu der Generation junger Schriftsteller, deren bewußtes gesellschaftliches Denken am Ende des faschistischen Krieges einsetzte. Er wurde 1928 geboren in Langugest bei Most (Brüx) als Sohn eines Mittelbauern. Da er in der Landwirtschaft groß geworden war, arbeitete er – noch am Ende des Krieges Soldat geworden und in Gefangenschaft geraten – bei einem westdeutschen Großbauern. Als er 1948 seine Eltern in Thüringen wiederfindet, siedelte er dahin über. Er wurde Erziehungshelfer auf einem Werkhof für schwererziehbare Jugendliche und später, nach Spezialausbildung, landwirtschaftlicher Berufsschullehrer. Die weitere Entwicklung ist gekennzeichnet durch Redaktionstätigkeit beim „Volk“ und durch seine Ernennung zum Instrukteur in der Bezirksleitung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Erfurt. Er war dann drei Jahre Student des Literaturinstitutes „Johannes R. Becher“ und lebt heute in Erfurt.

Steiniger hat schon Verse geschrieben, als er noch Landarbeiter war. Er schrieb weiter als Lehrer und als Zeitungsredakteur und konnte 1956 seinen ersten Gedichtband „Jahr ohne Ende“ veröffentlichen. Er suchte, entschlossen für den sozialistischen Aufbau eintretend, die Verbindung zur Betriebspraxis und fand sie im Kaliwerk „Thomas Münzer“ in Bischoferode. Weitere Veröffentlichungen kamen hinzu – „Abenteurer in Gugendorf“ (1959), „Die Herrin“ (1959) – s. NDL Heft 11/59 –, „Es öffnet sich der Kreis“ (1959).

Die Erzählung „Die Herrin“ hat durch die Eigenwilligkeit der Behandlung des Konflikts einiges Aufsehen erregt, mancherlei Kritik, aber auch viel Anerkennung erfahren. Ausgehend von seinen eigenen Erlebnissen auf dem katholischen Eichsfeld, hat Steiniger den Werdegang einer herrischen Bäuerin geschildert, die nach hartem Streit mit sich selbst und ihrem Sohn doch eines Tages in die LPG eintritt. Das Erstaunliche an der Entwicklung ist, daß diese selbe Frau nach einiger Zeit stark genug ist, den eigenen Sohn, der die Republik verraten will, zum Bleiben zu bewegen und ihm mit Hilfe der Nachbarn und Freunde wieder Boden unter den Füßen zu geben. – Steiniger hat diese

Geschichte nicht einfach erzählt, sondern sich als Autor eingeschaltet. Dadurch setzt er den Leser besser ins Einvernehmen und hilft, das Bewußtsein des Lesers zu verändern. Die Geschichte wird in gewisser Weise als ein Gleichnis empfunden; die einstige „Herrin“ wird zu einer wirklichen Herrin ihres Lebens, dringt zur echten Freiheit vor, und so hat Steiniger ein Stück unserer Wirklichkeit, ein Stück Gesetzmäßigkeit unserer Entwicklung gestaltet.

In seiner bisher reifsten Gedichtsammlung „Es öffnet sich der Kreis“ steht der Sonett-Zyklus um das Schicksal einer Jüdin während der faschistischen Barbarei im Mittelpunkt – ein erschütterndes Dokument. Steinigers Klage verbleibt nicht bei einem bequemen Mitleid, sondern er dringt vor zur Anklage, zu Forderungen, sucht nach Wegen, die eine Wiederholung solchen Grauens verhindern können. Steiniger bezeichnet seine Lyrik auch als „alltägliche Gedichte“, aber diese Poesie ist alles andere als durchschnittlich.

Steiniger arbeitet seit einiger Zeit an einem groß angelegten Entwicklungsroman, der Menschen unserer Tage in ihren Konflikten gestalten wird; es wird ein Roman der unmittelbarsten Gegenwart.

Klaus Steinhaußen

Der 1931 in Meißen geborene Klaus Steinhaußen ist Schüler des Literaturinstituts „Johannes R. Becher“. Es ist noch nicht so lange her, daß er die Schulbank drückte, sie als Jungingenieur verließ und sich einige Jahre in den Zentren des sozialistischen Aufbaus den Wind um die Nase wehen ließ.

Der Entschluß, noch einmal für einige Jahre Lernender zu sein, mag ihm nicht leichtgefallen sein. Als er sich vor fast einem Jahrzehnt als ABF-Absolvent für seinen künftigen Beruf entscheiden mußte, folgte er nicht seinen Neigungen zur Kunst und Literatur, sondern wandte sich den exakten Wissenschaften zu. Diese Entscheidung ist typisch für den jungen Klaus Steinhaußen, er wählt den für ihn schwereren Weg, der ihn zwingt zu büffeln und sich zu disziplinieren.

Freilich, seine Neigungen vergißt er darüber nicht: Er arbeitet bei der Wandzeitung mit; die Laienspielgruppe ist sein erster Auftraggeber, Volkskorrespondenzen und Kritiken sind seine ersten „Werke“, die an die breitere Öffentlichkeit kommen. Er lernt und besteht seine Examen, aber in den Nächten sitzt er über seiner ersten größeren Arbeit, einem Studentenroman, den er niemandem zeigt, weil er, wie er sagt, „bestenfalls Rohmaterial für eine künftige Arbeit ist“. Als die Partei zum Bau der „Schwarzen Pumpe“ aufruft, gibt er seine Assistentenstelle an der Technischen Hochschule auf, um seinem Staat zurückzugeben, was er gelernt hat.

Das geschieht in doppelter Hinsicht. Die Bauleute kennen den Ingenieur-Ökonomen, aber abends sitzt er in der Baracke, schreibt Reportagen und Skizzen und hält fest, was er an Menschen und deren Schicksalen kennengelernt hat. Persönliche Erlebnisse und der Wunsch, einem der heikelsten Probleme zu Leibe zu rücken, veranlassen ihn, eine größere Erzählung in Angriff zu nehmen. Mit knappen Worten weiß er ein eindrucksvolles Bild der Baustelle zu geben, echt die Atmosphäre, echt die dargestellten Menschen der von ihm geschilderten Brigade, die großartige Leistungen vollbringt, aber noch zu wenig zu einer wirklichen Gemeinschaft zusammengewachsen ist. Hilfe kommt ihr von einem Außenseiter, der die Republik verließ, zu ihr zurückfand und mit dem Bericht seiner Erlebnisse dazu beiträgt, die Brigade fester zusammenzufügen. Diese Erzählung „Der Rückkehrer“ – s. NDL Heft 2/60 – ist nicht einfach eine Talentprobe, sie ist schon ein gültiges Zeugnis unserer jungen Literatur.

Klaus Steinhaußen hat diese Erzählung oft umgearbeitet und daran gefeilt. Die

ersten Niederschriften diskutierte er mit den Kumpeln der Baustelle und mit westdeutschen Bergarbeitern. Lange Korrespondenzen gibt es zwischen ihm und den Kumpeln im Saargebiet. Diese Arbeiter sind auch seine Lektoren bei der zweiten Fassung. Schließlich bekamen die Verlagslektoren und die Schriftstellerkollegen das Manuskript. Klaus Steinhausen erweist sich als ein hartnäckiger Verteidiger seines Kindes, aber er verschließt sich nie der größeren Erfahrung der anderen. Eine neue Fassung entsteht. Seine Hartnäckigkeit, seine Disziplin, die vielen schlaflosen Nächte haben sich gelohnt. Im Literatur-Preisausschreiben der großen Chemiewerke erhält er einen Preis, die Geschichte erscheint in der Presse und in der Reihe „Treffpunkt heute“ und wird von der Kritik und den Lesern gut aufgenommen.

Während der Beschäftigung mit den Konzeptionen einer größeren Arbeit erreichte ihn die Aufforderung und Auszeichnung des Deutschen Schriftstellerverbandes, in Leipzig am Literaturinstitut zu studieren.

Günter Büttner

Es war vor etwa zwei Jahren, als der neu in die Arbeitsgemeinschaft aufgenommene Günter Büttner zum ersten Male in Karl-Marx-Stadt mit einer eigenen Arbeit hervortrat und daraus zu lesen begann. Auf etwa 25 Seiten hatte der allen bisher unbekannte Autor einige Kindheitserinnerungen niedergeschrieben, Streiche, Auseinandersetzungen eines Jungen mit einem groben, tyrannischen Vater. Das Ganze war unausgegoren und eignete sich keineswegs für eine Veröffentlichung. Dennoch zeigten sich beachtliche Spuren eines ursprünglichen, naiven Erzählertalentes, Fähigkeiten für eine anschauliche Wiedergabe dörflichen Milieus und die Gabe, durch satirische Überhöhung gesellschaftliche Zusammenhänge sichtbar werden zu lassen. Nach ausführlicher Diskussion mit dem Lektorat entstand in etwa anderthalbjähriger Arbeit schließlich daraus der Roman „Der Eiserne von Klosterberge“.

Günter Büttner hat keine einfache Jugend hinter sich. 1927 als Sohn eines Schwerkriegsbeschädigten und einer Landarbeiterin in Olvenstedt bei Magdeburg geboren, mußte er mit sechzehn Jahren Soldat werden. Nach Rückkehr aus der Gefangenschaft packte er ungesäumt zu, wo es not tat, zunächst als Gleisbauer bei der Deutschen Reichsbahn. Von 1947 an konnte er sich beruflich ausbilden und bestand nach zweieinhalb Jahren die Facharbeiterprüfung als Rundfunkmechaniker. 1950 aber meldete er sich zur Volkspolizei und bekam dort Gelegenheit zur fachlichen Weiterbildung. Praktische Arbeit – 1954 im Funkwerk Erfurt und 1955–1958 als Schichtleiter beim Rundfunksender Karl-Marx-Stadt – schuf die Voraussetzungen, daß der Lerneifrige nach zweijährigem Lehrgang eine Sonderprüfung in Funksendetechnik ablegen konnte. Danach berief ihn die SDAG Wismut 1958 an das Forschungsinstitut Grüna.

Aus diesem Erleben, vor allem der Jugendjahre, sind im „Eisernen“ zahlreiche autobiographische Züge verarbeitet worden. Erzählt wird die Geschichte einer Freundschaft zwischen zwei Jungen in den Jahren 1938–1945. Der Junge Ralf Karsten hat es in diesen Jahren nicht leicht, zu einem anständigen Menschen zu werden. Sein Vater, Kriegsinvalid und Rentempfänger, ist ein grober Haustyrann, unter dem Mutter und Sohn unsäglich zu leiden haben. Gustav Karsten wird wegen dieser Eigenschaften im Dorf „der Eiserne“ genannt. Er erliegt den Faschisten mehr und mehr, wird schuldig am Tode seiner Frau und schließlich sogar zum Spitzel, der den Vater von Ralfs Freund den Faschisten ausliefert. Aber die Freundschaft zwischen Ralf Karsten und Horst Franke hält auch dieser Belastungsprobe stand. Ralf Karsten hat sich unter dem Einfluß seines Freundes und dessen Vater bereits von der Haltung seines eigenen Vaters völlig abgewandt, und als der alte Karsten schließlich seinen Sohn als „Kriegsfrei-

willigen“ meldet, geht sein Freund mit ihm, einmal, um die Mutter vor den Nachstellungen der Faschisten zu schützen, und zum anderen, um seinem Freund Beistand und Stütze zu sein. Während der letzten Kriegsergebnisse kommt der Freund um, aber Ralf Karsten hat, zurückgekehrt aus dem Kriege, genügend Kraft, sich dem Aufbau zu widmen.

Büttner hat in seinem Erstling den Stoff gefunden, der seinen bisherigen Möglichkeiten am besten entgegenkam. Die Schwierigkeiten für ihn liegen im Augenblick darin, daß er zu Verallgemeinerungen gelangen muß, die sich auch aus dem ergeben, was Büttners Lebens- und Erfahrungsbereich zur Zeit noch fernliegt. Er muß erkennen, daß zum Beispiel seine Darstellungsweise kaum geeignet ist, einen Stoff aus den Jahren nach 1945 zu gestalten. Es wird darauf ankommen, Büttners Erfahrungsbereich zu erweitern und ihn zu Stoffen zu führen, die über den autobiographischen Bereich hinausweisen. Das wird zur Zeit versucht mit der Arbeit an einer Erzählung aus dem Leben der Volkspolizei, in der das Autobiographische weitestgehend zu Gunsten einer die gesellschaftlichen Zusammenhänge richtig erfassenden Verallgemeinerung zurückgedrängt wird.

Karlheinz Oplustil

Junge Autoren neigen sehr oft dazu, das Eindringen in die Psychologie ihrer Helden für eine mehr oder weniger zweitrangige Frage zu halten. Bei Karlheinz Oplustil ist dies keineswegs der Fall. „Der Umweg“, sein erstes Manuskript, das nach vielfachen unverdrossenen Um- und Neubearbeitungen im Jahre 1961 in der kleinen Romanreihe des Mitteldeutschen Verlages erscheinen wird, beweist, daß der Autor es versteht, die unterschiedlichsten Verhaltensweisen seiner literarischen Charaktere mit großem Einfühlungsvermögen darzustellen. Freilich ist es auch Oplustil in seinem Erstling noch nicht gelungen, wesentlich über den Bereich autobiographischer Erlebnisse hinauszugelangen. Was er darstellt, sind seine eigenen bitteren Erfahrungen, die er machen mußte, als er glaubte, private Konflikte nur dadurch lösen zu können, daß er in den Westen Deutschlands ging.

Sehr behutsam und differenziert erzählt Oplustil die Geschichte eines Oberschülers, der auf Grund verschiedenartigster Erlebnisse in einem kleinen thüringischen Städtchen die Republik verläßt und nach Westberlin geht. Der Junge glaubt sich von seinem Stiefvater zu Unrecht bevormundet, von seiner Mutter vernachlässigt und in der Schule zurückgesetzt. Die Neigung zu der jungen, lebenslustigen Susanne, deren Eltern im Westen leben, die aber in der DDR ihr Abitur machen will, wird immer stärker. Von Susannes Reiz gefangen, entgleitet er dem Einfluß des Elternhauses, erliegt er der Wirtschaftswunder-Argumentation. Als er sich eines Tages von Susanne auf tiefste enttäuscht sieht und die westlichen Zeitschriften, die er von ihr erhalten hat, zurückgeben will, als er dabei von einem Lehrer ertappt wird, glaubt er der vermeintlichen Strafe nur entgehen zu können, wenn er sich nach Westberlin absetzt. Und von hier aus hat er seinen bitteren Umweg weiterzugehen. In dem katholischen Heim, in der Baracke eines Hutmakers, auf dem schwarzen Arbeitsmarkt zerbröckeln seine Vorstellungen vom westdeutschen Bundeswunder. Er muß schwer und für wenig Geld arbeiten, und es gelingt ihm nicht, im Wunderland Fuß zu fassen. Der Weg zur Oberschule, zum Abitur, ist ihm versperrt. So kehrt er, um bittere Erfahrungen reicher, zurück.

Es gibt unseres Erachtens nur wenige Darstellungen der westdeutschen Welt durch junge Autoren, die sich mit der von Oplustil nach dem Grade der Direktheit des realistischen Beispiels messen können. Hierin liegt die Stärke seines Erstlings.

Karlheinz Oplustil, Jahrgang 1934, Sohn eines Zahnarztes, kam aus der Tschechoslowakei 1945 nach Wurzbach in Thüringen. Nach dem Oberschulbesuch wurde er 1952 als Student der Musikhochschule Weimar immatrikuliert. Nach zwei Semestern republikflüchtig, kam er bereits Ende 1953 von seinem „Umweg“ zurück und wurde Lehrling in Jena. Er machte die Facharbeiterprüfung als Zahntechniker und ist seit 1958 in der Landambulanz Langewiesen tätig. Daneben aber „griff er zur Feder“.

Wohin Oplustils literarischer Weg einmal führen wird, ist heute noch nicht abzusehen. Was ihn besonders auszeichnet, sind seine Bescheidenheit, sein Lerneifer, sein intensives Arbeiten am Manuskript, sein Ringen um möglichst klare Verdeutlichung gesellschaftlicher Zusammenhänge. Aber auch für ihn wird es darauf ankommen, daß er seinen Erfahrungsbereich wesentlich erweitert.

Reinhard Wenzel

Wenn Reinhard Wenzel seine erste größere Erzählung heute abgeschlossen hat und sie bald zum Druck vorlegen wird, so ist das sicherlich auch eine Folge des Bitterfelder Aufrufs an alle Werktätigen, das gegenwärtige Leben zu gestalten. Reinhard Wenzel gehört zum Jahrgang 1928. Er wurde als Sohn eines Lehrers in Bautzen geboren und streng katholisch erzogen. Wie sehr er der alten Tradition verhaftet war, zeigt, daß er noch 1945 sich freiwillig zur Wehrmacht meldete. Aber sogleich nach seiner Rückkehr erfolgt die Besinnung. Er arbeitet schon von 1945 an im antifaschistischen Jugendausschuß und später in der Freien Deutschen Jugend. Er wird, damals noch Mitglied der CDU, auf die Landesjugendschule Falkenberg delegiert: in der zweiten Hälfte 1946 entschließt er sich zum Eintritt in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands. Er arbeitete in der Freien Deutschen Jugend, besuchte einen Lehrerausbildungs-Kursus und war bis 1950 Grundschullehrer. Dann aber ging er in die Produktion; von 1950 bis 1951 arbeitete er bei der Wismut, bis 1952 im Oelsnitzer Steinkohlenrevier. Von 1952 bis 1957 steht er dann wieder als Lehrer vor der nächsten Generation, 1957 bis 1958 bei der Bau-Union, ist er nun seit 1959 Mitarbeiter am Chemie-Bauprogramm des Bezirkes Halle. Aus der mehrjährigen Tätigkeit auf dem Bau und aus seiner Zugehörigkeit zu Maurerbrigaden heraus ist die erste größere Arbeit „Issi – Geschichte eines Mädchens“ erwachsen. Wenzel erzählt, welche Milieuumstände zur Gefährdung eines Mädchens geführt haben, wie sie über Jugendwerkhof und Jugendbrigade den Weg zur Gemeinschaft findet und wie sie dort in einem Kollektiv von durchaus nicht als Musterknaben geschilderten Bauarbeitern zu einem sauberen Menschen wird, den man dann auch auf die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät delegieren kann.

Der besondere Reiz der Erzählung besteht darin, daß Wenzel das Milieu auf dem Bau mit den Augen eines jungen Journalisten sehen läßt. Dieser Journalist ist wegen eines Fehlers, den er gemacht hat, von seiner Partei in den Betrieb geschickt worden, damit er sich dort bewährt. In der Arbeit verliert er seine abwartende, kontemplative Haltung; es geht so weit, daß er sich bald selbst in das Geschehen um sich herum einmischt und ihm eine nach vorn weisende Richtung zu geben sucht. Auf eine etwas komplizierte und nicht immer unangefochtene Weise schließt er Freundschaft mit Issi, zwingt auch sie zur Handlung, zur Entscheidung, und zwar gerade weil Issi ihm eine schwere Verantwortung aufbürdet, indem sie ihm vertraut.

Dies alles ist von Wenzel durchaus nicht mit grimmiger Schwere erzählt, sondern in einer aufgelockerten Episodenfolge. Eine Menge von wechselnd in Erscheinung tretenden Personen beleben die Geschichte. Das Beste aber bleibt die Milieuzzeichnung, die Zeichnung der ganzen turbulenten, im Grunde aber fruchtbaren erzieherischen Atmosphäre auf einer sozialistischen Großbaustelle. Dabei sind die Beziehungen der

Menschen zueinander durchaus unschematisch, unsentimental gestaltet. Der Leser empfindet: Das ist wirklich erlebt.

Erika Paschke-Fasterding

Zu den jungen Schriftstellerinnen, die sich mit der brennenden Frage, wie sich unsere sozialistischen Brigaden bilden und entwickeln, beschäftigen, gehört Erika Paschke-Fasterding. Aus Dresden stammend, 1930 geboren, hat sie zunächst Buchhalterin gelernt; ab 1957 wurden ihr verschiedene Funktionen in der Freien Deutschen Jugend übertragen, bis sie dann, nach Abbruch eines Studiums an der Schauspielschule Berlin – sie wurde schwer krank – und Tätigkeit beim Konsum in Potsdam, 1955 in die Bezirksredaktion der „Märkischen Volksstimme“ in Potsdam eintrat. Dort hat sie sich journalistisch weitergebildet. Jetzt studiert sie am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“.

Noch in diesem Jahre wird ihre erste größere Arbeit „Martin“ zur Diskussion gestellt werden können, eine Geschichte aus dem täglichen Leben einer Brigade. Der Brigadier Martin, sehr selbstbewußt und ehrgeizig, vergißt, daß nicht er allein die Erfolge seiner Brigade errungen hat, sondern daß das Kollektiv entscheidend war. Er muß nun erleben, daß die Kollegen bewußtseinsmäßig weiter sind als er. Er kann nicht mehr Brigadier sein. Wenn er auch nur in Schwierigkeiten gestürzt wird, wie sie jedem Menschen einmal unterlaufen können – er wird durch einen selbstverschuldeten Unfall belastet –, so fällt doch dieser sicher scheinende Mensch plötzlich aus seiner gewohnten Überheblichkeit heraus. Er muß erleben, daß er sich das Vertrauen zu seinem Mädchen, zu seinem Vater und zur Partei erst wieder durch überzeugende Haltung erringen muß und daß er erst danach neue Achtung erwarten darf.

Die Verfasserin hat es verstanden, diese persönlichen Konflikte mit Fragen der Brigadearbeit zu verbinden und hat versucht, an einem relativ kleinen Geschehen den Zusammenhang zwischen beiden Sphären zu verdeutlichen. Sie erzählt sehr verhalten, insbesondere auch die Geschichte von Martins Liebe zu Brigitte. Neben den beiden steht als eine gut getroffene Gestalt der Vater Reimer. Jedenfalls dürfte es der Autorin gelungen sein, in einem begrenzten Rahmen dennoch recht eindringlich Konflikte zu gestalten, wie sie sich in unserem Betriebsleben ereignen und wie man sie als typisch ansehen darf. Auch die Selbstverständlichkeit der Milieuschilderung überzeugt. So ist Erika Paschke mit ihrem Erstling in gewisses Neuland vorgedrungen, wenn auch die Erzählung manche anfängerhafte Schwächen hat.

Heinz Entner

Ein wirklich meisterlicher Dichter

Hans Sachs: Werke in zwei Bänden

*Ausgewählt, sprachlich bearbeitet und eingeleitet von Karl Martin Schiller
Volksverlag Weimar, 1960 (Bibliothek Deutscher Klassiker)*

Mit dieser zweibändigen Auswahl aus dem Werk des Nürnberger Schuhmacher-Poeten erfährt die „Bibliothek Deutscher Klassiker“ eine wertvolle Bereicherung. Nun braucht man zwar Hans Sachs nicht besonders zu popularisieren; denn er hat sich, seit er vom jungen Goethe und seinem Kreis wiederentdeckt wurde, einen festen Platz im deutschen Bildungsrepertoire von der Opernbühne bis zu den Schullesebüchern erobert. Aber die Vorstellung, die der frühere Bildungsphilister sich selbst und den Zöglingen seiner Schule von diesem „wirklich meisterlichen Dichter“ – wie Goethe ihn noch in „Dichtung und Wahrheit“ nennt – suggeriert hat, ist bei weitem kein historisch richtiges Bild. Ebenso wenig, wie der obligate „Rosodieb von Fünzig“ das Werk dieses Mannes und Wagners romantische Opernfabel seine Welt und Umwelt charakterisieren. Deshalb ist es nützlich, daß hier eine Auswahl geboten wird, die bei aller Beschränkung auf relativ wenige Texte der Vielheit in diesem Werk gerecht zu werden bemüht ist. Denn Hans Sachs war, obwohl kein von Mäzenaten begünstigter Berufsliterat und mit selbstverständlichem Eifer seinem bürgerlichen Haus- und Erwerbswesen obliegend, ein äußerst produktiver Dichter. Während etwa sechzig Jahren seines Lebens literarisch tätig – sein letztes Gedicht schrieb er im Alter von 78 Jahren –, hat er nach eigener Angabe 6048 einzelne Arbeiten verfaßt und ihre eigenhändigen Reinschriften in einer Sammlung von 34 stattlichen Foliobänden zusammengetragen. Man muß einen

dieser Wälzer einmal in der Hand gehalten haben, um den rechten Eindruck allein vom Fleiß dieses Mannes zu gewinnen.

Er behandelt darin eine Vielzahl von Themen. So gern er närrische Schwänke erzählt und behaglich Genrebilder aus dem bäurischen und städtischen Leben seiner Umgebung malt, so ungescheut greift er auch die bewegenden Fragen seiner Zeit auf: die feudale Zersplitterung des Reiches, die aus der ursprünglichen Akkumulation und ihren Begleiterscheinungen entspringenden ökonomischen Widersprüche, die Bauernbedrückung, das Raubritterunwesen, die Ausbeutung Deutschlands durch die päpstliche Kurie, die Prälaten und Mönche, die Reformation als geistige Befreiung und so weiter. Breiten Raum nimmt vor allem die Rüge moralischer und sittlicher Verderbnis ein. Meist entnimmt er allerdings seine Stoffe – der Übung seiner Zeit folgend – einer bereits ausgeformten literarischen Tradition, nur selten tritt er uns als völlig originaler Schöpfer entgegen. Häufig hat er das einmal aufgegriffene Thema in mehreren Varianten bearbeitet. Gewöhnlich steht neben einem Meistergesang, der ja wegen der verzwickten Esoterik seiner Komposition nur für einen kleinen Kreis verständlich und genießbar war, ein leichter dahinfließendes volkstümliches Spruchgedicht, hin und wieder auch ein Spiel. Trotzdem verfügt er nach modernem Maßstab über keinen umfangreichen Vorrat an Formen. Er bewegt sich, abgesehen von Meisterliedern und Prosadialogen, stets

im engen Bereich des paarig reimenden Knittelverses, der mit seinen vielen immer wieder verwendbaren Versatzstücken und metrischen Freiheiten sich als ebenso bequemes wie primitives Ausdrucksmittel anbietet. Dazu kann von einer nennenswerten künstlerischen Entwicklung nicht die Rede sein. Wie aus Zeus' Kopf entsprungen, steht Hans Sachs gleich mit seinen ersten überlieferten Produktionen fertig vor uns, und als derselbe wird er nach sechs Jahrzehnten die Feder aus der Hand legen.

Wie also kommt er dazu, ein wirklich meisterhafter Dichter zu heißen? Weil er seine kleine reichsstädtisch-bürgerliche Welt mit klarem Blick umfaßt. Weil er, was er gesehen, erfahren und erkannt hat, mit ungespielter Naivität in eine Form zu gießen versteht, die noch in ihrer Unregelmäßigkeit und Anspruchslosigkeit nicht Unvermögen – niemand vermochte damals mehr –, sondern das freie Verfügen über die verschiedenen Quellen einer Sprache und Kultur in status nascendi anzeigt. Weil ihm so Volkstümlichkeit nichts Erstrebtes, sondern natürlichen Ausdruck seines Wesens bedeutet, der keinen falschen Ton aufkommen läßt. Weil Sachs zwar keine schön ziselierten Fabelwesen, aber grobkörnig lebendige Menschen schafft, wenn auch in der eckigen Schwarzweißmanier alter Holzschnitte. Und schließlich, weil er niemals etwas anderes sein will, als was er wirklich ist: Handwerksbürger der Freien Reichsstadt Nürnberg.

Diese soziale Stellung bestimmt seine Haltung in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen seiner Zeit. Daß ihn alle irdische Problematik auf religiöse, mit achtungsgebietendem Ernst umrungene Fragen führt, muß nicht betont werden. Diese letzte Grenze blieb wohl auch dem kühnsten Kopf im Deutschland des 16. Jahrhunderts unüberschreitbar. Charakteristisch für Sachs ist es, daß er zum Beispiel das Joch, das auf dem Bauern lastet, in seiner ganzen Schwere mitempfindet, dem zum Aufstand Bereiten aber nur zu sagen ver-

mag: Esel, dich hat Vernunft verblendt, daß du dem Gwalt wilt widerstehnt, den Gott zu Straf deinr Sünd bat gsendt. (Der arm gemein Esel, 1525)

Zwischen patrizischer Ratspolitik und kleinlich-engherziger Zunftordnung auf der einen, den sich immer mehr verschärfenden ökonomischen Bedingungen und den schon vernehmbar fordernden unteren Schichten auf der anderen Seite eingezwängt, sah sich der begüterte Handwerksmeister in einer keineswegs bequemen Lage, in der Interessengemeinschaften und -gegensätze einander oft auf die seltsamste Weise durchkreuzten. So mußte Sachs es sich gefallen lassen, daß ihm in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts der Nürnberger Rat, dem seine prolutherische Agitation aus politischen Gründen bedenklich war, die literarische Tätigkeit einfach untersagte. Selbst die Polemiken gegen den brandenburgischen Markgrafen Albrecht Alcibiades, mit dem Nürnberg als Mitglied des Schwäbischen Bundes in heftige Kämpfe verwickelt war, sahen sich einer unbarmherzigen Zensur unterworfen: Noch am Tage nach dem Tode des Dichters erschienen Ratsdiener, um aus seinen Handschriften eines seiner schärfsten Gedichte gegen den Raubgrafen, der nun selbst schon länger als ein Jahrzehnt tot war, zu entfernen.

Dem vielleicht schon von Natur der „goldenen Mitte“ zugeneigten Dichter mußte wohl die Haltung eines auf Besserung der Menschen bedachten Erziehers angemessener erscheinen als die eines Änderer der Verhältnisse fordernden Anklägers, und Mahnung, gutmütiger Spott und tröstender Humor näher sein als Zorn. Im Grunde setzt er damit eine Tradition konsequent fort, die in der frühbürgerlichen Dichtung Deutschlands fest verwurzelt ist. Bedeutung für uns erhält er jedoch dadurch, daß didaktische Absicht sich bei ihm mit unbekümmertem Realismus paart, der ihn nie in die Pose des weltfremden Moralpredigers fallen läßt.

Dafür, daß die Einleitung von Karl

Martin Schiller Gestalt und Werk des Dichters in Wechselbeziehung zur Zeitgeschichte seiner Gegenwart darzustellen sucht, muß man zweifach dankbar sein. Einmal, weil nur so der rechte Maßstab für eine gerechte Wertung entsteht, nicht im Sinne einer gleichsam entschuldigenden ästhetischen Relativierung gegenüber späteren Höhepunkten deutscher Literaturgeschichte, sondern für besseres Verstehen seiner Leistung unter den Bedingungen, die Hans Sachs von seiner Umwelt auferlegt waren. Und dann, weil trotz Bauernkrieg und Reformation das 16. Jahrhundert im Bewußtsein vieler Zeitgenossen bei weitem nicht den gebührenden Platz einnimmt und gar seine Literaturgeschichte eine Ansammlung böhmischer Dörfer vorzustellen pflegt, worin man sich höchstens mittels solcher Wegmarken wie „Fastnachtsspiel“, „Volksbücher“ und zwei, drei Namen orientiert. Deshalb hätte die Skizzierung literar-historischer Zusammenhänge über den Bereich unmittelbarer Quellen für Hans Sachs hinaus etwas mehr Raum in der Einleitung verdient. Einzelne Passagen wünschte man sich auch exakter formuliert. So ist es unrichtig, wenn die sieben „freien Künste“, die schon im Mittelalter die Grundelemente aller Bildung gewesen waren, als „Humaniora“ deklariert werden.

Nicht ganz einfach war für den Herausgeber die Gestaltung der Texte. Steht

Sachs uns sprachlich auch näher als etwa seine Nürnberger Vorläufer Folz und Rosenplüt, so enthält seine originale Schreibweise doch zu viele Klippen für den nicht wissenschaftlich geschulten Leser, an den die Ausgabe sich ja wendet. Es ist zu begrüßen, daß lediglich die Schreibung der Wörter vorsichtig modernisiert wurde, wodurch zwar die ursprüngliche Lautgestalt teilweise verlorengegangen ist, direkte Eingriffe in den Wortlaut jedoch vermieden wurden. Nach Stichproben zu urteilen, bei denen mir allerdings nur Hallische Neudrucke zum Vergleich vorlagen, ist ein im großen und ganzen dem erstrebten Zweck entsprechender Kompromiß zwischen Lesbarkeit und philologischer Treue gelungen. Erfreulich ist auch der Apparat, der neben Anmerkungen zu den einzelnen Stücken im zweiten Band ein Glossar für unverständliche Ausdrücke und eine Zusammenstellung der vorkommenden Sprichwörter bietet. Nur selten sieht man sich darin im Stich gelassen. So fehlt bei dem Wort „Kernterköpfe“ (Bd. 1, S. 184) der Verweis auf „Kerner“; unerklärt bleibt „Klenk“ (ebenda, S. 191). Auch das Wortspiel „Inquisitor – Nequamsiter“ (Bd. 2, S. 220) hätte einer kurzen Erläuterung bedurft. Solche Kleinigkeiten lassen sich in späteren Auflagen ergänzen, die diesen so wertvollen wie wohlfeilen beiden Bänden unbedingt zu wünschen sind.

Ursula Püschel

Aus dem Alltag unserer Zeit

*Elfriede Brüning: „Sonntag, der Dreizehnte“
Verlag Tribüne, Berlin 1960*

Elfriede Brüning, die vor kurzem ihren fünfzigsten Geburtstag feierte, hat bereits ein umfangreiches Werk vorgelegt, und zwar ein Werk, das im wesentlichen dem Bedürfnis nach wenn nicht unbedingt „leichter“, so doch leicht ein-

gängiger Literatur entspricht und entgegenkommt. Sie hat bewiesen, daß man dieses legitime Bedürfnis auch anders als mit den Abfallprodukten einer parasitären Gesellschaft, mit exotischen, adligen oder irgendwelchen anderen Stoffen aus der be-

rüchtigten Traumfabrik befriedigen kann. Konsequenz hat die Autorin Stoffe und Themen aus unserer unmittelbaren Gegenwart, aus dem Alltag, wie ihn jeder kennt, aufgegriffen, und sie hat dabei die Probleme gestellt und gelöst vom Standpunkt einer Sozialistin. Damit ist Elfriede Brünig eine bei breiten Leserschichten bekannte, beliebte und erfolgreiche Autorin geworden. Das ist eine Leistung.

In ihrem neuen Roman „Sonntag, der Dreizehnte“ gelang der Autorin die glückliche Übereinstimmung von Stoff und Problematik. Es geht um Folgen und Auswirkungen der Spaltung Berlins im familiären und individuellen Bereich – eine Thematik also, deren populäre Darstellung wir uns nur wünschen können. Kulminationspunkt der Handlung ist jener 13. Oktober, an dem bei uns die neue Währung eingeführt wurde und der für die Nutznießer der Spaltung in Westberlin ein schwarzer Dreizehnter wurde. Da die Handlung auf jenen real gesicherten festen Punkt zustrebt, entfaltet sie sich beinahe mühelos. Die Wahl des Handlungshöhepunktes erforderte jedoch mehr als nur einen glücklichen Griff. Nur das parteiiche Verständnis für das historische Gepräge jenes Ereignisses konnte den Blick für seine literarische Ergiebigkeit öffnen. Es gelang Elfriede Brünig, eine Fabel zu finden von sozialistisch-realistischer Qualität.

Mittelpunktsfigur des Romans ist eine alte Frau, Handwerkerwitwe, deren Mutterliebe, das Zentrum ihres alten Lebens, durch die politischen Verhältnisse der Stadt Berlin in schwere Bedrängnis gerät. Diese Mutter Franke hat zwei Kinder: eine tüchtige Tochter, HO-Direktorin, deren Mann im Kriege gefallen ist, und einen nichtsnutzigen Sohn, Reinhard, Westberliner, Inhaber eines Photoateliers, wo man nicht unbedingt zu arbeiten braucht, das aber auch nichts einbringt. Dieser Reinhard Franke hofft, daß seine Frau, eine Schauspielerin, eines Tages Karriere machen wird, indem sie einflußreichen Herren die erwarteten Gefällig-

keiten erweist. Inzwischen bietet sich Reinhard eine Chance. Sein ehemaliger Hauptmann aus dem Kriege gewährt ihm prozentuale Beteiligung, wenn er Geld unserer Währung in unserem Sektor an Adressen in der DDR einzahlen läßt. Eine Devisenschieberei auf Dollarbasis: Bei privaten Überweisungen aus den USA an DDR-Bewohner wird der Weg über die Notenbank vermieden, Schieber eignen sich die Gewinne aus den Devisen an. Nur der letzte Dumme wird gesucht, der junge Nichtsnutz oder der ahnungslose Rentner, der mit seinem DDR-Ausweis die Postanweisung aufgibt. Reinhard mißbraucht zu diesem Zweck zunächst seine Mutter. Um ihre Mitwirkung zu gewinnen, hat er ihr eine Story zu-rechtmacht, die sie genau dort trifft, wo sie nicht widerstehen kann: Sie muß dem armen Jungen wieder einmal aus der Patsche helfen. Und als der redlichen Frau die Sache unsauber vorkommt, verfällt sie eher darauf, ihren Sohn vor seinem ehemaligen Hauptmann zu warnen, als ihn selber für schlecht zu halten.

Aber Reinhard's Machenschaften ziehen Kreise. Die Tochter Inge kann kompromittiert werden, denn wie will sie glaubhaft machen, sie habe von den Geschäften ihrer Mutter nichts gewußt. Dagmar, Inges fünfzehnjährige Tochter, wird sowohl von Großmutter Franke (Reinhard zuliebe) als auch von Reinhard direkt in die Unternehmung einbezogen. Dagmar hat andere Vorstellungen vom Leben als die, die ihr in Onkel Reinhard's Westberliner Umgebung präsentiert werden. In diesem Punkt ist sie die gute Tochter ihrer Mutter. Freilich: der Glanz der heimnisvoll mondänen, nämlich parasitären Existenzen, auf den dort ihre romantische Jungmädchenneugier trifft, läßt sie nicht unberührt. Die Bewährungsprobe für Dagmar, für die Qualität ihrer Erziehung, ihrer Grundvorstellung von Leben und Gesellschaft, kommt an dem bewußten Sonntag, dem Dreizehnten. Man hatte ihr in Westberlin Geld in die Hand gedrückt, sehr viel Geld, das sie für Onkel Reinhard und seine

Leute sichern soll. Als sie die Sektorengrenze erreicht hat, tut Dagmar ohne Zögern das Richtige: Sie geht mit dem Geld zum ersten Volkspolizisten, auf den sie trifft. Die alte Mutter Franke aber muß an jenem Sonntag lernen, daß Mutterliebe mehr ist als Nestwärme geben und Opferbereitschaft bringen.

Durch Nebenhandlungen und -figuren ist es Elfriede Brüning gelungen, den Roman zu bereichern und zu vertiefen. So gestaltet sie Reinhard's Frau, die Schauspielerin, durchaus unschematisch. Sie ist ein Mensch, der seinen Beruf liebt und ernst nehmen möchte. Verzweifelt versucht sie ihr Berufsethos gegen die üble Geschäftemacherei zu bewahren. Als sie ein Kind bekommt, Reinhard aber in ihrem Leben versagt, findet sie den Weg zu der Schwägerin im Osten. – Wohldifferenziert ist auch die Darstellung des Verhältnisses zwischen der HO-Direktorin Inge und dem Parteisekretär Lindner, das sich aus einem politischen Lehrer-Schüler-Verhältnis zu dem von guten Partnern entwickelt, bis sich Inge, die um vieles betrogene Frau der Kriegsgeneration, darüber klarwerden muß, daß sie Lindner liebt, der gut und glücklich verheiratet ist. Lindner hat sich zu gestehen, daß er weder frei davon noch unschuldig daran ist. Es ist richtig gezeigt, wie aus gemeinsamer Arbeit, politischer Übereinstimmung und gegenseitiger Hochschätzung Neigungen entstehen können, die in Verantwortungsbewußten Menschen zu schweren Konflikten führen.

Im formalen Bereich gibt es Anlässe zu einigen Einwänden. Die Entwicklung der Handlung bei einem Stoff mit kriminalistischem Einschlag mag etwas größere Willkür gestatten, als sie sonst vertretbar wäre. Davon hat Elfriede Brüning Gebrauch gemacht, ist aber teilweise zu weit gegangen: Daß Lindner's Frau während einer Dienstreise tief in der DDR auf die Folgen von Reinhard's Machenschaften stößt, indem sie dort auf einem Postamt eine geldabhebende Frau trifft, deren Geldbetrag ausgerechnet durch eine von Inges

Verkäuferinnen abgesandt wurde, und zwar jener, die sie schon in einem Gespräch über einen Kassendiebstahl hatte nennen hören – das ist zuviel des Zufalls. Durch solche übermäßige Strapazierung von Zufällen wird manches unglaublich: beispielsweise, daß der Friseur, zu dem Lindner zu gehen pflegt, seinen Laden genau gegenüber einem HO-Geschäft hat, in dem letztthin große Unterschleife vorkamen, so daß Lindner denn auch tatsächlich einen der Angestellten bei verdächtigen Tätigkeiten dort ertappt.

Hin und wieder auch macht es Elfriede Brüning dem Leser allzu leicht: Reinhard begibt sich irgendwo an den Kassentisch eines Saales. „Ost oder West?“ fragt die Kassiererin Reinhard, ohne den Kopf zu heben. Ihre Finger verharren dabei unschlüssig über einem vor ihr stehenden Pappkarton, in dem sauber sortiert rot- und weißfarbene Zettelchen, vermutlich die Einlaßkarten, nebeneinanderlagen.“ „Vermutlich die Einlaßkarten.“ – Ja, was denn wohl sonst? Hier bleibt der mitschaffenden Phantasie des Lesers keinerlei Spielraum mehr. Würde die Autorin dem Leser mehr zutrauen, würde sie es manchmal mit der wohlgezielten Andeutung genug sein lassen, dann bliebe ihm auch noch ein Stück eigener Entdeckerfreude. Elfriede Brüning kennt ihr Publikum ganz genau. Es sollte ihr darum gelingen, den Leser, ohne ihn zu überfordern, zum Gebrauch seiner vorstellenden, erkennenden Phantasie anzuregen.

Die glückliche Übereinstimmung von Stoff und Problematik hat sich günstig auf den Stil ausgewirkt. Er erscheint ausgeglichen, einheitlich. Aber auf einige Fälle einer Brüningschen Eigenart, eigentlich Unart, sei hingewiesen, auf gewisse Überschreitungen bei der Wahl der Ausdrücke. Ein Beispiel: Ein Produkt dekadenter Malerei, das der jungen Dagmar in Westberlin vor Augen kommt, flößt ihr *Entsetzen* ein, *schaudernd* wendet sie sich ab. Hier die Bildbeschreibung: „Einzelne Köpfe mit ausdruckslosen, entstellten Gesichtern und lose menschliche Gliedmaßen

waren darauf dargestellt, die vom Künstler in sinnloser Weise aneinandergereiht und in schmutzigen grauen Farben gemalt worden waren. . .“ Verständnislos, befremdet, angewidert hätte das Mädchen sein können, das Bild unschön, beleidigend empfinden – aber wenn sie bei solcher Kunst schon „entsetzensvoll schaudert“, welche Worte sollen dann gebraucht werden, wenn es um Anlässe geht, die in ihr Leben eingreifen?

Der Leser wird auch zum Zeugen der „längsten Rede, die Lindner den Friseur je hatte reden hören“. Er wäre schon mit einer langen zufriedengestellt. Dann könnte ihm nämlich dieser Friseur plastischer vor Augen treten, weil er sich aus diesem Verhalten, aus seiner Art, den Lebensbereich des Mannes vorstellen könnte, und das Buch wäre offen auf Dimensionen, die jenseits des Buches liegen. Manchmal schleicht sich bei der Autorin der formelhafte Referatstil ein. Gedankenlos wird der „volle Erfolg“ zitiert, ob es sich um eine Versammlung oder um eine „Preissenkungs-Aktion“ handelt.

Aber solche Einwände sollen das Positive des Romans nicht schmälern. Besonders hervorzuheben ist der produktive Einfall, daß hier ein alter Mensch in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit gerückt wurde. Mit gängigen Konflikten von Menschen in der Blüte ihres Lebens kommt man leichter an. Die der Mutter Franke verlangen weit mehr schriftstellerische Bemühung. Mit ihnen ist dann aber auch eine andere menschliche Tiefe zu erzielen. Und weiter: Elfriede Brüning kennt genau das Milieu, das sie beschreibt. Da sie Sozialistin ist, begnügt sie sich in diesem Punkt nicht mit gelungenen Details äußeren oder privaten Verhaltens. Auch die politische Statur ihrer Personen stimmt. Sie schildert nicht Handwerker, Krankenpfleger, Verkäuferinnen, Brigadierinnen, die zufällig oder einmalig mit politischen Fragen konfrontiert werden, sondern es wird sehr wohl sichtbar, daß das Leben entscheidend von Klassenkampf und Politik bestimmt wird.

Auf diesem Wissen ruht der Roman. Ohne das wäre „Sonntag, der Dreizehnte“ vielleicht irgendeine Kriminalkolportage geworden. Durch die psychologische Genauigkeit auch im politischen Bilde der Individuen, durch die entschiedene Absicht, die politische Durchdringung jedes privaten und allen öffentlichen Lebens zu zeigen, konnte die Autorin an einer Familiengeschichte den Zustand der gespaltenen Stadt beschreiben, rührt sie an die Grundfrage unserer gespaltenen Nation.

Zu den Ursachen des Erfolges nicht nur dieses Romans, sondern der meisten Bücher von Elfriede Brüning gehört es zweifellos, daß sie ihre Gestalten von alledem reden läßt, was die Leser tatsächlich bewegt, sei es nun Republikflucht, schlechte HO-Schuhe, der Glaube an westliches Pyramidon oder der Besuch Westberliner Kinos. Sie belehrt über die Bedeutung der positiven oder negativen Einstellung zu dergleichen durch die Folgen.

In einer späteren Betrachtung unserer Zeit wird wohl kaum noch davon die Rede sein, ob auch Äpfel oder Meerschweinchen über die Sektorengrenzen verschoben wurden oder daß ein Mädchen wegen einer Preissenkung ihren Liebhaber verpaßte, weil es in seiner Freizeit neue Schildchen malen mußte. Aber wie unsere Zeit sich in ihren wesentlichen Zügen einem späteren Urteil präsentiert, das hängt auch von dem Verhalten zu jenen Alltagskleinigkeiten ab, die uns diese Autorin erschließt. Hier hat Elfriede Brüning ihre Möglichkeiten erspürt und ihre Aufgabe erkannt. Als sie nach der Niederlage des Faschismus schreiben konnte, war ihr erstes Buch eine Ehrenpflicht gegenüber dem Andenken deutscher Antifaschisten. Sie erzählte denen, die nichts davon wußten aber solch Wissen dringend nötig hatten, das Schicksal von Hilde und Hans Coppi. Genauso schreibt sie heute – konsequent, ohne den hierin liegenden Schwierigkeiten auszuweichen – sozialistische Bücher über die unmittelbare Gegenwart. Gegenwartsstoffe, die Massenauflagen erreichen.

Dem Leben auf den Fersen

„Neue Landpostille“ und „Es war im Frühling 60“, zwei Anthologien
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1960

Der Schriftsteller unserer Zeit ist mit seinen Büchern nicht nur „Protokollant“, sondern auch aktiver „Diskussionsteilnehmer“, der für das Ergebnis der Aussprache mitverantwortlich ist. Wenn es ihm gelingt, zu den aktuellen Fragen mit seinem künstlerischen Wort unmittelbar Stellung zu nehmen, leistet er einen wesentlichen Beitrag für die operative Literatur.

In diesem Sinne sind die beiden Erzählbände „Neue Landpostille“ und „Es war im Frühling 60“ bedeutsam, die der Mitteldeutsche Verlag vor einigen Monaten herausgebracht hat.

Zentrales Thema der beiden Bände ist die sozialistische Umgestaltung auf dem Lande. In mehr als dreißig Beiträgen schildern die Autoren den gesellschaftlichen Umerziehungsprozeß auf dem Dorf, die Schwierigkeiten und Hindernisse, aber auch den Sieg der neuen, vollgenossenschaftlichen Produktionsweise. Im Mittelpunkt der Erzählungen stehen Menschen, die oft jahrhundertealte Traditionen überwinden müssen, ehe sie den Schritt tun können, den ihr Denken schon längst als richtig erkannt hat.

Die einzelnen Beiträge sind ebenso unterschiedlich wie ihre Autoren. Sie wurden von Arbeitern, Funktionären, Hausfrauen und Schriftstellern geschrieben. Sie reichen von der anekdotischen Momentaufnahme bis zur größeren Erzählung, in der die Entwicklung eines Menschen nachgezeichnet wird. Häufig ist spürbar, daß der Verfasser an dem großen Wandlungsprozeß selbst beteiligt war und beim Erzählen aus eigenem Erleben schöpfte.

Es ist verständlich, daß die künstlerische Bewältigung dieses Erlebens nicht immer geglückt ist. In einigen Erzählungen ist die Unerfahrenheit der Verfasser im Einsatz der künstlerischen Mittel spürbar; in

anderen Fällen – und das gilt durchaus nicht nur für die jüngeren Autoren! – erkennt man, daß der entscheidende ideologische Ansatzpunkt nicht gefunden wurde. Vor allem aber gelingt es den Autoren nicht immer, den *poetischen* Ansatzpunkt zu finden, jene Poesie des Lebens zu erfassen, die bedeutende Erzählwerke über die Gegenwart hinaus lebendig erhält. Aber diese Mängel können für die Gesamteinschätzung der Anthologien nicht bestimmend sein. Entscheidend ist, daß hier eine Literatur entstand, die – vielfach zuerst in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren veröffentlicht – unmittelbar in die Aussprache eingreift. Am deutlichsten zeigen das die „Dorfgeschichten“, von denen im Anhang zu „Es war im Frühling 60“ einige abgedruckt wurden: Sie entstanden im vergangenen Frühjahr als eine neue, operative Presseform buchstäblich über Nacht und haben durch ihren treffenden, volkstümlichen Humor vielfach die sachliche Argumentation unterstützt. Für alle Erzählungen gilt, was im Klappentext dieses Bandes gesagt wird: Sie sind „als erstes literarisches Zeugnis einer großen geschichtlichen Etappe“ zu werten.

Es können in diesem Rahmen nicht alle einzelnen Beiträge eingeschätzt oder auch nur genannt werden. Vielmehr sollen einige charakteristische Beispiele herausgegriffen werden.

Die „Neue Landpostille“ enthält vorwiegend längere Erzählungen, in denen die Entwicklung einzelner Menschen dargestellt wird, während der Band „Es war im Frühling 60“ unmittelbar den Entschluß zum Eintritt in die LPG schildert. Am Beginn des ersten Bandes steht eine Erzählung von Kurt Steiniger unter dem etwas irreführenden Titel „Die Herrin“. Sie berichtet von der Wandlung einer ver-

witweten Einzelbäuerin, die zunächst nur Mitglied der LPG wird, weil sie nicht in die Abhängigkeit eines Großbauern geraten will, mehr und mehr aber ihr altes Wesen ablegt und sich zu einem tüchtigen Mitglied der Genossenschaft entwickelt. Das ist ohne Zweifel ein wichtiges Thema, an dem sich typische Seiten unserer Entwicklung zeigen lassen. Aber es gelingt dem Autor nicht immer, die Bäuerin Henriette überzeugend zu gestalten. Vor allem stört er den Gang der Erzählung und der Entwicklung immer wieder durch betrachtende Abschnitte „an den Leser“, wodurch bisweilen der Eindruck einer fast überheblich wirkenden Distanz zu den dargestellten Menschen und Problemen entsteht. Ein weiterer Mangel der Erzählung ist ihre uneinheitliche Fabelführung. Im zweiten Teil läßt der Verfasser die Entwicklung der Henriette Stifter hinter dem Werdegang ihres Sohnes Lothar zurücktreten, der als Student der Veterinärmedizin in republikfeindliche Kreise gerät und erst im wenig überzeugenden Schluß erkennt, daß sein Platz in der heimatischen LPG ist. Diese zweite Entwicklung fügt sich nicht organisch in den Aufbau der Erzählung ein; vor allem reißt sie eine Fülle von Problemen an, die in diesem Zusammenhang gar nicht gelöst werden können. So ist der Gesamteindruck der Erzählung zwiespältig. Ein Vergleich dieser Erzählung mit der „Glücksnovelle“ desselben Autors zeigt, daß die erwähnten Gestaltungsmängel offenbar nicht zufällig sind. Inhalt der Erzählung ist der Besuch eines Agitators bei einem Bauern, der seit jeher eigenbrötlerisch für sich gewirtschaftet hat und damit in der Arbeit wie in seiner Ehe am Glück vorbeigegangen ist. Der Agitator erkennt in der Bäuerin eine Jugendliebe wieder und vergißt darüber völlig seine eigentliche Aufgabe. Der Verfasser verliert sich so in diese Nebenhandlung, daß der Schluß – der Bauer wird Mitglied der Genossenschaft und kann nun auch das Glück finden – fast konstruiert wirkt. Steiniger, in dem richtigen Bestreben, lebensrechte

Menschen und Konflikte auszuwählen, vernachlässigt zu oft das entscheidende ideologische Problem.

Wie sich sichere Menschengestaltung mit einem klaren Blick für entscheidende Probleme verbinden kann, beweist Kurt Davids Erzählung „Der Granitschädel“. Hier gelingt es dem Rentner Riedel-Radel nicht nur herauszufinden, wer die Pfähle des LPG-Weidezaunes herausgerissen hat, sondern er bringt den „Granitschädel“ Alois Heckenbock auch dazu, seinen Fehler wiedergutzumachen. Riedel-Radel ist durchaus kein fehlerfreies Musterbild; er steckt aber so voll Begeisterung und Bereitschaft für das Neue, daß er zuletzt den richtigen Weg einschlägt. Die Erzählung ist instruktiv, optimistisch, ohne zu beschönigen, und außerdem mit köstlichem Humor geschrieben. Ähnliches gilt für Bruno Jagers „Die Werber und die Galgenbimmel“, für Reiner Kunzes „Von der Schwierigkeit des Klassenkampfes“, für Reiner Kettners „Ein Bund Heu“. Hier wird mit den Mitteln der humorvollen, zuweilen auch satirischen Darstellung das Alte, Überlebte überwunden.

Den Abschluß der „Landpostille“ bildet die Erzählung „Der Wasserträger“ von Margarete Neumann. Die Autorin erzählt von einem Arbeitseinsatz in einer LPG, bei dem sie einen geistesgestörten alten Mann beobachten konnte, dem aber auf der Brigadebesprechung scheinbar selbstverständlich eine im Grunde völlig nutzlose Arbeit übertragen wurde. Beim Pflügen erfährt sie seine Geschichte. Als 1945 eine neue Ordnung entsteht, hat er schon ein Leben lang als Knecht geschuftet. Er bleibt auch weiterhin als Knecht bei seinem Bauern und kommt erst zur LPG, als der Hofbesitzer republikflüchtig wird. Nun aber ist er bemüht, seine ganze Kraft der Genossenschaft zur Verfügung zu stellen. Als er bei einem selbstverschuldeten Betriebsunfall den Verstand verliert, findet die LPG-Leitung eine Aufgabe für ihn, in der er scheinbar noch immer tätig sein kann. – Die Erzählung beeindruckt beim

ersten Lesen durch die bedrückende Darstellung eines Lebens, das von der Ausbeutung auf dem Lande Schritt für Schritt zerstört wurde. Margarete Neumann gestaltet in knapper und zwingender Form ein Schicksal, das für viele andere stehen könnte. Aber, muß kritisch eingewendet werden, ist denn dieser Knecht, von dem gesagt wird, daß er die Entwicklung nicht mehr verstand, der sich willenlos hin und her treiben ließ, bis er fast zufällig zur LPG kam, typisch für den früheren Landarbeiter? Es gibt genug Beispiele dafür, daß die Unterdrückten auch auf dem Lande nicht nur willenlose Arbeitstiere waren. Diese Seite fehlt bei Margarete Neumann. Wilhelm Börne könnte eine lebenswahre Nebenfigur in einem größeren Roman abgeben; als Held einer Erzählung aber gehört er nicht in diesen Band, der von den Menschen berichtet, die die Kraft zur Überwindung des Alten gefunden haben. Daß auch ältere Menschen diesen Schritt gehen konnten, ist in mehreren Erzählungen gestaltet.

Werner Reinowski überschreibt seine Erzählung „Karl Gutmann halftert sein grindiges Steckenpferd ab“ und erzählt humorvoll, wie der Schweinezüchter Gutmann mehr und mehr seine alten Vorurteile ablegt, bis er zuletzt als Schweinemeister der LPG noch größere Erfolge als zuvor erringt.

Einmal nur wird gestaltet (Karl-Heinz Jakobs: „März“), welchen Weg die Menschen gehen müssen, die der neuen Entwicklung als bewußte Feinde entgegenstehen. Der Bauer Kallus ist nicht nur in seinem Verhältnis zu unserer Republik unehrlich, er zeigt dieselbe Haltung auch

in seinen persönlichen Beziehungen und entlarvt sich so am Ende selbst.

Stellt man die in den einzelnen Erzählungen und Kurzgeschichten gestalteten Ausschnitte nebeneinander, so zeigt sich trotz des gemeinsamen Grundthemas eine große Vielfalt, Beweis dafür, wie reich die Gestaltungsmöglichkeiten für unsere Schriftsteller sind, wenn im Mittelpunkt der Gestaltung die *Entwicklung der Menschen* steht. In einigen Fällen (Karl-Heinz Jakobs: „Erklärung einiger Dinge“, J. C. Schwarz: „Reportage einer Reportage“, Adolf Endler: „Der Agitator“) haben sich die Autoren in eine abseitige Problematik verloren. Fast übereinstimmend zeigt sich in diesen Erzählungen, daß der Schreibende seine eigenen Probleme noch zu sehr in den Vordergrund gerückt hat und dabei an den Fragen des Dorfes vorbeigegangen ist.

Die Herausgabe dieser beiden Bände ist ein verdienstvolles Unternehmen. Was hier vorliegt, sind nicht zwei Anthologien der üblichen Art, in denen mehr oder minder zufällig einzelne Autoren zu Worte kommen. Es sind zwei Bücher, die Auskunft darüber geben, wie unsere Schriftsteller in ihrer Zeit stehen und wirken. Daß die ersten Zeugnisse dieses Wirkens gerade bei diesem Thema zunächst in der Form von einzelnen *Erzählungen* vorgelegt wurden, ist nicht zufällig. Noch ehe ein Roman über die Entwicklung des vergangenen Frühjahrs ausreifen und entstehen konnte, wurde hier aus Werken der kleinen Form ein Mosaik geschaffen, das in seiner Gesamtheit ein umfassendes Bild der neuen Wirklichkeit auf dem Dorf vermittelt.

Hans Hellauer

Literaturbrief aus Zürich

Die soziale Literatur der deutschen Schweiz im 20. Jahrhundert soll Gegenstand unserer Betrachtung sein. Vorausgeschickt sei, daß der Begriff „soziale Literatur“ kein Terminus technicus der Literaturwissenschaft ist. Zur sozialen Literatur gehören jene Werke, in denen gesellschaftliche Zustände so geschildert werden, daß der Leser spürt, der Verfasser billigt diese Zustände nicht, wünscht sie geändert oder kann gar einen Weg zur Verbesserung vorschlagen. Bücher, die den sozialistischen Weg aus der gesellschaftlichen Not zeigen, bilden also nur einen Teil der sozialen Literatur. Der Begriff ist nicht ästhetisch, nicht literarisch wertend, sondern beurteilt eher den politischen, sozialen Gehalt.

Die deutsche Schweiz ist reich an sozialer Literatur in diesem Sinne. Schon der Hinweis auf einige Vorläufer kann dies beweisen. Heinrich Pestalozzi schilderte in seinem Roman „Lienhard und Gertrud“ das Bauernelend im 18. Jahrhundert und zugleich die Reformvorschläge des frühen Bürgertums zur Überwindung der Not. Jeremias Gotthelf hat in seinem „Bauernspiegel“, in „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, in „Anne Bäbi Jowäger“ – um nur einige seiner großen Tendenzwerke zu nennen – Mißstände seiner Zeit angeprangert und zu bessern versucht. Von Gottfried Keller wäre der Roman „Martin Salander“ zu erwähnen, worin gesellschaftliche Zustände und Entwicklungen geschildert werden, an denen der Züricher Staatschreiber keine Freude hatte. Oder denken wir an das Theaterstück von Jakob Stutz, „Der Brand von Uster“, das vom Weberelend im Züricher Oberland, von

Maschinensturm und Fabrikbrand berichtet. All diesen Werken ist gemeinsam, daß sie zunächst in der Schweiz nicht gelesen werden. Mit Ausnahme des Werkes von J. Stutz wurden sie alle in Deutschland verlegt, fanden dort Anerkennung und gelangten erst über diesen Umweg in die Schweiz zurück. Das mag zum Teil daran liegen, daß niemand gern über Mißstände liest, die er täglich zu erleiden hat. Wesentlicher aber ist die Tatsache, daß die Literatur der alemannischen Schweiz nur Teil einer größeren Gesamtheit ist. Bei all ihrer Eigenständigkeit muß sie in ihrer Entwicklung doch stets im Zusammenhang mit der deutschen Sprache und Kultur betrachtet werden, von denen sie Anregungen erhält oder überschattet wird.

Während im 19. Jahrhundert vor allem das Bauernelend dargestellt wurde (Pestalozzi, Gotthelf) oder die Entartung des Bürgertums (Keller) und vom Arbeiter nur vereinzelt die Rede war (Stutz), gab es gegen das Jahrhundertende in Europa eine Flut sozialer Literatur, deren letzte Wellen auch die Schweiz erreichten.

Es war kein Zufall, daß Paul Ilg (geboren 1875) seinen Roman „Das Menschenlein Mathias“ dem Dichter von „Hanneles Himmelfahrt“ widmete. Das Buch, in Stuttgart erschienen wie die meisten Schweizerromane jener Zeit, ist dem deutschen Naturalismus verpflichtet und handelt vom harten Alltag eines unehelichen Kindes.

Auch Paul Haller (1882–1920) stand unter Gerhart Hauptmanns Einfluß, schrieb er doch in seiner Berliner Studentenzeit über eine Aufführung von Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ nach

Hause, das sei „eine gewaltige Gestalt“, sie wirke „in hohem Grade ergreifend und ethisch in sozialer Richtung“. Wie unvoreingenommen und sozial aufgeschlossen Haller war, zeigen auch andere Briefstellen aus den Jahren 1904/05. So sagte er von Bebel und Vollmar, sie seien die einzigen, die im Reichstag ein vernünftiges Wort sprächen, und begrüßte später die russische Revolution von 1905. Neben zahlreichen Gedichten, von denen eines (aus dem Jahre 1912) „Streik“ genannt ist, sind von ihm zwei Mundartdichtungen wesentlich: „'s Juramareili“ (1911) und „Marie und Robert“ (1916). Das kleine Epos „'s Juramareili“ erzählt den Lebenslauf eines Mädchens aus einem der kleinen Juradörfer, die Haller 4 Jahre lang als Pfarrer betreut hatte. Es zeigt das Eindringen der Industrie in die Dörfer, die endlose Arbeitszeit, die Schwinducht, das Elend der Textilarbeiter. Paul Haller malt ein düsteres Bild, wie ja alle diese sozialen Werke von einer düsteren, aber typischen Stimmung getragen werden. Deutlich zeigt sich in ihnen der Einfluß des Naturalismus. Es ist ein Bild aus Hallers Heimat, und auch die Mundart hat heimatlichen Klang. Dennoch ist es keine Heimatdichtung. Haller schrieb, wie das Volk spricht, und er tat es in dem Bestreben, möglichst echt und verständlich zu sein. Nicht so sehr Heimat-, sondern vielmehr Menschenliebe war die Triebfeder seines Wirkens, stets war das Sozialmotiv ausschlaggebend. Die besten Stellen des Werkes sind folglich auch solche mit sozialem Gehalt. Das Drama „Marie und Robert“ ist dichterisch wertvoller, in unserm Zusammenhang aber nur von Interesse, weil darin ein Streik und die Auswirkung eines Streikbruchs behandelt werden.

Ebensowenig bekannt wie Paul Haller ist Carl Albert Loosli (1877–1959). Seine Mundartbände „Mys Dörfli“, „Uese Drätti“ und die Gedichte „Mys Aemmitaw“ sind wegen ihrer herben Sprache oft kritisiert worden. Er hat nach Luthers Rat dem Volke aufs Maul gesehen und danach

„gedeutscht“. Er schrieb in knappen Sätzen, ungekünstelt, fast derb. Den meisten seiner Werke liegt ein soziales Anliegen zugrunde.

Die Schweiz ist – nach Gottfried Kellers Wort – ein Holzboden für die Kultur. Das mußten sowohl Haller als auch Loosli erfahren, denn sie wurden in der Schweiz kaum bekannt. Loosli hat sich zudem noch Gegner geschaffen durch sein kämpferisches Eintreten für die Anstalts- und Verdingkinder und für „die schlimmen Juden“ und durch offene Stellungnahme zu manchem Zeitproblem. Er wird deshalb totgeschwiegen.

Der erste Weltkrieg und seine Folgen haben in der schweizerischen Literatur kaum einen Niederschlag gefunden. Zwar gilt Meinrad Inglin's „Schweizerspiegel“ als repräsentatives Werk aus dieser Zeit, doch schildert der Autor darin nur Parlamentarier, Rechtsanwälte, Unternehmer, Offiziere, Intellektuelle und Herrenhofbauern. Von den Arbeitern und von ihrem Leben erfährt man kaum etwas. Eine darin enthaltene Schilderung des Generalstreiks vom November 1918 ist darum nur einseitig. Zu nennen wäre vielleicht noch Jakob Bosshards Roman „Ein Rufer in der Wüste“, worin die Enttäuschung über das Versagen der II. Internationale zum Ausdruck kommt. Doch sah der Autor nicht die Möglichkeit eines neuen Zusammenschlusses in einer III. Internationale, sondern den Rückzug auf eine individualistische Position. Er machte sich selbst zum „Rufer in der Wüste“.

In dem Jahrzehnt zwischen 1920 und 1930 erschienen nur vereinzelt Werke sozialen Gehalts. Ein neuer Name trat in den Vordergrund: Jakob Bühler (geboren 1882). Mit einer humoristischen Satire, „Das Volk der Hirten“, wurde er bekannt, daneben veröffentlichte er kleine Schriften aus dem Arbeiter- und Bauernleben wie „Die Steinhauermarie“. Im Lustspiel „Zöllner und Sünder“ verwendete er (wie übrigens auch im „Volk der Hirten“) die Mundart, aber im Gegensatz zu Loosli und Haller lediglich als Mittel der Ko-

mik. Ferner veröffentlichte Emil Schibli (1891–1958) einen Entwicklungsroman, „Innere Stimme“, der von der harten Jugend des Verfassers berichtet.

In Deutschland begann in diesem Jahrzehnt die Strömung der proletarischen Literatur, vorwärtsgetrieben durch die Kommunistische Partei Deutschlands. Arbeiterliteratur erschien in Auflagen von 5000 Exemplaren, die Roten 1-Mark-Romane kamen sogar in einer Auflage von 20 000 bis 30 000 Stück heraus. Das gab dem linksgerichteten Schriftsteller die Möglichkeit, eine Existenzgrundlage und ein Echo zu finden. Damals erschienen zum Beispiel die ersten Romane von Hans Marchwitza und Willi Bredel. In der Schweiz sucht man eine ähnliche Entwicklung vergeblich. Die Kommunistische Partei ist zahlenmäßig schwach. Da die Schweiz kein ausgesprochenes Industrieland ist, hat sich auch kein starkes, klassenbewußtes Industrieproletariat herausgebildet. Der Bedarf an sozialer oder sozialistischer Literatur wurde durch die Neuerscheinungen in Deutschland gedeckt.

So begann die beste Zeit der schweizerischen sozialen Literatur mit dem Jahre 1933. Die Weltwirtschaftskrise, die hier erst 1935/36 abklang, die anwachsende Bedrohung durch den Faschismus bewirkte eine Politisierung des Denkens und Handelns der Schweizer. Bücher, die im faschistischen Deutschland erschienen, wurden von großen Teilen der Bevölkerung abgelehnt, und von den rund fünfhundert im Schweizer Schriftstellerverband organisierten Schriftstellern traten nur drei der nazistischen Schrifttumskammer bei. Die Emigrantensliteratur hingegen fand weite Verbreitung, besonders „Die Moorsoldaten“ von Wolfgang Langhoff.

In dieser Zeit bekannte sich Jakob Bührer zur Sozialdemokratie. Seine Werke, die früher mehr verspielt kritisch und satirisch waren, bekamen einen neuen Zug. So rütteln seine Romane „Sturm über Stiflis“ und „Das letzte Wort“ an der Praxis der bürgerlichen Gesellschaft. Bührers Haltung beruht auf der materia-

listischen Geschichtsauffassung, wie seine Dramen „Perikles“, „Judas Ischarioth“, „Galilei“ und das Mundartlehrstück „De Feuer und's Weggli“ zeigen. Als in der Kriegszeit die faschistische Barbarei auch die öffentliche Meinung in der Schweiz einengte, flüchtete sich Bührer in die Historie. In einem dreibändigen historischen Roman, „Im roten Feld“, berichtete er vom Werden des schweizerischen Bundesstaates. Bührer beginnt mit dem Hungerjahr 1770, das wesentlich zur Einführung der Kartoffel beitrug, und begleitet seinen Helden durch alle wichtigen Zeitereignisse, sogar durch die Französische Revolution bis zur Helvetik 1798. Leider ist dieses Romanwerk wenig bekannt.

In den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg sind noch eine ganze Reihe Bücher junger Schweizer Autoren erschienen, die man zur sozialen Literatur rechnen könnte. Zu nennen sind Peter Kilian (geboren 1911) und sein Roman „Die Brockengasse“; Walter Alvares Keller (geboren 1908) „Du bist kein Engel, Angela“; Elisabeth Gerter (geboren 1895) „Die Sticker“ und „Schwester Lisa“; Hans Mühlestein (geboren 1887) mit seinem Drama „Menschen ohne Gott“ und dem Roman „Aurora“, in dem „Das Asturische Heldenlied“ die Kämpfe in Spanien im Oktober 1934 schildert. Von Emil Schibli erschien „Wer ohne Schuld ist“. Begabt ist auch Friedrich Glauser, der aber zum Kriminalroman greifen muß, um Verleger und Leser für das zu finden, was er zu sagen hat. 1936 erschien auch der kleine Roman „Hetze“ von Erwin Heimann. Darin gestaltet der Autor den Streik der Züricher Heizungsmontere, den er selbst miterlebte. Aber es werden keine Folgerungen gezogen, der Autor ist nicht klüger als seine Figuren. Schließlich ist noch auf Ernst Balzli hinzuweisen, dessen Erzählung „Wirbel im Strom“ von einem Lastwagenchauffeur und von dessen Eheproblemen handelt.

Aber die Knospen der modernen sozialen Literatur in der deutschsprachigen Schweiz wurden vom Frost des zweiten

Weltkriegs vernichtet. Zwar gab es immer noch Werke, die aufhören ließen, etwa das Gedichtbändchen „Mitten im Leben“ von Peter Kilian oder Gedichte von Paul Adolf Brenner. Von Felix Moeschlin ist das Werk „Wir durchbohren den Gott-hard“ zu erwähnen, worin das schweizerische Großbürgertum kritisch durchleuchtet wird.

Die Büchergilde Gutenberg, die nach 1933 in die Schweiz flüchtete, schöpfte nach 1942/43 Mut und publizierte Werke von Scholochow und Katajew. Nach Kriegsende erfuhr die Büchergilde einen Leserzuwachs und hat heute etwa 100 000 Mitglieder, die sich in der Mehrzahl aber nicht mehr aus klassenbewußten Arbeitern, sondern aus Kleinbürgern zusammensetzen. Die Buchproduktion ist dieser veränderten Lage angepaßt: heute steht in der Büchergilde der Unterhaltungsroman im Vordergrund. Einen ähnlichen Weg gingen auch die Schriftsteller. Jakob Bühler, heute fast achtzig Jahre alt, allerdings ist der alte geblieben. „Jolandas Vermächtnis“ ist sein eigenes Vermächtnis. Darin legte er seine Entwicklung zur Arbeiterbewegung nieder und seine kritische Auseinandersetzung mit dem Zeitgeschehen. Leider enttäuscht der Romanschluß, weil Bühler nur einen utopischen Ausweg aus unserer kapitalistischen Realität findet. Und die anderen Schriftsteller? Friedrich Glauser starb noch während des Krieges. Elisabeth Gerter sang in ihrem letzten Roman, „Denn sie wissen vom Licht“, ein Loblied auf die Schweiz und auf die Gewerkschaften. Walter Alvares Keller schilderte in „Der weiße Mantelsaum“ die Jugend eines Arbeiterjungen in einem Zürcher Vorort. Emil Schibli hat nur noch eine Gottfried-Keller-Biographie veröffentlicht: „Sohn des Volkes“; Otto Steiger schrieb einen Roman mit scharfer Gesellschaftskritik. Es ist die Geschichte eines Emporkömlings mit allen Kennzeichen des rücksichtslosen Ellenbogentechniklers. Leider fehlt dieser

Figur ein echter Gegenspieler, denn der Pfarrer, dem diese Rolle wohl zugeordnet war, wirkt blaß. Steiger weicht also der Arbeiterklasse aus. Auch Erwin Heimann ist nie mehr an die Konsequenz seiner „Hetze“ herangekommen. Von ihm ist zu erwähnen: „Andreas Antoni“, der Roman eines erfolgreichen Metallarbeitergewerkschafters, der es auf Grund eines Friedensabkommens in der Metallindustrie bis zum Nationalrat bringt. Auch Peter Kilian schreibt fleißig. „Der Schwarze“ ist eine Erinnerung aus seiner Wanderzeit, die zeigt, daß es auch in Europa eine Negerfrage gibt. Doch sein letzter, von der Büchergilde preisgekrönter Roman, „Die Braut aus Westfalen“, stellt keine sozialen Probleme mehr. Zwar wird berichtet, daß sich das Liebespaar auf einer internationalen Tagung der sozialistischen Jugend kennengelernt hat, aber im Verlauf des Romans spürt man nichts mehr von Sozialismus. Der Autor Peter Kilian weiß, daß er der Unterhaltungsliteraturfabrik zugearbeitet hat; er weiß auch, was das durchschnittliche Publikum heute bei uns verlangt.

Memoiren von Arbeiterfunktionären sind nur vereinzelt erschienen. Es seien nur Namen wie Jacques Schmid, Friedrich Schneider, Paul Stähli genannt.

1934 brachte Erika Mann mit ihrer „Pfeffermühle“ das Kabarett in die Schweiz, das sehr bald Nachahmer fand, zunächst im „Cornichon“, dann im „Cabaret Fédéral“, „Kaktus“, „Bärentatze“, „Rüeblihaft“, „Limmatfalter“, „Kurzschluß“ usw. Hier lebte Kritik, und zwar gute Kritik, die oft sozialen, manchmal auch sozialistischen Charakter hatte. Aber das Kabarett war darin eine Ausnahme, es richtete sich an einen kleinen Zuhörerkreis. Sozialistische Ideen werden nur fruchtbar, wenn sie die Massen ergreifen. Das Kabarett erreicht sie am wenigsten, deshalb ließ man es gewähren. Aber selbst das Kabarett ist heute noch zahm geworden – in der Schweiz.

Dramatik aus dem Äther

Ein Blick auf die Hörspiele des Jahres 1960

Bis vor wenigen Jahren noch ein kaum beachtetes Dasein an der Grenze zwischen Journalismus und Literatur fristend, in der Presse höchstens angekündigt, aber selten nur besprochen oder gar von der Kritik gewürdigt, gar nicht beachtet in Aufstellungen und Katalogen literarischer Neuerscheinungen – ist es heute plötzlich in aller Munde, füllt es die Spalten der Zeitungen, löst es aktuelle künstlerische Diskussionen aus: *das Hörspiel*. Wir wollen hier nicht noch einmal auf den Kompetenzstreit zwischen Funk und Fernsehen, auf die Diskussionen um die Zukunfts-Chancen des Hörspiels oder um die Besonderheiten der Hörspielproduktion und -regie zurückkommen. Aber es steht fest, daß der erstarkende Konkurrent in Adlershof beim Rundfunk eine wachsende Aktivität hervorgerufen und ihn gezwungen hat, sich auf spezifische Mittel und Möglichkeiten des Hörspiels zu besinnen, sie bewußter und gezielter in die Waagschale zu werfen.

Dementsprechend hat auch die Zahl der um gute literarische Vorlagen bemühten Autoren zugenommen. Konnte man sie früher noch fast an einer Hand abzählen – Rudolf Leonhard vor allen, dazu Berta Waterstradt, Maximilian Scheer, Wiens/Egel und Günther Rücker –, so ist das jetzt längst nicht mehr möglich. Von mehr als dreißig Originalhörspielen – neben zahlreichen Übersetzungen und Bearbeitungen – konnte die Dramaturgie in ihrer Jahresabschlußbilanz 1960 berichten. Allerdings hatte sie das Jahr schon mit günstigen Voraussetzungen begonnen: Autoren wie Werner Bräunig, Manfred Bieler, Hasso Grabner, Harald Hauser, Stefan Heym, Hermann Werner Kubsch, Helmut Sakowski, Maximilian Scheer, Anna und Friedrich Schlotterbeck, Rolf Schneider und andere hatten ihr bereits neuen Kredit unter den Hörern und auch

unter den Schriftstellern erworben. Hörspiele wie „Die Entscheidung der Lene Mattke“ und „Eine Frau kommt ins Dorf“ (Sakowski), „Wer verschenkt schon seinen Sieg“ (Grabner), „Ablösung“ (Kubsch) oder „Heiße Eisen“ (Koeppel) waren wichtige Versuche einer literarischen Gestaltung unserer Wirklichkeit gewesen. Und mit „Stürmische Tage“, einer Darstellung der Münchner Räterepublik, hatten Anna und Friedrich Schlotterbeck einen interessanten Beitrag zur künstlerischen Gestaltung der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung geliefert.

Vor mir liegt nun der große Berg der Hörspielmanuskripte von 1960. Vielfältig in der Thematik, geschrieben von unterschiedlichen Autoren, die immer neue Wege suchen, um ihren Stoff künstlerisch wirksam werden zu lassen. Diese Werke sind Literatur, sie können nicht länger aus der Betrachtung unserer gesamten literarischen Entwicklung ausgeklammert werden.

Mit der Anerkennung des Hörspiels als Teil der deutschen Nationalliteratur sind zugleich bestimmte Aufgaben und Forderungen verbunden. Darum müssen einige für unsere gesamte Literatur gültige Fragen auch an die Hörspielautoren und -dramaturgen gerichtet werden:

Ist es gelungen, gleichzeitig eine Verbreiterung der Basis – der Zahl der Hörer und der schöpferisch Beteiligten – und eine höhere künstlerische Qualität zu erreichen, die Entwicklung unserer Epoche in ihrer historischen Bedeutung richtig widerzuspiegeln und eine aktive Rolle bei der politischen, ethischen und ästhetischen Erziehung der Gesellschaft zu spielen?

Haben das Hörspiel und die verwandten Genres wie Hörbild, Dokumentation usw. die nationale Thematik aufgegriffen, haben sie versucht, die gemeinsame Vergangenheit des ganzen deutschen Volkes,

die gemeinsamen Traditionen der gesamten deutschen Arbeiterklasse zu beschwören und daraus die einzig mögliche Konsequenz für den Bestand der Nation zu entwickeln und zu beweisen? Ferner: Wurden für die in der Deutschen Demokratischen Republik spielenden Stücke echte Konflikte gefunden, Menschen von Fleisch und Blut lebendig gemacht, wurde die Gefahr provinzialistischer Enge und schmalbrüstiger Konstruktion gebannt?

Haben wir mit unseren Hörspielen die vom kapitalistischen Kunstbetrieb aufgerissene Kluft zwischen Kunst und Unterhaltung überwunden?

Betrachtet man zunächst die Hörspiele, die ihren Stoff unmittelbar aus dem Leben in unseren Betrieben und auf den Großbaustellen des Sozialismus beziehen, so erscheinen sie wie Teile einer großen Kollektivleistung; im einzelnen von begrenzter Aussagekraft, vermitteln sie in ihrer Gesamtheit doch ein umfassendes Bild. Ja, es scheint beinahe, daß einzelne Gestalten unter jeweils anderem Namen in den verschiedenen Arbeiten wiederkehren.

Das Hörspieljahr 1960 begann mit dem „Tagebuch der Brigade Georg Schlimme“ von Hasso Grabner. Eine bewährte, gut eingespielte Brigade mit ausschließlich älteren Mitgliedern erhält Zuwachs: den jungen Matthias Wiedemann. Bald zeigt sich, daß dieser Lauser mehr Hemmschuh als Hilfe ist: „Mein Termin ist der Freitag. Hauptsache, *der* wird eingehalten... ich mache meinen Kram und keinen Strich mehr, verstehste. Das ist *meine* Parole.“ Mit dieser Parole verdirbt er der Brigade ein Konzept nach dem anderen und belastet die Atmosphäre. Rausschmeißen oder erziehen – das ist schließlich die einzige Frage, die alle bewegt. An ihr scheiden sich die Geister. Da kommt unvermutet ein neues Brigademitglied zu Hilfe, eine Malerin. Sie porträtiert die Kollegen während der Arbeit. Verlegen, zögernd, noch ohne rechtes Urteil nehmen sie die ersten Zeichnungen entgegen. Nur Wiedemann ist wütend: „Gucken Se doch mal meine Augen an – wie e Schellfisch

guck ich. Die andern – die gucken alle anders, wie e Adler oder wie 'ne Spitzmaus, aber ich...“ Diese mit den Mitteln der Kunst angebrachte Kritik an seiner Schlafmützigkeit und Interesslosigkeit der Arbeit gegenüber hat ihm einen gehörigen Stoß versetzt. Während die anderen sich noch übers „Rausschmeißen“ die Köpfe heißreden, überrascht er sie bereits mit guter, überlegter Arbeit, ja sogar mit brauchbaren Vorschlägen zur Verbesserung der Arbeitsorganisation.

Wenn auch das Hörspiel nicht frei ist von der verbreiteten Schwäche, mehr das Ergebnis einer Wandlung als die Wandlung selbst zu zeigen, wenn auch die Profilierung der „Alten“ differenzierter sein könnte, wenn auch hinter Terminen und Planerfüllung nur 'schwach das Wesentlichere, das neue Verhältnis der Arbeiter untereinander und zu ihrer Arbeit spürbar wird, es ist ein Verdienst, daß hier ein Brigadetagebuch zur Vorlage für ein Hörspiel genommen wurde. Dies ist eine gute Methode, die reichen Erfahrungen der Praxis einer funkgerechten Gestaltung nutzbar zu machen. Vor allem aber wurde aus dem umfangreichen Material ein wichtiges Problem herausgearbeitet: die Erziehung eines zum Halbstarkentum neigenden Jugendlichen durch die Gesellschaft, durch das Kollektiv.

Das Thema der gegenseitigen Erziehung nimmt auch in den anderen Arbeiten einen großen Raum ein. „Weißt du, Antek, du bist zwanzig Jahre älter als wir, und vielleicht... In unserem Alter hat man eben etwas gegen Aktionen zur Seelenrettung“, heißt es zum Beispiel in „Sieben Scheffel Salz“ von Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann. „Du hast mir mal vorgeworfen, daß wir jungen Leute nur auf 'n schönen, ruhigen Job aus seien. Kann sein, wir sind manchmal 'n bißchen bequem – nach außen, verstehst du, wir sind sicherlich anspruchsvoller und lieben 'ne Menge angenehmer Dinge, die ihr damals nicht hatten. Aber innen, Antek, innen machen wir's uns nicht bequemer als ihr, und auch Kirsche macht

es sich nicht bequem – glaubst du?“ Hier ist er wieder, der Lauser, den wir schon aus dem Brigadetagebuch kennen. In dieser Fassung heißt er „Kirsche“ und kann es nicht verwinden, daß sein Altersgenosse und früherer Kollege Wolfgang einen Meisterlehrgang besucht hat und nun als „Chef“, als „Obermacker“ oder wie sie ihn nennen mögen, in seine alte Brigade zurückgekehrt ist. Das ist sehr gut beobachtet. Man geht mit, wenn die ehemaligen Kollegen dem frischgebackenen Meister das Leben sauer machen, wenn es sogar Prügel setzt und blaue Augen. Daß aber Kirsche ungestraft eine böse Intrige einfädeln und sein eigenes Mädchen vorschicken darf, um seinen vermeintlichen Rivalen moralisch stolpern zu lassen, das hinterläßt einen bitteren Nachgeschmack. Es wird dem Hörer dadurch erschwert, Wolfgang's Freude über die endliche Heimkehr des „verlorenen Sohnes“ vorbehaltlos zu teilen.

Wie schon in früheren Arbeiten, ist es den beiden Autoren gelungen, ihre Gestalten als gut differenzierte Charaktere anzulegen. Bei der weiteren Profilierung aber verlassen sie sich fast ausschließlich auf die Aussagekraft der Handlung und verzichten im allgemeinen auf eine differenzierte Diktion im Dialog; die einzige Ausnahme bildet der liebenswerte, mit Volksweisheit und gutem Humor vollgestopfte Antek. Das mag eine der Ursachen sein, warum „Sieben Scheffel Salz“ nicht die gleiche Intensität und Eindringlichkeit erreicht wie das ebenfalls 1960 produzierte und im internationalen Wettbewerb preisgekrönte Hörspiel „*Ein Mann steht vor der Tür*“ (vgl. NDL 12/1960). Dort hatten dieselben Autoren alle spezifisch funktischen Möglichkeiten, wie Rückblende, den mitgehörten Gedanken, die doppelte Ebene des Spiels, wirksam ausgenutzt.

„*Die Weiberbrigade*“ von Inge Müller (vgl. NDL 1/1961) und „*Ein Arzt unterwegs*“ von Joachim Goll gehören thematisch ebenfalls zu dieser Gruppe, sie runden das Bild, von dem ich anfangs

sprach. So unterschiedlich und mehr oder weniger gelungen diese Arbeiten sind, ein Anliegen ist ihnen gemeinsam: „Die Proletarier müssen noch viel lernen, jetzt und in Zukunft. Fleiß ohne Unternehmerpeitsche, höchste Leistung ohne kapitalistische Antreiber, Disziplin ohne Joch!“ (Eugen Leviné). Um dieses gemeinsame Lernen geht es, *nicht* um Bevormundung oder Antreiberei. Gleichzeitig wird die große Perspektive jedes einzelnen und der Gesellschaft in den vom Kapitalismus befreiten Ländern sichtbar.

In unserer Gegenwart sind auch die Hörspiele „*Verliebt – in Mozart*“ von Rolf Schneider, „*Gelegenheit macht Liebe*“ von Rosel Willers und „*Altweibersommer*“ von Gerhard Rentzsch angesiedelt. Hat der in Mozart verliebte „Held“, ein junger Arbeiter, seinen eigenen überlebten Minderwertigkeitskomplex gegenüber seiner Freundin, einer Musikstudentin, zum Gegenspieler, dem er fast unterliegt und den er nur mit Hilfe seiner Kollegen, guter Freunde, besiegen kann, so geht es in „*Gelegenheit macht Liebe*“ um eine Kurschattengeschichte, die dank einer sehr klugen Ehefrau schließlich – wie ein sozialistischer Wettbewerb – für alle direkt oder indirekt Beteiligten nur Gewinn mit sich bringt.

Besondere Aufmerksamkeit verdient Gerhard Rentzsch's „*Altweibersommer*“ (vgl. NDL 2/1961). Eine einfache Geschichte, kaum dramatisch, und doch muß man aufhören. Es ist Oktober. Wilhelm und Sophie Behrend, beide fast siebzig Jahre alt, ehemalige Kleinbauern, können nach ihrem Eintritt in die LPG zum erstenmal in ihrem langen Leben verreisen. Sie kommen in ein FDGB-Ferienheim in Thüringen. Zum Glück gibt es dort nicht nur Menschen, die sich über das alte Weiblein mit dem schwarzen Kopftuch, über den mit Wäscheleinen verschnürten Koffer und über den eigenwilligen Alten, der früh um fünf zu rumoren beginnt, lustig, sondern auch solche, die sich darüber Gedanken machen. Als schon alle glauben, daß Wilhelm sich endlich in das Unge-

wohnte gefügt hat, daß er seine Tage mit ausgedehnten Spaziergängen verbringt, wird er in der benachbarten Genossenschaft beim Rübenfahren entdeckt. Die Katze läßt das Mäusen nicht, sagt man, aber vorgetäuschte Fahrten nach Kunstdünger veranlassen ihn endlich, auf seinen „heimlichen Ernteeinsatz“ zu verzichten und sich wirklich zu erholen. Glückliche und zufriedene, mit dem Versprechen, im folgenden Jahr wiederzukommen, verabschieden sich die Alten schließlich von der Heimleitung, von Anton, dem Heizer, und – von ihrem ersten Urlaub.

Fesselnd an diesem Hörspiel ist die liebevolle, im besten Sinne des Wortes poetische Behandlung des Stoffes. Schon die Einleitung beweist, daß der berechtigten Forderung der Fachleute: „Macht uns die ersten zehn Minuten stark!“ nicht unbedingt durch reißerische Spannung oder hochdramatische Szenen entsprochen werden muß. Hier horcht man auf, weil Gerhard Rentzsch Worte gefunden hat für etwas, was man selbst schon gedacht oder flüchtig empfunden, aber nicht ausgesprochen hat. Der Dialog ist so differenziert, daß auch die Lektüre zu fesseln vermag. Das ganze Spiel ist durchdrungen von der neuen Würde, von dem neuen Lebensgefühl des befreiten Menschen, so daß der Autor auf jede Deklamation verzichten konnte. „Altweibersommer“ ist ein wertvoller Beitrag zur Gegenwartsliteratur, ein Beispiel für die vielfältigen Möglichkeiten der Hörspielkunst.

Hat dieses Stück mittelbar die sozialistische Umgestaltung auf dem Dorfe – durch die Wirkung dieser Veränderungen auf das Leben und die Gefühle der Menschen – zum Gegenstand, so wendet sich Bernhard Seeger mit „Paradies im Krähenwinkel“ direkt den Problemen zu, die sich mit der vollständigen Sozialisierung der Landwirtschaft im Frühjahr 1960 ergaben. Auch ihm ist es gelungen, eine begrenzte, konkrete Fabel zu finden, seine Handlung auf wenige, gut charakterisierte (wenn auch teils vereinfachte) Personen zu konzentrieren und alle wichtigen

Entscheidungen in der Aktion – und nicht in der Diskussion – zu zeigen. Der in der Überwindung befindliche Widerspruch zwischen den privaten und den gesellschaftlichen Interessen wird an der Gestalt des Erich Hagen gut verdeutlicht. Einerseits freut sich der erst kürzlich in die LPG eingetretene Mittelbauer darauf, als Herdbuchzüchter im „Krähenwinkel“ aus dem vollen wirtschaften und die Rinderherde der Genossenschaft bald nach Hunderten – ja nach Tausenden zählen zu können, andererseits aber hängt er mit einem zünftigen Dickkopf am Alten, am Eigenen, und denkt bei allem zuerst an den direkten persönlichen Gewinn.

Die Vertreter und Verfechter des Neuen in diesem Dorfe sind erfreulich differenziert. Da ist Grell, der bewährte LPG-Vorsitzende, dem aber die Ereignisse des „sozialistischen Frühlings“ über den Kopf zu wachsen drohen und der darum nicht genügend Geduld bei der Entwicklung und Erziehung der Menschen aufbringen kann; – und da ist Dupke – umsichtig, klug, weitschauend, gütig –, als Persönlichkeit leider sehr wenig profiliert, eine Zusammenfassung aller guten Eigenschaften eines idealen Parteisekretärs.

Mit diesem Stück hat das Hörspielstudio unmittelbar operativ in die Entwicklung auf dem Lande eingegriffen, dafür ist der Dramaturgie und vor allem dem Autor zu danken.

Die genannten Hörspiele gehören zu der Gruppe, die sich mit dem Leben in der Deutschen Demokratischen Republik beschäftigt, mit den beim Aufbau des Sozialismus entstehenden Konflikten, Schwierigkeiten und Erfolgen. Mit einiger Befriedigung dürfen wir sagen: Es ist ihnen gelungen, unser vielfältiges und interessantes Leben ebenso vielseitig und interessant widerzuspiegeln, nicht an der Oberfläche der Erscheinungen stecken zu bleiben, selbst helfend und aktivierend in unsere Entwicklung einzugreifen. Ihre allgemeine Resonanz und Wirkungsmöglichkeit ist gestiegen, öffentliche Diskussionen und Stellungnahmen führen zu einem för-

dernden Gespräch. Schade nur, daß Hasso Grabners Versuch, durch die Verwendung eines Brigadetagebuches den Kreis der schöpferisch Beteiligten zu erweitern, bisher nicht von anderen aufgegriffen und fortgesetzt wurde.

Der Einfluß dieser Gruppe von Hörspielen beschränkt sich aber nicht auf die Bürger unserer Republik. Für die Bevölkerung Westdeutschlands ist es immerhin wesentlich leichter, unsere Sender zu empfangen, als Bücher aus der DDR zu lesen, unsere Filme zu sehen, unsere Theater zu besuchen. Indem die Hörspiele unser Leben in seiner ganzen Fülle und in seiner Entwicklung widerspiegeln, helfen sie also auch nicht unbeträchtlich bei der Lösung der nationalen Frage.

Ein anderer, ebenso großer Teil der Hörspiele holt auf verschiedene Weise seinen Gegenstand direkt aus der nationalen Thematik. Einige beschäftigen sich mit der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung in der Bundesrepublik, andere stellen wägend und wertend das Hüben dem Drüben gegenüber. Wohl das gelungenste Beispiel dieser Gruppe ist Günther Rückers schon 1958 entstandener „Bericht Nr. 1“ („Kleines Hörspielbuch“, S. 49). Auch unter den späteren Arbeiten zu dem gleichen Thema erwiesen sich diejenigen als die stärksten, die, wie Rückers es getan hatte, von Erscheinungen der westdeutschen oder Westberliner Gegenwart ausgingen, um bedenklich stimmende Zusammenhänge mit der Zeit des Faschismus aufzudecken. Auf diese Weise ging zum Beispiel Manfred Bieler in seinem Hörspiel „Die achte Trübsal“ (vgl. NDL 1/1961) vor (das übrigens ebenso wie der Schwank „Pickhubns Geburtstag“ von W. K. Schweickert im Hörspielwettbewerb ausgezeichnet wurde).

Um die Aufdeckung der Verbrechen eines ehemaligen KZ-Arztes, der heute in der Bundesrepublik unbehelligt lebt, geht es in dem Hörspiel „Zwei Ärzte“ von Hans Pfeiffer (nach dessen gleichnamigem Schauspiel). Auch hier rollt die Handlung auf zwei zeitlichen Ebenen ab. Der Be-

weis wird erbracht, daß die Vergangenheit nicht wirklich vergangen ist, solange nicht kompromißlos und konsequent mit ihr abgerechnet worden ist.

Derselben dramaturgischen Technik bedient sich auch Georg Dannenberg in seinen außerordentlich wirksamen szenischen Dokumentationen „Blut statt Ebre“ und „Der Schoß ist fruchtbar noch...“

Die genannten Beispiele beweisen, daß es möglich ist, den Anforderungen an die Gestaltung der nationalen Thematik annähernd gerecht zu werden. Begrenzter ist die Wirksamkeit solcher Hörspiele, die einzelne Episoden aus der westdeutschen Wirklichkeit einzufangen suchen oder auf einen Vergleich zwischen beiden deutschen Staaten abzielen. Bei ihnen tritt meistens die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung hinter dem Einmaligen, Zufälligen zurück.

Um die westdeutsche sogenannte „Flurbereinigung“ geht es in „Verlorenes Land“ (vgl. NDL 12/1960) von Helmut Sakowski. Der Kampf eines Kleinbauern um seinen erhungerten Acker führt zu einem lokalen Sieg und zur Rückkehr des korruptierten Bürgermeisters, eines Häuslerssohnes, zu seinen Klassengenossen, führt dazu, daß die Bauern des Dorfes enger zusammenrücken. Das Hörspiel wird von dem Konflikt und der Entscheidung des Bürgermeisters getragen. Echte, lebensvolle Bauerntypen werden überzeugend charakterisiert. Aber die Episode bleibt doch „Einzelfall“. Der Zusammenhang mit der gesamten Entwicklung in Westdeutschland ist nicht deutlich genug herausgearbeitet.

Noch episodenhafter, noch zufälliger ist leider das Geschehen in dem Hörspiel „Druckort unbekannt“ von Cence Bernauer und Horst Angermüller. „Nach Tatsachen gestaltet“, heißt es im Vorspann. Das ist nicht zu bezweifeln, aber es scheint, daß gerade das Befangensein in einzelnen Tatsachen eine realistische, auf das Wesentliche gerichtete Gestaltung verhindert hat. Es geht um den Druck

einer illegalen KP-Betriebszeitung – sicher ein starkes, ergiebiges Sujet. Die Spannung bleibt aber äußerlich, das Stück hat keinen echten Konflikt, die Charaktere sind nicht folgerichtig entwickelt, ange deutete Probleme nicht zu Ende gedacht. Verwegene Autojagden – im Film schon über Gebühr strapaziert, im Hörspiel erst recht kein Faktor größerer Wirksamkeit sowie ein billiges Versteckspiel zwischen den Illegalen und der Kripo – werden der schweren illegalen Arbeit der verbotenen Kommunistischen Partei in Westdeutschland wohl am wenigsten gerecht.

Ein Beispiel für falsch verstandene „Unterhaltung“, für lediglich an der Oberfläche der Erscheinungen entlanggleitende Darstellung, für schematische Gegenüberstellung der beiden Teile Berlins ist schließlich Georg W. Pijets „*Liebesheirat*“. Eine junge Verkäuferin aus dem HO-Warenhaus am Alexanderplatz läßt sich von einem Westberliner Handelsvertreter den Kopf verdrehen. Die Staubsaugerkonjunktur blüht. Auto, Wohnung, schicke Kleidung – ihren Kolleginnen scheint es, als habe sie das Große Los gewonnen. Nach kurzer Zeit zerplatzt die Seifenblase: Die Firma siedelt nach Westdeutschland um, der junge Ehemann wird entlassen. Auto, Möbel und alles andere, auf Teilzahlung angeschafft, werden jetzt nach und nach wieder abgeholt. Der Wohnungsvermieter setzt die mittellosen jungen Leute auf die Straße. Die Heldin muß zuletzt bei ihrer Mutter im demokratischen Sektor Unterschlupf suchen. Sie erkennt ihr Unrecht. Aber was wäre aus dem jungen Paar geworden, wenn der Mann seine Arbeit nicht verloren hätte? Wandlung und bessere Entscheidung sind hier allzusehr am Zufall und am jeweiligen Brotkorb aufgehängt. Nichts gegen heitere oder auch leichte dramatische Kost (dieses Stück allerdings will leider ernst genommen sein). Aber das Leichte ist nicht das, was leicht zu machen ist!

Auch hier muß die Dramaturgie „stimmen“, muß die Handlung motiviert und glaubhaft sein, müssen die Personen charakterisiert sein und sich selbst treu bleiben. Eine unausgewogene und schematische Darstellung wie hier ist kein Beitrag zur Lösung der nationalen Frage in Deutschland.

Ein Gesamteindruck, den unser Blick auf die Hörspiele des Jahres 1960 hinterläßt, geht dahin: Während in früheren Jahren wenige Autoren mit einigen hervorragenden Leistungen dominierten, fährt das Kollektiv der Hörspielschaffenden jetzt gewissermaßen „auf Mannschaftswertung“. Es konnte so die Gesamtleistung bedeutend verbessern. Allerdings, bei aller Genugtuung über die Aufgeschlossenheit der Autoren gegenüber dem Hier und Heute wird man sich doch verwundern, daß die umwälzenden Ereignisse in Afrika, auf Kuba, in Südostasien so wenig Echo in den Hörspielstudios gefunden haben.

Bleibt schließlich die Frage nach der weiteren künstlerischen Qualifizierung. Sie ist ohne theoretische Auswertung der bisherigen Erfahrungen und ohne exakte Anwendung der hörspieldramaturgischen Erkenntnisse nicht denkbar. Das „*Kleine Hörspielbuch*“ (Henschelverlag 1960) von Gerhard Rentzsch liefert einen ersten, aus praktischer Erfahrung und Begeisterung wie aus wissenschaftlicher Kenntnis gespeisten Beitrag zu diesem Thema. Es ist sehr zu begrüßen, daß darin auch einige Hörspielszenarien abgedruckt sind. Denn auch was man eigentlich seinem Wesen nach *nicht* schwarz auf weiß besitzen kann, sollte endlich nicht mehr, wenn die Sendung vorüber ist, im Staub der Rundfunkarchive versinken. Dramen werden gedruckt. Auch das Filmszenarium in Buchform hat sich durchgesetzt. Da sollte auch die Hörspielliteratur mehr und mehr mit von der Partie sein. Darum wäre eine jährliche Fortsetzung des Hörspielbuches sehr zu empfehlen.

Konferenz der „neuen Namen“

Es waren die jüngeren Schriftsteller, die Fünfundzwanzigjährigen, Dreißigjährigen, die vor einigen Wochen auf einer Autorenkonferenz des Mitteldeutschen Verlages in Halle zusammenkamen, um über ihre Schaffensprobleme zu diskutieren: Bräunig, Neusch, Steiniger, Jakobs, Steinhaußen, Werner, Heiduczek, Irntraud Morgner u. a., Vertreter also einer neuen Schriftstellergeneration unserer Republik, die in den letzten Jahren durch einige bemerkenswerte Arbeiten in den Blickpunkt der Öffentlichkeit getreten sind. Noch zum letzten Schriftstellerkongreß waren sie ziemlich unbekannt, heute bestimmen sie schon ein wenig mit das Antlitz unserer sozialistischen Nationalliteratur. Ein Zeichen für die lebendige Entwicklung.

Es wäre falsch, das Generationsproblem übermäßig zu betonen und diese Jungen von den Älteren völlig abzugrenzen. Die Kontinuität war im Gegenteil nie stärker als im schriftstellerischen Schaffen von heute, das sich auf eine reiche, jahrzehntelange sozialistische Tradition berufen kann und berufen muß. In diesem Sinne war es weit mehr als eine symbolische Geste, daß Anna Seghers als erste sprach. Ebenso hatte der leidenschaftliche Appell Tschesno-Hells am Schluß der Konferenz nicht den Charakter einer allgemeinen Solidaritätsbekundung, sondern war ein konkretes Eingehen auf gestellte Fragen, bedeutete Hilfestellung bei der gemeinsamen Arbeit.

Dennoch wurde es gerade in Halle deutlich, daß es höchste Zeit ist, den besonderen Problemen und Sorgen wie den ersten Erfolgen der jungen Schriftsteller größere Beachtung zu schenken als bisher, denn es gibt Probleme, die gerade sie betreffen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß es sich hier um eine Generation handelt, die den faschistischen Zusammenbruch bewußt miterlebt hat – und zwar

meist als einschneidende Zäsur der Entwicklung –, dann aber in unserer sozialistischen Gesellschaft ihre Bildung erwerben, ihre Erfahrungen sammeln und einen weltanschaulichen Standpunkt finden konnte. Fast alle von denen, die in Halle versammelt waren, haben auf irgendeine Weise aktiv beim Aufbau des Sozialismus mitgewirkt. Nicht wenige waren Jugend- oder Parteifunktionäre, Lehrer, Studenten, Angehörige der Volksarmee, und sie beginnen nun in ihren literarischen Arbeiten dieses, ihr wichtigstes Erlebnis zu gestalten. Das bringt zweifellos etwas Neues in unsere Literatur, eine neue Einstellung zur Wirklichkeit, eine sehr persönliche und konkrete Art des Dabeiseins. Es bringt auch in die literarische Diskussion – wie die Konferenz in Halle bewies – frische Töne. Die jungen Schriftsteller sehen sich Problemen gegenüber, die auf vergangenen Kongressen nicht Gesprächsstoff gewesen sind, nun aber nach einer Lösung drängen.

Christa Wolf unterstrich in ihrem Referat die Bedeutung des Inhalts als vorrangiges künstlerisches Qualitätskriterium und verwies auf einen spontanen Prozeß junger Schriftsteller zur tieferen Erfassung der Wirklichkeit in allerletzter Zeit, der von der Kritik, den Verlagen und der Öffentlichkeit erkannt und unterstützt werden müsse. „Dieser Prozeß richtet sich“, sagte Christa Wolf, „immer noch und in erster Linie auf die Eroberung des neuen Inhalts. Was bisher zu den hier in Frage kommenden Themen geschrieben wurde, wird nicht negiert oder abfällig beurteilt. Aber man bemüht sich, aus eigener Sicht, von eigenen Erfahrungen und vor allem von einem insgesamt höheren Standpunkt unserer ganzen Gesellschaft aus die Vorgänge in ihrer Entwicklung zu zeigen. Das bedeutet: sie dialektisch zu sehen, in ihren Zusammenhängen und mit ihren Widersprüchen.“

Das bedeutet auch: das zu sehen, was Gegenstand der Literatur ist und was sie als eigene Form des gesellschaftlichen Bewußtseins leisten kann – nicht als gebildete Gesellschaftswissenschaft.“

Die jungen Schriftsteller berichteten von diesem Prozeß des „Erzählbarmachens“ der neuen Wirklichkeit. Fast alle haben sich Kenntnis darüber verschafft und erklärten nunmehr, daß es noch kein Verdienst sei, sich in einem Betrieb oder in einem Dorf umzusehen, sondern den dort sich anbietenden Stoff literarisch zu meistern. Das tiefe Eindringen in unsere Gegenwart, das Vertrautsein auch mit den ideologischen und philosophischen Problemen unserer Zeit wurde als dringende Voraussetzung für eine gültige künstlerische Aussage angesehen.

Nicht zufällig kehrte die Diskussion immer wieder zur Heldenwahl und Heldenprofilierung zurück, etwa wenn Werner Bräunig konstatierte, daß bisher die positiven Charaktere in unseren Erzählungen und Romanen eher Vorangetriebene als Vorantreibende seien. Den Helden mangle es meist am eigenen

starken Willen; man sehe sie vor Situationen gestellt, in denen sie sich gar nicht anders als positiv entscheiden könnten. Es fehle der einprägsame Typ des Wissenden, des Hartnäckigen, von denen es in unserer Wirklichkeit längst genügend gebe. Die sowjetische Literatur habe von Anfang an Typen hervorgebracht, die mit allen Fasern ihres Herzens etwas wollen und erkämpfen. Solche Charaktere könnten getrost vor große und größte Schwierigkeiten gestellt sein, „denn durch kleine Schwierigkeiten wird niemand groß“.

Diese Worte führten mitten hinein in eine schöpferische Auseinandersetzung, die, fern von jedem blutleeren Ästhetizismus, über diese Tagung hinaus wirken wird und auch unseren Literaturwissenschaftlern Stoff zum Nachdenken geben sollte. Viele der Anwesenden waren sich jedenfalls darüber einig, daß ein Bewußtmachen solcher Fragen, die sich die meisten unklar selbst gestellt und beantwortet haben, für die weitere Arbeit sehr fruchtbar sein wird. Auch der bevorstehende V. Schriftstellerkongreß wird hieran nicht vorübergehen können.

Karl Fischer

Tagore und seine deutschen Interpreten

Von all seinen Werken, die Rabindranath Tagore selbst in die englische Sprache übertragen hat, fand der Gedichtband „Gitanjali“ besonderen Anklang. Er war es vor allem, der für die Verleihung des Nobelpreises (1913) ausschlaggebend wurde. In Deutschland begann Tagore eigentlich erst nach diesem Ereignis populär zu werden. Zeitschriften druckten Aufsätze über seine Werke, vor allem aber über die Lyrik, und im Jahre 1921 erschien zum ersten Male (im Kurt-Wolff-Verlag, München) eine Tagore-Auswahl in acht Bänden, die der vom Dichter edierten englischen Ausgabe folgte.

Im gleichen Jahr auch bereiste der greise Tagore, einer Einladung des Gra-

fen Keyserling folgend, Deutschland. Er wurde von den Tageszeitungen als „ehrwürdiger Seher“, „göttlicher Asket“ und „neuer Heiland“ gepriesen, und auch der starke Verehrerzuwachs mag in jenen Jahren vor allem religiöse Beweggründe gehabt haben; das Interesse galt vorzugsweise der mystischen Seite Tagores. In allen Dingen, meint Emil Engelhardt in „Schneiders Bühnenführer“ (1922), sähe Tagore eine Seele, und alle diese Seelen unterständen einer „Weltseele“ oder – wie sie auch genannt wird – der „unendlichen Persönlichkeit“. Dies sei unsere Welt, „unsere wahre Welt“. Ein anderer Interpret Tagores, Hanns Fiedler, schreibt in seinem Buch „Die Welt im Drama

Rabindranath Tagores“ (1921): „Das ist unendlich mehr als Moral, es ist mehr Philosophie. Hier haucht Mystik, und Mystik ist der innerste Kern aller lebendigen Religionen. Man sieht durch ihr klares Gefüge bis auf den Grund, und erst dort unten dämmert die tiefe, unendliche Ewigkeit.“ Aber mit Einschätzungen dieser Art wird man dem großen Menschen und Dichter in keiner Weise gerecht. Gewiß trug Tagores Vorstellungswelt mystische Züge. Seine Harmonieauffassung predigte letztlich eine Unterwerfung unter die Natur und nicht deren Beherrschung und die Erforschung ihrer Gesetzmäßigkeiten. Dies äußerte sich auch im Aufbau seiner Universität, an der nur die sogenannten „Geisteswissenschaften“ gelehrt wurden, denn „nicht nur die Welt, sondern Gott selbst wird von der Naturwissenschaft seiner Wirklichkeit entkleidet“, schrieb der Dichter in seinem Buch „Lebensweisheit“.

Schon von Hause – Tagore entstammte einer Brahmanenfamilie – war er der Ideologie des mittleren Bürgertums, dem schwärmerischen Monotheismus beziehungsweise Pantheismus, verpflichtet. Er stand der literarischen Romantik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahe – der große bengalische Romantiker Bankim Chattopadhyaya wurde eines seiner Vorbilder – und war so auch von dieser Seite mystischen Einflüssen ausgesetzt. Dennoch muß festgestellt werden, daß Tagores Lebenswerk einen realistischen Ursprung und ein realistisches Ziel hatte, es galt einem besseren Diesseits, es lief darauf hinaus, im Leben „Vollendung“ zu finden. Unter „Vollendung“ verstand Tagore die Harmonie der Menschen untereinander, unabhängig von Klassen und Interessen, und die Harmonie zwischen Mensch und Natur, er sah aber nicht, daß dies nur in einer klassenlosen, auf revolutionärem Wege errichteten Gesellschaftsordnung verwirklicht werden kann.

In Würdigung der kosmopolitischen Bemühungen des Dichters schrieb Paul Natorp, ein der Kantschen Philosophie

verpflichteter Gelehrter, daß Tagore nicht als „Bekehrer“ gekommen sei, sondern um eine Brücke zwischen Ost und West zu schlagen („Stunden mit Rabindranath Tagore“, 1921). Die Kriege in Europa waren „eine fortdauernde schwere Bedrohung für ein menschliches Miteinanderleben nicht der Völker des Westens allein, sondern des ganzen Erdkreises, nicht zum wenigsten der Länder Asiens, also auch seines Vaterlandes“, schreibt Natorp, kommt aber nicht auf die ökonomischen Ursachen der Kriege und auf das Wesen des Imperialismus zu sprechen. Auch Tagore vertritt nur verschwommene Vorstellungen, wenn er davon spricht, daß man gemeinsam auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts hinarbeiten muß, die auf Liebe, auf schlichte Menschlichkeit gegründet sein sollte.

Arthur Schurig, ein Vertreter nationalistischer Kreise, behauptete, Tagore sei „vom Geiste des Abendlandes, so oberflächlich er ihn kennt, durchdrungen, zum Nachteil seiner ursprünglichen Art!“ Und: „Morgenländer, die derart stark das Abendland nachahmen, sind heute für uns überflüssig.“ Dem einen läßt sich ebenso wenig zustimmen wie dem anderen. So sehr der Dichter seit seiner frühen Jugend auch die europäische Kultur verehrte, er blieb eine nationale Erscheinung, er blieb Inder. Sein Dichten und Trachten war keinesfalls Nachahmung westlicher Art und Methode, aber ganz offensichtlich war, wie das Zitat von Schurig beweist, sein Pazifismus den nationalistischen Kreisen in Deutschland nicht angenehm.

Hanns Fiedler hingegen bezeichnete Tagore als den „einzigen unter den Lebenden, der aus dem Chaos der Zeit den Ausweg in die Ewigkeit gefunden hat... Seit Ibsen lebt kein ethischer Dichter, wohl auch kaum ein Philosoph, der eine nur ähnlich geschlossene und vollendete Weltanschauung aufweisen könnte wie der indische Dichterphilosoph...“

Die unterschiedlichen Meinungen sind erklärlich, sie entsprechen den Ansichten

der Kreise, aus denen die Vertreter stammen: Der eine hofft auf einen Ausweg in die Ewigkeit, der andere auf einen Ausweg über die kolonialen Märkte. Außerdem kam Tagore gerade zu einer Zeit nach Deutschland, da nach dem bis dahin furchtbarsten Kriege alles darniederlag. Die Werktätigen mußten um ihre bloße Existenz ringen, viele Intellektuelle waren tiefenttäuscht und befanden sich in einer Stimmung der Ausweglosigkeit. Vor ihren Augen waren große kulturelle Traditionen zusammengebrochen, und Tagore bedeutete ihnen ein kleiner Lichtblick. Wieder andere flüchteten sich in Tagores mystisch-romantische Gedichte, so wie es Erich Weinert in seinem „Song der Edellatscher“ kurz andeutet.

Tagore, so meint Schurig, „schätzt den Engländer als einzelnen derart hoch, daß er darüber den Engländer im ganzen, den brutalen Weltoberer nicht sieht oder gar nicht sehen will“. Außerdem mache er „einen merkwürdig betonten, sophistischen Unterschied zwischen den Völkern an sich und ihrem Staatsbetrieb“. Dieser Unterschied aber ist keineswegs sophistisch. Wie man den deutschen Menschen nicht mit dem Faschismus gleichsetzen kann, ebenso wenig kann man jeden Engländer als Kolonialherren bezeichnen. Tagore hat die Brutalität der britischen Weltherrscher durchaus erkannt; er sah auch mit zunehmendem Alter den Widerspruch der „europäischen Zivilisation“, des Imperialismus, immer deutlicher: auf der einen Seite gewaltiger Fortschritt in Wissenschaft, Technik und Kultur, auf der anderen Not und Elend, insbesondere bei den unteren Klassen und bei den Kolonialvölkern, so auch in Indien, dem Land, auf dessen Armut der englische Reichtum gewachsen war. Mit Besorgnis verfolgte Tagore den Kampf der imperialistischen Staaten um die Aufteilung der Welt, der seinen Glauben an die „europäische Zivilisation“ nach und nach erschütterte.

Schurig beschuldigte Tagore, britischer Staatsuntertan zu sein, da er der briti-

schen Weltherrschaft – wohl, indem er die Kampffreudigkeit im imperialistischen Deutschland durch die Verbreitung seiner pazifistischen Ideen beeinträchtigte – indirekt Vorschub leiste. Aber er habe sich verrechnet, denn er ahne nicht, „daß der Europäer seine ungeheure Zähigkeit im Grunde einzig und allein seiner unausrottbaren Kriegslust verdankt. Abendländer sein, heißt Kämpfer sein!“, womit sich Schurig selbst eindeutig als Faschist entlarvte.

In einer Schrift von Moritz Winternitz („Rabindranath Tagore – Religion und Weltanschauung“, 1936) hingegen wird Tagore als der modernste Mensch Indiens bezeichnet, der für den Fortschritt eintritt: „Er kämpft gegen jeden Aberglauben, gegen alles Sinnlose, gegen überlebte schädliche Traditionen und Sitten.“ Aber war Tagore wirklich der „modernste“ Mensch des damaligen Indiens? Diese Frage kann man nicht bejahen. Doch wir achten den Tagore, der sich nie in starre Formen zwingen ließ, der stets auf der Suche nach dem „Neuen“ war und es mutig in seinem Werk angewendet hat. Seit dem Jahre 1933 gibt es in Indien eine Kommunistische Partei (die 1934 in die Illegalität gedrängt wurde); im Jahre 1936 tagte der erste „Kongreß der fortschrittlichen Schriftsteller“, an dem als Präsident kurz vor seinem Tode Premtschand, der Autor des ersten indischen Arbeiterromans, führend beteiligt war; leider konnte der greise Tagore nicht mehr daran teilnehmen. Er, als bürgerlicher Dichter, konnte bei seiner philosophischen Haltung nicht immer mit letzter Konsequenz für das gesellschaftlich völlig Neue eintreten. Dies spiegelt auch sein Werk wider: Einerseits lobt er in dem Roman „Der Schiffbruch“ eine Konvenienzehe, während er die Liebesheirat nicht zustande kommen läßt, andererseits setzt er sich in „Chitra“ für die Gleichberechtigung der Frau ein. Und in seinem Buch „Lebensweisheit“ findet man das folgende Zitat: „... der Mann kann durch seinen Machtwillen die Frau nicht

ein für allemal zum bloßen Zierstück herabwürdigen. Denn sie ist der Kultur nicht weniger notwendig als er, vielleicht mehr."

Tagore war ein Gegner der Kasten- und Sektschranken; auch wollte er – ähnlich Gandhi – das ärmliche Leben der Bauern bessern. Im Jahre 1921 eröffnete er in einem Dorf eine Hilfsstelle für Bauern. Im Vorwort zu einer sowjetischen Tagore-Ausgabe heißt es darüber: „Nach der Absicht Tagores sollte Sriniketan als ein Zentrum für die Verbreitung agrotechnischer Kenntnisse unter den Bauern dienen und ihnen auf dem Gebiet der Bildung und des Gesundheitswesens voranhelfen. Auf einem Versuchsfeld in Sriniketan werden neue, verbesserte Sorten landwirtschaftlicher Kulturen gezüchtet, und das Saatgut wird unter den Bauern verteilt. Es gibt dort ein Ambulatorium, wo ärztliche Hilfe geleistet und zu billigem Preis Medizin verkauft wird. Tagore kümmerte sich sehr um Sriniketan, in der Überzeugung, daß Indiens Glück vor allem das Glück des indischen Dorfes sei.“

Paul Natorp berichtet, Tagore habe in Darmstadt vor Arbeitern geäußert, daß eine „Errettung“ nur von den Unterdrückten kommen könne, eine Auffassung, die sich ungefähr auch in Tagores Drama „Weg der Zeit“ findet. Dieser revolutionäre Akt der Selbstbefreiung aber ist nicht möglich ohne die Führung einer starken kommunistischen Kampfpartei, auch wenn Natorp behauptet: „Der Mensch gilt dem Menschen, er gilt sich selbst nichts mehr, wo die Partei das große, das alleinige Wort führt“, ein Satz, der später indirekt von Tagore selbst widerlegt worden ist, nämlich, nachdem er im Jahre 1930 die Sowjetunion besucht hatte. Tagore war Zeuge geworden, wie in der Sowjetunion unter Führung der Kommunistischen Partei erfolgreich gegen Krankheit und Analphabetentum, gegen Unwissenheit und Armut gekämpft, wie „jegliche Erniedrigung“ aus einem riesigen Kontinent verbannt

wurde. Rußlands „Zivilisation ist frei von all den verhaßten Unterschieden zwischen einer Klasse und der anderen, zwischen einer Sekte und der anderen. Der von ihm erreichte schnelle und verblüffende Fortschritt macht mich froh, aber gleichzeitig auch eifersüchtig“ („Krise der Zivilisation“). Diese Worte machen klar, daß Tagore nicht nur ein „gemütvoller Lyriker und religiöser Mystiker, und nichts als dies“ war, wie Arthur Schurig glauben machen wollte, sondern ein kraftvoller, dynamischer Denker, ein aufrechter Humanist im Kampf um die Befreiung der Menschheit von Unterdrückung und Ausbeutung. Nach seiner Reise durch die Sowjetunion erhielt seine Schaffenskraft einen neuen Aufschwung. Er hatte sich neue Gesichtspunkte für sein Denken und Lehren erschlossen, sein Glaube an den Fortschritt der Menschheit erstarkte. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Zähigkeit der siebzugjährige Tagore noch an sich arbeitete und mit der Entwicklung Schritt zu halten suchte. In seinen letzten Jahren trat der Dichter mit ganzer Kraft in Reden und Schriften gegen den Faschismus auf. Tagore wußte, daß die Menschheit dieses Übel beseitigen würde. Und wie recht hat ihm die Zukunft gegeben, als er kurz vor seinem Tode niederschrieb, daß die Morgendämmerung vom Osten kommen wird, von dort, wo die Sonne aufgeht.

Informationen

Lilly Becher wurde mit dem Vaterländischen Verdienstorden ausgezeichnet.

Mit der Medaille „Für hervorragende Leistungen bei der sozialistischen Erziehung“, einer Auszeichnung der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“, wurde Werner Heiduczek, Halle, geehrt.

Junge Autoren des Bezirkes Halle gründeten kürzlich, unterstützt vom Mitteldeutschen Verlag und vom Deutschen Schriftstellerverband, unter dem program-

matischen Namen „Heute“ ein Forum, auf dem sich am 25. eines jeden Monats Autoren des Mitteldeutschen Verlags mit neuen Arbeiten vorstellen. Die Bezirkszeitung „Freiheit“ druckt jeweils vor der Lesung auf einer Seite ihrer Beilage Auszüge aus den Arbeiten, die zur Diskussion stehen.

Die Deutsche Akademie der Künste übernahm den literarischen Nachlaß Hans J. Rehfschs.

Reichlich vier Millionen Bücher jährlich verschickt das Buchhaus Leipzig in die Städte und Dörfer unserer Republik. Allein die „Kleine Hausbibliothek“ wird von 130 000 Lesern abonniert, von denen 80 000 auf dem Lande wohnen.

Die „Arbeitsgruppe zur Erforschung

der proletarisch-revolutionären Literatur Deutschlands“ in Leipzig wurde der Deutschen Akademie der Künste angegliedert.

Der internationale Vorbereitungsausschuß der 2. afro-asiatischen Schriftstellerkonferenz, der kürzlich in Kairo tagte, hat beschlossen, die Konferenz im November dieses Jahres nach Kairo einzuberufen. Thema der Beratungen wird u. a. die Rolle der Schriftsteller im Kampf der afrikanischen und asiatischen Länder gegen Imperialismus und Kolonialismus und für den Frieden der Welt sein. In einem Aufruf an die Schriftsteller Asiens und Afrikas äußert der Ausschuß seine Beunruhigung angesichts der Vorgänge im Kongo und der Ermordung Lumumbas. Er fordert alle freiheitlich gesinnten Völker auf, die rechtmäßige kongolesische Regierung zu unterstützen.

Zu unseren Beiträgen

Der Beitrag von Marianne Lange ist Teil eines Vorworts zu dem 1962 im Aufbau-Verlag erscheinenden Sammelband „Johannes R. Becher über Kunst und Literatur“.

Das Gedicht „Ein Mensch unserer Zeit“ hat Johannes R. Becher nie in eine Buchausgabe seiner Werke aufgenommen. Es findet sich in einer Anfang 1925 erschienenen Lyrik-Anthologie und ist vermutlich 1924 geschrieben worden.

Die neuen Gedichte von Hanns Cibulka sind während einer Studienreise durch Italien entstanden.

„Die zweite Literatur“ von Günther Cwojdrak ist Teil eines Sammelbandes, in dem mehrere Autoren Strömungen der westdeutschen Literatur analysieren. Die Broschüre wird vom Schriftstellerverband vorbereitet.

Das Buch von Karl-Heinz Jakobs, aus dem wir einige Kapitel vorabdrucken, wird im Verlag Neues Leben, Berlin, unter dem Titel „Beschreibung eines Sommers“ herauskommen.

Elfriede Brüning arbeitet zur Zeit an einer Porträt-Reihe, die im Kongreß-Verlag als Buchausgabe vorbereitet wird.

NEUERSCHEINUNGEN

Wolf D. Brennecke: Die Nacht in der Hütte. (Kompaß-Bücherei – 29.) Verlag Neues Leben, Berlin, etwa 192 S.

1,80 DM

Herbert Friedrich: Die Fahrt nach Dobšina. (Reihe Junge Autoren.) Paul List Verlag, Leipzig, 82 S.

2,50 DM

Werner Heiduczek: Matthes und der Bürgermeister. Mitteldeutscher Verlag, Halle, 141 S.

4,- DM

Christa Jobannsen: Asklepios und seine Jünger. Roman. Union Verlag, Berlin, 328 S.

7,- DM

Werner Lindemann: Zutiefst an dich gebunden sein. Liebesgedichte. Verlag Neues Leben, Berlin, 76 S.

2,80 DM

Hans Lorbeer: Zur freundlichen Erinnerung. Kurzgeschichten. (Rote-Dietz-Reihe – 15.) Dietz Verlag, Berlin, 200 S.

1,60 DM

Helmut Preißler: Stimmen der Nachgeborenen. Verlag Neues Leben, Berlin, 56 S.

2,50 DM

Götz R. Richter: Najok, der Perlentaucher. Drei Erzählungen. (Reihe Junge Autoren.) Paul List Verlag, Leipzig, 140 S.

3,50 DM

Anna Seghers: Das Licht auf dem Galgen. Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 144 S.

etwa 6,90 DM

Paul Wiens: Die Haut von Paris. Novelle. (Die Reihe – 53.) Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 50 S.

1,95 DM

Literaturtheorie und Literaturkritik Chroniken

Kurt Hager: Humanismus und Wissenschaft. Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 48 S.

-,75 DM

Geschichte der deutschen Literatur von 1480–1600, IV. Band. Verlag Volk und Wissen, Berlin, 544 S.

25,- DM

Wieland Herzfelde: John Heartfield. Monografie. VEB Verlag der Kunst, Leipzig, 272 S. mit etwa 250 Abbildungen

etwa 26,- DM

Hermann Hettner: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, Band I. Aufbau-Verlag, Berlin, 868 S.

28,50 DM

Edith Braemer und Ursula Wertheim: Studien zur deutschen Klassik. Verlag Rütten & Loening, Berlin, 493 S.

7,80 DM

Hans Richter: Gottfried Kellers frühe Novellen. Verlag Rütten & Loening, Berlin, 247 S.

5,80 DM

Wolfgang Rödel: Forster und Lichtenberg. Verlag Rütten & Loening, Berlin, 255 S.

6,20 DM

Frank Wagner: Literatur auf Kriegskurs. Eine literaturkritische Analyse. Dietz Verlag, Berlin, etwa 120 S.

etwa 2,- DM

Johannes R. Becher – Bildchronik seines Lebens. Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 300 S.

etwa 18,- DM

Beiträge zur Literaturkunde 1960. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Bibliothekswesen. VEB Verlag für Buch- und Bibliothekswesen, Leipzig, 66 S.

2,50 DM

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Die Bedeutung der Leninschen Widerspiegelungstheorie für die Literaturwissenschaft, von Erhard John, Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität, Leipzig, H. 1/61, S. 1

Über die erkenntnistheoretische Bedeutung der Literatur und ihre reaktionäre Interpretation durch die „Ostforschung“, von E. Hexelschneider, Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität, Leipzig, H. 1/61, S. 23

Über das Verhältnis von Schriftsteller und Werk zu den Volksmassen, von Fritz Gruner, Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität, Leipzig, H. 1/61, S. 35

Haben Schriftsteller Probleme?, von Annemarie Lange, „Sonntag“ Nr. 7/61, S. 1

Um das sozialistische Menschenbild in unserer Literatur, von Alexander Abusch, „Sonntag“ Nr. 9/61, S. 1

Herr Sartre „ergänzt“ den Marxismus, von B. Bychowski, „Die Presse der Sowjetunion“ Nr. 25/61, S. 339

Humanismus in der Entscheidung, von Wilhelm Girnus, „Einheit“ (Beilage) H. 2/61

Politische Verantwortung und künstlerische Meisterschaft – Brechts Szenenfolge „Furcht und Elend des Dritten Reiches“, von Werner Mittenzwei, „Theater der Zeit“ H. 3/61, S. 38

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 200